Eduard und Therese Devrient Briefwechsel

Briefwechsel
zwischen
Eduard und Therese Devrient



Eduard Devrient — Ende der Sechzigerjahre

Briefwechsel

zwischen

Eduard und Therese Devrient

Mit acht Vollbildern

Herausgegeben

von

Hans Devrient

Stuttgart
Carl Krabbe Verlag
Erich Gußmann

Carl Hammer Hofbuchdruckerei, Stuttgart

Vorwort

Die Jugenderinnerungen von Therese Devrient haben eine überaus freundliche Aufnahme gefunden. Das sonnige und wahre Naturell der glücklichen Frau hat unserer Generation wohlgetan. Die Heimchen der Biedermeierzeit scheinen in so manchem Hause schlummernde Genossen aus alten lieben Kommodenschubladen geweckt zu haben. Das kleine „Hämchen", wie Eduard sein Hausmütterchen gerne nannte, ist wieder aufgewacht, all in ihrer Munterkeit, und man hat sie liebgewonnen. Nur mit einem scheint man nicht so ganz einverstanden gewesen zu sein, mit dem Abbrechen der Erinnerungen bei der Übersiedelung von Berlin nach Dresden 1844; und nun drängt der Verleger, ich solle aus den grünen Mappen in unserem kleinen Familienarchiv eine Fortsetzung der „Erinnerungen" herausholen. Die gibt es nicht; und die Freunde, die jenes Buch sich erworben hat, könnten nun enttäuscht sein, etwas Anderes zu finden. Thereses „Erinnerungen" schließen ab zu der Zeit, da Eduard in seine eigentliche Bedeutung einrückte, ihre Erinnerungsbücher enthalten keine beschriebenen Blätter mehr, seit ihr Gatte sich anschickte, die Geschichte seiner Kunst zu schreiben und selbst durch schwere Kämpfe sich seine Stellung in der Geschichte der deutschen Schauspielkunst zu schaffen. Eduard Devrient, nicht Therese, wird bei jeder Veröffentlichung aus

dieser späteren Zeit im Vordergrunde stehen müssen. Ehe ich die Schnüre von den Tagebüchern Eduards einmal löse, aus denen das Bild seines Wesens in der Größe seiner Berufsauffassung, dem zielsicheren Ernste seines künstlerischen Idealismus, dem offenen Blick für die Bewegungen seiner Zeit, der nach Klärung ringenden tiefen Frömmigkeit und der reichen Güte seines menschlichen Fühlens am eindringendsten zu uns Nachlebenden spricht, möge hier doch als eine Art Fortsetzung von Thereses Buch eine Auslese aus dem Briefwechsel beider den Freunden ihres Hauses und diesmal noch mehr auch den Genossen und den Freunden seiner Kunst und seines Standes erscheinen. Von der reichen Fülle innerer und äußerer Erlebnisse der beiden kommt natürlich nur ein verschwindend kleiner Teil in diesen Briefen zur Darstellung, wie es gerade die Gelegenheit, da beide getrennt und auf den brieflichen Verkehr angewiesen waren, mit sich brachte. Das Meiste und wohl gerade das Bedeutendste erlebten sie gemeinsam beisammen. Aber doch wird der Leser auch aus diesen gelegentlichen Berichten einen Einblick bekommen in den Geist und die Stimmung, die in ihrem Hause lebendig waren. Therese tritt in ihnen zurück vor ihrem Hausherrn, wie sie es im Leben immer tat, aber bis in die letzten Tage seines Lebens leuchtet aus beider Worten beglückend und durch alles Leid des Daseins nur bestärkt ihre große Liebe.

Weimar, im Herbst 1909.

Hans Devrient

Inhalt

Aus der Berliner Zeit

1834

Eduard Devrient, am 11. August 1801 zu Berlin geboren, war seit 1819 als Bariton am Kgl. Opernhause und in jugendlichen Charakterrollen am Schauspielhause angestellt. Seit 1834 ging er nach und nach ganz in das rezitierende Schauspiel über, früh schon mit kleinen Regieaufgaben und mit dem Unterricht jüngerer Kollegen und Kolleginnen betraut, auch schriftstellerisch seit früher Zeit dramatisch und dramaturgisch tätig. Seit 1825 war er mit Therese Schlesinger verheiratet. Zu dem Kreise junger romantischer Schwärmer, dem Eduard sowie Wilhelm Hensel, Maler und Schwager Felix Mendelssohns, und der Maler und Kunsthistoriker Ernst Förster in den zwanziger Jahren angehörten, hatte auch ein musikalisch und philosophisch veranlagter junger Theologe gezählt, ein entfernter Vetter Eduards, Albert Baur. Er hatte sich mit Eduard im idealistischen Ernste der Lebensauffassung und in freisinniger Frömmigkeit getroffen, wie sie durch Schleiermacher damals im jungen Berlin lebendig geworden war. Baur saß jetzt auf einem ukermärkischen Pfarrdorfe, und seine durstige Seele sehnte sich nach erneutem Gedankenaustausch mit dem Jugendfreunde. Eduard besuchte ihn und benutzte diese Gelegenheit dazu, auf einem Abstecher nach Swinemünde, Heringsdorf und Rügen den wünschenswertesten Erholungsplatz für sich und die Seinen kennen zu lernen für die nächsten Jahre.

Eduard an Therese.

Brüssow, den 12. Juli 1834. Nachts 12 Uhr.

Du schläfst nun wohl recht süß, mein liebes Herz, und ich bin soeben erst hier angekommen, mein Postillon hat die Wirtsleute herausgetrompetet. Während man das Bett überzieht, will ich noch ein paar Worte an Dich schreiben und Dir erzählen, wie mirs heute erging. Daß ich auf ein Haar zu spät gekommen wäre, weißt Du wohl schon, aber es kam noch besser. Vor dem Tor wollte ich meine eilig in den Wagen geworfenen Siebensachen etwas ordnen, die Klappe des Kabriolets wurde deshalb etwas gelüftet, und nach kurzer Zeit vermißte ich darauf — meine Mütze. Denke nur, schon wieder eine Mütze, die dritte, auf der Landstraße verlorene. Und welche Mütze! Meine Reisegefährten, die sie nur auf einen Moment auf meinem Kopfe gesehen hatten, waren so durchdrungen von der Größe meines Verlustes, daß sie den Postillon veranlaßten zu halten, ich lief zurück, ein Mistwagen fuhr der Schnellpost nach, der Kerl darauf mußte sie gesehen haben, und seine überaus freundliche Verneinung auf meine Frage befestigt meine Überzeugung, daß er sie gefunden hatte, und daß die kostbarste aller Mützen unfehlbar morgen in der Schenke auf dem Schädel dieses Mistvieches paradieren wird. Hin ist hin, was nützt das Klagen? Ich nahm mittags meinen Hut aus dem Futteral, welcher übrigens ganz heiß anzufühlen war, obschon er in der Lederschachtel und diese in dem Magazin des Wagens verschlossen gewesen. Bilde Dir daraus einen Begriff der Hitze, welche wir den Tag über zu kosten hatten. Vormittags ging es leidlich, der Luftzug von der Bewegung des Wagens kühlte so ziemlich, aber in den Nachmittagsstunden, wo wir verschiedene Viehweiden zu passieren hatten, da galt es Mut und Standhaftigkeit.

Gegen 5 Uhr mußten wir vor einer Schenke halten, einen Eimer Wasser bringen lassen, woraus sämtliche Passagiere und Passagierinnen getränkt wurden. Gegen 6 Uhr gelangten wir zur letzten Station vor Prenzlow in einen schönen, kühlen Buchenhain. Da streckten wir uns in das Gras, gleich den Wüstenarabern, wenn sie die Oase erreicht haben; hätte ich Buchenwälder nie geliebt, dieser Zauber hätte mich hingerissen. Doch die Magd ist fertig, ich will zu Bett. Gute Nacht, mein Herz, morgen mehr.

Den 13ten früh ½6 Uhr.

Das war eine schlechte Nacht. Auf dem Federbette brannte mir der Rücken, ich floh aufs Sofa, aber im Hause war die ganze Nacht hindurch (mein Wirt ist ein Bäcker) ein solcher Lärm von Kneten, Rollen, Klopfen, Ofentürzuschlagen, Brothineinschieben, daß der Schlaf mich nur auf Minuten fassen konnte. Nun bin ich schon lange auf und rücke mich zurecht. Das Städtchen ist ärmlich, aber freundlich, die Mädchen tragen eng anliegende, kleine weiße Häubchen und holen brav Semmel von meinem Wirt. Ich wohne im Erdgeschoß, die Sonne blinkert durch Akazienbäume in mein Zimmer. Ich warte auf mein Frühstück und meine Schuhe, habe ich beides, gehe ich zu Baur. — Von gestern habe ich noch über meine Reisegesellschaft nachzuholen. Ich hatte wieder, wie immer, Glück im Postwagen . . . Da habe ich wieder einmal gesehen, wie die Zeitbildung doch in allen Ständen forttreibt, und heutzutage die Ansichten, welche sonst der geheime Schatz weniger waren, wie kleine Münze unter allen Leuten aller Verhältnisse kursieren — der Kaffee ist da —

7¼ Uhr. Ich fahre an Baurs Schreibtisch fort, er ist schon auf die Filialdörfer gefahren, noch habe ich ihn nicht gesehen . . . Mein Stübchen würde Dich entzücken,

wie es denn überhaupt hier im Hause, namentlich in Alberts Revier, so heimlich und geziemend geordnet ist, wie Du es der Frau schwerlich zutrauest. Mein Fenster geht nach einem kleinen Gartenstückchen hinaus, eng und dicht an die Kirchhofmauer grenzend, ein Nußbaum, darunter Lilien, brennende Liebe usw., bauen das Fenster, das mit Weinlaub umsponnen ist, heimlich ein und lassen nur den baufälligen Kirchturm durchschimmern. Der Garten hinter dem Hause ist recht wie eines Pastors Garten, ein Rosengang, ein anderer mit Buxbaum eingefaßt, Bohnen, Schoten, davor Georginen, unter hohen Obstbäumen weißer Tisch und Bänke auf dem Rasen, eine dunkelüberhängende Lindenlaube, kurz ein liebliches Durcheinander, ärger als in unserm Garten, aber viel gehöriger und erfreulicher. Ich muß Dir davon zeichnen, was ich kann. — Vom gestrigen Tage hätte ich nur noch nachzuholen, daß ich mit meinen Reisegefährten ganz angenehm geplaudert, es kamen: Landwirtschaft, Ablösung der Frohnen, ihre Nachteile und Vorteile, Homöopathie, Hegels Philosophie, Philosophie überhaupt, der nachteilige Hang dazu bei schwachen Geistern, Frömmelei, geistiger Fortschritt unserer Zeit überhaupt, Unterschied der Weinsorten, Hagelschlag, Befreiungskrieg, russischer Feldzug, Rügen, und wie ich die Reise machen solle — zum Gespräch. Bunt genug . . . Nach gemeinschaftlichem Abendessen fuhr ich nach Brüssow, auf einem holprigen Lehmwege, auf dem ich gewaltig durchgerüttelt wurde. Der Postillon blies alle seine Stücke, aber ohne Melodie, das Mantellied erkannte ich nur am Rhythmus, die Noten waren alle verkehrt, er blies das Stück, jeden Takt aus einer anderen Tonart. Es wurde Nacht, der Weg wollte kein Ende nehmen, wie der nach Jüterbog, endlich gings an einem See vorüber, auf dem zwei Kähne mit Feuern zum Krebsen herüberleuchteten, der Steindamm fing an, der

Schwager blies durch die menschenleeren schlafenden Straßen und lieferte mich an den Anfang dieses Briefes. Punktum für jetzt.

Den 14ten.

Wenn ich nur erst einen Brief von Dir hätte, so ganz vom Verkehr mit Dir losgerissen, will es mit mir nicht mehr fort, ich fange an zu sorgen um Dich, um die Kinder, . . . Kurzum ich sitze schon zu lange hier still für meine Abhängigkeit von Dir. Nicht daß der Umgang mit Baur nicht den größten Reiz für mich hätte, wir reden viel miteinander und haben auch sehr viel zu reden, dazu macht ihnen beiden mein Hiersein so sehr große Freude, und ich würde unfehlbar, um ein paar solche Tage zu erleben, Dich willig wieder verlassen, aber — Du solltest doch mit mir sein, oder meine Reise müßte mich von einem Ort zum andern, in stetem Wechsel der Gegenstände treiben, dann ertrüge ich es besser. Nun, die übrige Reisezeit wird ja so sein. Ich werde nur noch morgen hierbleiben und dann mit Baurs bis Swinemünde zusammen reisen. Gestern habe ich Baur predigen gehört. Er ist ungemein lebhaft geworden dabei, fast zu sehr, er ist sehr laut, mit vielen fast krampfhaften Bewegungen, aber ich hatte meine Freude an alledem, denn nur so konnte er sich aus der früheren Schüchternheit herausreißen. Jetzt sieht und hört man deutlich seinen Eifer, seinen inneren Drang nach der Wahrheit. Er sprach über einen Text aus der Apostelgeschichte, da der Hohepriester Gamaliel zugunsten der gefangenen Apostel spricht und sagt: „Ist's Gotteswerk, so wird's bestehen, ist's Menschenwerk, wird's untergeh'n". Die Predigt war ganz Schleiermacherisch gebaut und zeigte: wie wir vorsichtig im Beurteilen fremder Ansichten und wieder beharrlich in eigenen sein sollen. Aber die guten Brüssower verstehen das doch nicht, zu den Leuten, die ich dort in der Kirche

sah, müßte man doch handgreiflicher reden. Das wird noch kommen, Baur muß sich selbst nur erst ganz hervorarbeiten, dann wird er auch auf die unter ihm stehenden Naturen sich einlassen können. Gegen Abend las ich Baurs meine Novelle [eine unvollendete Schauspielernovelle] vor, wir saßen im Garten, nahe der Kirchhofsmauer unter Bäumen, ein Plätzchen, auf dem ich sehr gern bin, weil Du es sehr lieben würdest. Baur hat meine Arbeit außerordentlich gefallen, ich habe ganz frische Lust und Kraft dazu bekommen. Er hat manches ausgestellt, was ich benützen werde, wir sprachen seitdem oft darüber. . . .

Abends 7 Uhr.

. . . Mein Thema heißt: wenn Du mit mir gereist wärest, so hätte ich ein frischeres Herz. Wir lesen, reden, machen auch wohl etwas Musik, aber wie wäre das alles mit Dir? Wüßte ich nur, wie es Dir ergeht; daß ich erst in Swinemünde Deinen Brief haben soll, ist sehr verdrießlich. — Eben läutet es die Arbeiter von den Feldern heim, es ist hier prächtig still, wie schön gesammelt und ungestört muß man hier arbeiten können. Unser häusliches Leben, das wir ein zurückgezogenes nennen, würde hier toll und zerstreut erscheinen. Freilich sind keine Kinder im Hause, nur eine schöne Katze mit zwei kleinen, die ganz reizend miteinander spielen, und an denen unsere Kinder den größten Spaß hätten. Ich kann nun nicht einmal fragen: wie Ihr lebt, ob die Kinder artig sind usw., denn ich kann keine Antwort darauf erhalten. Nun, ich fühle aber durch und durch, daß Du meiner gedenkst bei Tag und Nacht, und daß wir immer beisammen sind. Du liebes, liebes Herz! Unsere Liebe fängt an erwachsen zu werden, ich habe jetzt ein Gefühl der Hochachtung davor. Im Ernste, Therese, hat unsere Liebe wirklich an Höhe und Tiefe gewonnen, oder scheint

sie mir nur bedeutender, weil sie mir mit jedem Tage neu ist? Weil ich das Maß von gestern schon wieder vergessen habe, und die Gegenwart mich stärker faßt als das Vergangene? Genug, genug, was untersuche ich und anatomiere, frage ich denn, warum mein Dasein im gegenwärtigen, frischen Lebenspulse mich freudig bewegt? Du warst mein, Du bist es und bleibst es in alle Ewigkeit, und daß ich Dein bin, ist die Krone meines Lebens. Fühlst Du es wohl, wie die warme Geistesnähe Deines süßen Wesens mich durchschauert, und fühlst Du es, wie meiner Seele Kuß tief, tief sich in die Deine drängt? —

Den 15ten mittags.

Das war ein schöner Vormittag im Buchenwalde. Durch dichte Gänge von jungen Bäumen ging es, so niedrig, daß der Wagen sich kaum hindurchdrängte, dann unter älteren, stattlichen Bäumen über hügelig Land, wo man den Blick abwärts in grüne Niederungen frei hatte. Eine Mühle am Weiher, wo die Weiber Bleichwäsche spülten, und auf der Höhe über der Mühle unter alten Buchen ein Frühstück, das wir uns im Kober mitgenommen hatten. Es war alles so recht für Dich gemacht. Wir gingen dann noch nach einer Höhe, dem sogenannten Burgwall, augenscheinlich ein Überbleibsel einer alten Befestigung. Von dort sahen wir über den Wald hin Pommern als einen blauen Streifen freien Landes liegen. Somit fuhren wir zurück. Spät abends waren wir gestern noch im Amtsgarten, und da an dem Tage die Ernte begann, so wurden auch wir von einer Magd mit hübschen Bändern gebunden. Ich bringe Dir das meine mit. Der Spruch dabei hieß: „Es ist ein angenehmer Tag | Wo ich den Herren binden mag | Ich will Sie binden | Mit lieblichen Dingen | Mit lieblichen Sachen | Viel Komplimente kann ich dabei nicht machen |

Ist das Band auch schlecht | Ist der Wunsch doch recht.“
Heute nachmittag geht es zur Frau von Winterfeld nach Menkin, da benehmen wir uns fein, ich werde dort singen, und morgen früh um 4 Uhr fahren wir zusammen nach Stettin. Nun leb wohl, mein liebes Herz. Wenn ich nur Deinen Brief erst hätte . . . Lore und die Kinder sollen hübsch artig sein. Dein Eduard.

Therese an Eduard.

[Berlin, 12. Juli], Sonnabend abends 10 Uhr.

Hier sitz ich auf der lieben Stelle, wo Du um diese Zeit immer zu sitzen pflegst, um Dir noch gute Nacht zu sagen, ehe ich mich niederlege; ist mirs doch ganz wehmütig und bange heute abend, ich konnte bei Deinem Schreibtisch nicht so kalt vorübergehen, ihn so verödet lassen; nun ich hier sitze, ist mirs ordentlich, als fühlte ich Deinen Geist mich umwehen, o wie schön ist es doch, daß ich zu Hause geblieben bin; ich kann meine Liebe jetzt so recht rein empfinden; aber wie lieb', wie ehre ich Dich auch, weißt Du's, ich achte mich heute recht hoch, weil ich mir Deine Liebe zu mir denke und liebe mich darum. Ach, ich quatsche wohl recht, aber ich bin so voll, und Du siehst ja bei mir nicht auf den Stil und die Handschrift, nein, sieh nur wie durch meine Augen recht ins Herz mir hinein. . . . . Die Kinder sind vergnügt und ziemlich artig gewesen, Marie liegt in Deinem Bette und ärgert sich, daß ich noch nicht komme. Die andern schlafen alle. Nun gute Nacht.

Sonntag nachmittag.

„Dem Druck erlieget die Natur“, singe und seufze ich heut den ganzen Tag, so unerträglich war die Hitze noch niemals, als heute, kein Lüftchen rührt sich, versenkt und welk hängen unsere Nelken an den Stöcken. Da es aber

in den Zimmern noch unangenehmer, so sitzen wir auf unserer runden Bank, ich am Tisch mit meiner schönen roten Mappe, doch stehe ich schrecklich von unserem Garten-ungeziefer (Nachbar Braun mit seiner Sonntagslaune und dem kleinen Rudolf) aus; ich kann mein eigenes Wort weder hören noch schreiben. Heute früh hat Häring [der Dichter Willibald Alexis] Dir nebst einem freundlichen Billetchen seine Schattenrisse aus Süddeutschland geschenkt, Salzburg und das Salzkammergut habe ich gelesen; da laß uns hin, es muß dort unbeschreiblich reizend sein, es hat mich ordentlich erfrischt von all den saftiggrünen Wiesen und Bäumen, und von den prächtig sprudelnden Quellen zu lesen. Doch kann ich mich mit seiner Art zu schreiben nicht recht befreunden. Es scheint mir so unruhig erzählt, er bringt so viel von seiner Stimmung und seinem Entzücken mit hinein, daß das eigene uns dadurch verloren geht; für mich ist nun immer [Heinr. Daniel] Zschokke im Beschreiben von Gegenden der einfachste und angenehmste; ich tue aber doch dem Alexis unrecht, da er in seiner Vorrede selbst sagt, er könne die Gegenden nicht beschreiben, wie sie wären, sondern welchen Eindruck sie auf ihn gemacht, na Du wirst's ja lesen; ach mit dem Schreiben geht es gar nicht, wenn es mich nicht immer so drängte, mit Dir zu sprechen, nicht ein Wort schriebe ich. Du hast heut einen schönen Tag, Vormittag war ich mit Dir in der Kirche und habe Baur predigen gehört, bei Tisch habt Ihr Euch sehr amüsiert, heut abend, denke ich mir, seid Ihr zu dem Amtmann, Baurs Freunden, gegangen. Sieh! So gut bin ich jetzt, daß ich gar nicht eifersüchtig bin und Dir recht von Herzen Vergnügungen und Freuden aller Art wünsche. Da kommen die Kinder und haben sich auch noch einen Jungen mitgebracht, nun ist's mit der Ruhe aus. Unser Georg hat ein bißchen Schnupfen, der ihm

allerliebst steht ... Nun leb wohl, mein lieber guter Kerl, sei recht vergnügt und nimm vorlieb mit meinem Geschmiere, Du solltest aber auch einmal den Lärm um mich herum hören, ich werde immer so zerstreut dadurch — leb wohl und schreibe fleißig.

[Wilhelm] Taubert grüßt Dich vielmal.

Deine Therese.

Eduard an Therese. Stettin, den 16. Juli 1834, abends.

So grüß ich Dich denn heut aus Pommern, aus dem Lande der fetten Gänsebrüste, in dem meine eigene mir weh tut, denn die Grippe, oder was es sonst ist, liegt mir schwer auf dem Herzen, und ich werde mir deshalb vielleicht das Seebad versagen müssen. Morgen fahre ich nun mit deinem Briefe an mich zugleich nach Swinemünde und kann ihn erst dort empfangen. Ich will mit dem Brieffelleisen recht zärtlich liebäugeln. Doch Du bist neugierig, und ich schwatze Unnützes. Also den letzten halben Tag in Brüssow hast Du noch zu fordern. Er war angenehm. Wir fuhren um 4 Uhr nach Menkin. Auf den Feldern wimmelte es von Schnittern und Binderinnen, die Ernte ist doch eine gar zu lustige Zeit. Dazu tragen die Mädchen hier weiße Mützen, weiße Kamisöle und Schürzen, rote Halstücher und große Schnurenhüte, die Männer sind auch größtenteils in Leinen gekleidet, so leuchten die beweglichen Gestalten ordentlich über die Felder hin. Der Edelhof in Menkin ist sehr eigen gehalten, die Wirtschaftsgebäude holländisch abgeputzt, das Wohnhaus modern, in schlichter Eleganz mit Kaprifolium besponnen ... Der gebildete Sinn der Besitzer spricht aus allem. Die Frau des Hauses (ihr Mann trinkt Brunnen in Berlin), eine feine, etwas zarte Frau von etwa 36 Jahren, hat das still gemütliche, verständige Wesen, das den Frauen so überaus wohl steht. Aus jedem Worte hört man, daß

sie mit stiller Emsigkeit alles durchdenkt und sich klar zu machen sucht, was sie innerlich und äußerlich erfährt. Jedes Gespräch scheint sie zu ihrer Belehrung zu führen. Mit all dem steht ihr feines vornehmes Benehmen und das Einmischen französischer Wörter in die Rede nicht gerade in Widerspruch, aber es fällt dabei auf. Es fand sich bald (und meinetwegen) mehr Gesellschaft ein, der Oberamtmann aus Brüssow und seine Frau, eine ehemals schöne Frau von Arnim mit Sohn und zwei schönen Töchtern, rechten Berliner Zierpuppen u. a. Wir sangen einige Stücke Evangelium aus der Passion mit großer Sensation, nachher machten einige Taubertsche Lieder großes Glück. Um acht hatte die Gesellschaft ein Ende. Zuerst fuhr der elegante Vierspänner der Frau von Arnim vor, darnach unser verkröpelter Bauernwagen, geführt von einem alten ineinandergesunkenen Ackerbürger aus Brüssow. Doch es ging vergnügt nach Haus, und mein Wunsch ist nur, daß ich der Frau von Winterfeld halb so gut gefallen habe, als sie mir. So packten wir noch am Abend, und heut früh um drei Uhr waren wir auf und saßen um 4 Uhr auf Säcken auf einem Bauernwagen, der uns zur nächsten Poststation brachte, wo Pferde bestellt waren, mit denen ein lustiger, prächtig blasender Postillon uns rasch nach Stettin brachte. — Morgen mehr. —

Den 17 ten früh.

Das war einmal nach langer Zeit wieder ordentlich geschlafen, die gehörigen 9 Stunden ruhig hintereinander. Eine Mütze habe ich auch wieder, von grauem Pferdehaartuche, recht leicht, damit sie schwimmen könne, denn diese lasse ich doch nun wahrscheinlich ins Meer fallen. Also weiter im Texte. So habe ich nun das stille Brüssow mit dem lebhaften Stettin vertauscht. Das Leben bei Baurs

hat mir sehr wohlgetan, die Gespräche mit Baur haben etwas so Sammelndes, Reifendes für mich, und dennoch tun sie meiner Individualität so gar keinen Zwang an, sondern sie fördern ihre freiere Entwicklung. Ich fühle so deutlich, daß er, trotz seiner Überlegenheit in klarer, gesättigter Liebeskraft, im Umgange so vieles von mir empfängt, was ihm nicht naheliegt. Er ist (oder denkt und empfindet vielmehr) durch und durch trefflich auf allen Gebieten des Lebens. Seine Frau ist gegen mich wie eine liebe, freundliche Schwester, ihre Sorgfalt um mich, ihre Freude an mir und meinem Verhältnisse zu Baur hat etwas Rührendes. Zudem liebt sie ihren Mann mit einer selbstvergessenden, anspruchslosen Liebe, die gewiß sehr selten ist. Aber mir ist schon eingefallen, daß sie viel mehr Reiz für Baur haben würde, wenn sie einen gewissen Anstrich einer feinen Koketterie besäße, der die Frauen zum Gegenstand unserer Bemühungen macht. Diese, ich muß es sagen, pudelhafte Anhänglichkeit, kann nur einem Mann von sehr geringem Charakter angenehm sein, d. h. auf die Länge, denn in einzelnen Momenten behält sie immer etwas sehr Rührendes. Mir scheint, als ob, ohne daß er es vielleicht weiß, Baur eine gewisse Leere und Untätigkeit in seinem ehelichen Verhältnisse empfände. Es ist wohl nicht bloß männlicher Durst nach Tätigkeit nach außen hin, der ihn in seiner jetzigen Stellung plagt, er würde schon zur Hälfte befriedigt sein, wenn seine Frau ihm mehr zu schaffen machte, wenn sie nicht heut wie gestern wäre und jetzt wie vor einer Minute. Auf dem Gebiete, in dem man sich in dem Felsenglauben an die Geliebte unverletzlich sicher weiß, muß es doch noch ein reizendes Spiel (kein absichtliches natürlich) der gegenseitigen individuellen Eigentümlichkeiten geben, sonst hört das Leben auf, und man ist in solcher Ehe, wie in dem Himmel der Abergläubigen, wo man in

weißen Kleidern miteinander spazierengeht und immer ja zueinander sagt. Solch ewiges Leben ist zum Sterben langweilig. Der Mann muß wissen, daß er das Herz des Weibes in der Hand hält, daß sein Pulsschlag es belebt, sein rauher Druck es zerbricht, aber er muß dennoch jeden Tag sich aufs neue um den alten Besitz zu bemühen haben (freilich nicht mit Bewußtsein davon, sonst müßte er grimmig werden). Die Summa davon ist, daß Du mich doch unaussprechlich glücklich machst, Du lieber Querkopf mit den schillernden Flügeln.

Gestern morgen gingen wir dann, nach einigen auseinanderlaufenden Gängen, meinem Besuche bei Löwe [dem Balladenkomponisten], der mich zu Mittag lud, auf das Bollwerk, einen langen Quai an der Oder, wo unzählige prächtige Schiffe lagen . . . Es war Fischmarkt dazu, alles wimmelte von Booten, und viele schwarzbesegelte Ewer gingen mit dem Strome und dem Südwestwinde bei uns vorüber, als wir unterhalb der Stadt auf dem Mühlberge standen, unter uns die Schiffswerften, die schön aufsteigende Stadt und der Wald der Masten auf der Oder vor uns. Ich zeichnete die Stelle, da ich mein Buch nicht bei mir trug, in Baurs Taschenbuch, da es ihm gefiel, ließ ich es darin . . . Mittags bei Löwe kein Gespräch als über die Berliner Oper. Das fehlt mir noch, den Trödel auch auf der Reise nachzuschleppen. Die Frau malt in Öl, nicht übel, aber ihre Kinder sahen sehr übel aus, und als ihr kleinstes Kind im Nebenzimmer sehr schrie, fragte sie erst nach einer Viertelstunde das eintretende Mädchen, warum das geschehen, und ob die Amme nicht da sei. Ich muß gestehen, daß mir Deine so oft getadelte Abzappelei doch lieber ist. Nach Tisch holte ich, mit Löwe, Baurs ab, er führte uns nach einem hübschen Punkte oberhalb der Stadt, dann zurück zu sich . . . Wir musi-

zierten zusammen. Ich sang Geisterleben, Löwes Frau sang mehreres recht hübsch, vorzüglich mit scharfer Aussprache. Dann sangen wir, mit Baurs, einige vierstimmige Stücke von Löwe. Baurs machten mir Ehre . . . Löwe quälte immer wieder um ein Operngedicht, gab mir eine Disposition mit, nach welcher Johrab der Geißel bearbeitet werden könnte, sie ist aber nicht zu brauchen.

Nun ist es 10 Uhr geworden, Baur hat ein ordentliches Frühstück bestellt, das wollen wir nehmen, ehe wir aufs Dampfschiff gehen . . . Nun leb wohl, leb wohl. Den Kindern werde ich viel vom Hafen erzählen, sie sollen nur schön folgsam sein. Heut haben ja Felix' Ferien angefangen, nun nimm Dich zusammen, lieber Junge, und ärgere die Mutter nicht. Ade, ade

Dein Eduard.

Swinemünde, den 18. Juli 1834.

Nun bin ich an der See, meine Therese, habe Deinen lieben Brief und mit ihm die Gewißheit, daß zu Haus alles im alten Gleise geht, und so kann ich frei und leicht all die Herrlichkeiten genießen, die mir hier geboten werden... Du meine Seele, Du sagst, Du achtest Dich um meine Liebe; ganz recht, ich verstehe Dich wohl, Du übermütiges, sanftes, stolz demütiges Herz, ich sehe dabei tief in den frischen, lustigen Lebensblick mit der schimmernden Wehmutsträne. Ich muß jetzt recht oft an den Jüngling denken, der auf dem Stammbuchbildchen, das ich Dir malte, unsere jetzige Liebe darstellen soll. Wie habe ich nur damals das schon denken können? Jetzt in der Entfernung von Dir fühle ich erst, wie wahr ich gedichtet. Ja, meine Therese, unsere Liebe ist erwachsen geworden, aber nicht alt, nicht um einen Pulsschlag älter, als da ich sie Dir zum ersten Male sagte. Aber größer, edler, selbstbewußter scheint sie mir, hat mehr

alle Kräfte unseres Geistes samt Seel' und Leib durchdrungen und gezeitigt. Ich brenne für Dich wie an jenem Abende, da ich Dir den Myrtenkranz aus den Locken wand und Dich Zitternde mit ahndungsvollen Schauern als Herrscherin an meinem neugebauten Herde grüßte, aber ich kann jetzt im Schreiben an Dich den zärtlichen Ton nicht finden, der in den Briefen von meinen früheren Reisen Dich freute, — doch ich weiß, Du bist auch dem Eindruck davon entwachsen. Daß Du nicht für Dich genügend an mich schreiben kannst, braucht Dich nicht zu grämen, Du bist keine Schreibnatur und sollst es auch nicht werden. Durch den langwierigen Prozeß des Ordnens der Gedanken, des Niederschreibens Buchstab an Buchstab lässest Du mitunter das weg, worauf es Dir am meisten ankommt, und nie kann Dir ein Brief gefallen, wenn Du ihn überliesest. Mir aber sehr, ich verstehe Deine Worte und lese auch noch zwischen den Zeilen. Zudem werde ich Dich nicht so bald wieder in Briefverlegenheit bringen, Du mußt doch immer mit mir reisen, so unausstehlich Du Dich auch bisweilen dabei beträgst. Nicht, mein Herz? . . .

Den 19. Juli früh 8 Uhr.

Einen schönen frischen Morgen wünsche ich Dir, meine Therese, so kräftig und erquickend, wie ich ihn genossen. Ich komme eben aus der See, die heut ganz prächtig bewegt ist. „Heut regiert der Ruß", sagte mir der Bademeister, als ich kam, d. h. der Wind ist Ost-Nordost und kommt daher aus Rußland. Das war nun eine Herrlichkeit in der See, die ankommenden Wellen zu erwarten, sie mit einer Art von Bangen gegen sich anwachsen zu sehen, und wenn sie sich brechen und überstürzen beim Herankommen, ordentlich davon hinweggehoben zu werden. Das ist ein so lustiges, halb ängstliches und doch so ermutigendes Spiel,

daß man sich mit großer Überwindung der Verordnung fügt, das Bad abzukürzen. Das mußt Du einmal erleben, und wir wollen eher Rhein und alles im nächsten Jahre aufgeben. Zudem ist es hier so schön, und gestern habe ich an Heringsdorf eine überraschend, in diesem Himmelsstrich unglaublich schöne Gegend gefunden . . . Ich fand dort nicht nur Eichens sondern auch Fürst, und in der glücklichsten, heitersten, exaltiertesten Stimmung, in die Schönheit der Gegend ganz aufgehend. Aber er hat recht. Erstens hat man von dem mit schlanken hohen Buchen bewachsenen hohen Ufer einen weiten, weiten Blick auf das offene Meer, das hier eine hohe Horizontlinie hat und gestern von unsäglich schöner tiefblauer Farbe war, ja gegen Abend durch die schlanken grauen Buchenstämme wie das brillante Bremerblau aussah, womit man die Stuben malt. Nun befindet man sich aber obenein auf ganz hügeligem Boden, in dessen Tiefen überall Fischerhäuser schön umbuscht stehen, einige kleine Landseeen blinken zur Seite, und im Rücken hat man den schönsten Buchenwald, den ich bis jetzt sah. Die ganze Gegend hat so etwas künstlerisch Geordnetes, jedes Stückchen davon gruppiert sich zum schönsten Bilde, und überall, aus jedem Einschnitt des Bodens, ragt die See in ihrer unendlich schönen Horizontallinie hervor. Kurz hier, Therese, hier ist der ländlich stille Fleck, wo Du eigentlich wünschest einmal 4—6 Wochen zu wohnen, und das muß geschehen. Fürst bestürmte mich, nur einen Tag in Rügen zu bleiben und sogleich hierher zurückzukehren und den Rest meines Urlaubs still in Heringsdorf zuzubringen, aber das geht doch nicht, ich bin nun einmal allein unterwegs und will alles gesehen haben. Zudem müssen wir hierher einmal zusammen. Fürst läßt grüßen und Goldschmidt dringend mahnen alles beiseite zu werfen und zu ihm zu kommen, ich stimme ihm bei, er würde glauben in Italien zu sein, an manchen

Punkten wenigstens. Spät fuhren wir zurück, dicht an dem stärker brausenden Meere. Hinter uns glühte das Abendrot, hinter den Waldhöhen von Heringsdorf, rechts über dem Walde stand der Vollmond, links breitete sich die mächtig dunkle Fläche des Meeres aus und trieb immer und immer wieder die breiten Wellen schäumend an den Ufersand und treibt sie so die ganze Nacht und so jahraus, jahrein, — das ist ein Gedanke zum schwindlig werden. Über das Meer hin leuchtete die Lampe des Leuchtturms wie eine Feuerkugel, es war unaussprechlich schön. Wie fehltest Du mir, obschon ich Dich so nah empfand! — In wenig Stunden schiffe ich mich nun nach Rügen ein, der Wind ist überaus günstig, aber er wird meine Magennerven auch auf eine harte Probe nehmen . . . Nun leb wohl, mein süßes Herzensweib, denkt alle an Euern

Eduard D.

Putbus, den 19. Juli 1834.

Das war eine wüste Wirtschaft! Zum erstenmal war ich nicht nur froh, daß Du nicht bei mir warst, sondern die Vorstellung, daß Du es sein könntest, hat mich mit Schrecken erfüllt. Freilich haben viele Damen die Fahrt mitgemacht, aber in welchem Zustande waren sie auch, und wie würde Dich das mitgenommen haben! Wir hatten gut und vergnügt gefrühstückt, und ich nahm auf dem Dampfschiffe mit meinem Reisegefährten die alten Plätze auf dem Schiffsrande am Boogspriet ein. Wir waren voll Freude und Mut, obschon mein Reisegenosse, der übrigens ein Apotheker ist, schon auf dem Haff krank gewesen war. Die stürmische See, die uns am Morgen im Bade so ergötzt, versprach uns bei der Fahrt das schönste Schauspiel. Wir hatten's auch; aber, so wie wir am Ausgange des Hafens auf das Salzwasser und die hohen Wogen

kamen, merkten wir doch, daß unsere Plätze nicht ganz den Umständen angemessen seien, und zogen die Beine ins Schiff. Nun standen wir mit einigen Offizieren an der Spitze, die Wellen gingen prachtvoll hoch, hoben das Schiff zum Bangwerden hoch und ließen's dann wieder hinuntergleiten, was genau die widerwärtige Empfindung erzeugt, die man beim Vorwärtsfliegen einer hochgeworfenen Schaukel hat. Das sollte nun 7 Stunden hintereinander ausgehalten werden. Ich drückte Magen und Unterleib fest gegen das Gerippe des Schiffes und erfand mir bald ein Erleichterungsmittel, nämlich die auf- und absteigende Bewegung mitzumachen, als ob ich dazu helfen wollte. Das ging eine Weile gut, obschon es eine Anstrengung wie beim Rudern erzeugte, die bei der unbequemen Stellung doppelt ermüdend war. So blieben wir fast eine Stunde guten Mutes, wenn gleich nicht unangefochten, wir beobachteten das Heranwachsen der Wellen, riefen uns zu, wann das Schiff gehoben, wann es versenkt würde. Das Schauspiel war in der Tat ganz großartig, und je weiter wir in See kamen, je majestätischer wurde es. Auf dem Papiere läßt es sich gar nicht beschreiben, heut um so weniger, da die Vorstellung davon mir noch jetzt (nach drei Stunden am Lande) Schwindel erregt. — Zuerst nahm der gute Apotheker eine schwermütige Stellung an, und nach einigen Anfällen kroch er in die Kajüte. Bei der Gelegenheit sah ich mich einmal nach dem Raum des Verdeckes um und wurde nicht nur von der heftigen Schwankung, die das Schiff machte, und dem hoch- und niedertanzenden Hinterkastell des Schiffes sehr unangenehm überrascht, sondern ich bemerkte auch die greuliche Verheerung, die dadurch angerichtet worden . . . Dieser Überblick erschütterte die Fassung meiner Kopf- und Magennerven gewaltig. Ich ruderte aber fort, sah hinaus auf die Wellen, bemerkte ihre Formationen genau, bemühte

mich sie sehr zu bewundern, reckte die Nase immer rechts-
hin gegen Nordost, um den heftigen Wind mich anblasen
zu lassen, war gar nicht böse, daß die Wellen, welche auf
dem Haff im Hinaufspritzen uns genäßt hatten, hier aber
über unsere Köpfe hinaussprangen und uns von oben über
begossen, daß das Wasser mir in die Halsbinde floß, es
war eine angenehme Erfrischung — aber — aber mein
Stündlein schlug, etwa nach zweistündigem Kampfe. Der
Todesschweiß brach mir aus, ein widriger kolikartiger
Schmerz stieg mir bis in den Kopf und — heraus
mußte das Geheimste, was ich unter dem Herzen hatte.
Nach dem ersten Anfalle richtete ich mein Haupt wieder
stolz empor, mir war leichter, ich staunte wieder Himmel
und See an, aber nach einer halben Stunde stellte sich
wieder das lebenssatte Gefühl ein, man findet alles gleich-
gültig und unnütz, der Kopf ist einem völlig wüst und ver-
dreht. Ich bemühte mich an Dich zu denken, wie fest und
ruhig Du im Garten säßest, wie es wohl sein müßte, bei
Dir auf der Bank zu sitzen, Dich im Arm zu halten, die
Vorstellung hatte aber wenig Reiz für mich. Nichts hielt
in mir stand als eine Art von point d'honneur: den Platz
nicht zu verlassen, auf dem ich allerdings die Schwankungen
am stärksten empfand. Diese Offiziers- und Studentenehre
half mir aber nicht vor einem zweiten Ausbruch meines
empörten Innern. Nun hatte ich noch die halbe Fahrt
vor mir. Ich fand es unsinnig, die Fahrt, die ganze Reise
unternommen zu haben, ich bezwang mich aber, so gut es
ging, und spann immer mühsam die sehr lückenhaft ge-
wordene Unterredung mit den zwei Offizieren fort, welche
noch stand hielten, die andern lagen schon längst auf dem
Verdeck. Nun wurde aber ein Schiffsmanöver ausgeführt,
wobei man uns alle aus der Spitze des Schiffes vertrieb,
es fing heftig an zu regnen, viele krochen noch in die

Kajüten, und ich wickelte mich, matt und schläfrig, in meinen Mantel, legte mir eine ausgehobene Falltüre unter den Kopf und lagerte mich auf den Boden. So empfand ich nun freilich nicht den Zehnteil der unangenehmen Schwankung sondern befand mich wie in einer Wiege oder in einem Wagen, der in unebenem Sandwege schaukelt, schloß die Augen und mag auch wohl hin und wieder geschlummert haben. Hin und wieder erhob ich mich, wenn es etwas zu sehen gab, z. B. die Ankunft eines Lotsen, der von einer nahen Insel herangeschifft kam, in einem Segelboot, das, leicht wie eine Nußschale auf den Wellen tanzte, oft mit dem Rumpfe ganz hinter den Wogen verschwand, in einem Halbbogen unser Schiff umkreiste, wie ein gewandter Kavallerist heranreitet, mit ein und demselben Winde die entgegengesetztesten Wendungen, immer mit straffen Segeln machte, ganz schräg liegend, den einen Rand des Fahrzeugs auf dem Wasser, daß die anbrechenden Wellen es ganz überschäumten. Und nun nestelte sich der Kahn auf einmal an unser Schiff, der Lotse sprang auf unsern Bord, und das Boot war schon wieder weit von uns, ehe man sich besann, wie alles geschehen. Später bekamen wir noch einen Lotsen von Putbus, aber so geschickt segelten diese Leute nicht. Als wir in die Bucht, den Rugianischen Bodden, kamen, wurde die See ruhiger, und ich befand mich wieder wohl. Gegen 7 Uhr kamen wir an der weit ins Meer hinausgebauten Brücke an, wo wir Anker warfen und ausgeschifft wurden. Eine Menge Menschen erwarteten uns auch hier, voran Prinz Albrecht [der jüngste Sohn Friedrich Wilhelms III.] mit dem Hofe, der hier beim Fürsten von Putbus ist. Dazu sind die Leute eine Viertelstunde weit und drüber im schlechten Wetter herausgefahren und geritten, um das Dampfschiff ankommen zu sehen! Der Prinz fragte mich denn auch, wo ich her-

komme, wo ich hinwolle, ob ich auch krank gewesen, und was der Dinge mehr sind. Mein Apotheker war froh, festen Fuß zu fassen, er war bis auf die letzten Minuten krank auf dem Wasser; Tee, ein Spaziergang im schönen Park, alles hat ihn noch nicht wieder zurecht gebracht, jetzt schläft er, das wird ihn hoffentlich herstellen. Wie froh wir waren, als wir auf einem offenen Wagen durch die duftigen Felder nach Putbus hereinfuhren, kannst Du Dir denken. Das feste Land ist doch eine schöne Sache. Hier in Putbus ist alles sehr neu, nett aber still, im Salon, an dem wir vorübergingen, waren alle Tafeln leer. Das Bad liegt zu ungünstig, die See ist in dieser Bucht zu ruhig, und man hält zu viel vom Wellenschlage, auch wohl mit Recht. Im Park weideten zahme Hirsche und Rehe, ein weißer Hirsch machte sich besonders gut . . . Nun leb wohl, mein Herz, Du schläfst wohl schon recht sanft. Daß ich keinen Brief mehr von Dir erhalten kann, ist recht verdrießlich.

Lebt alle wohl und vergnügt!

Euer Eduard D.

Ich hoffe, meine genaue materielle Beschreibung meiner heutigen Abenteuer wird Dir nicht unangenehm sein. Du mußt schon alles mit mir durchleben, Angenehmes wie Unangenehmes, dafür bist Du meine liebe Hälfte . . .

Arcona, den 20. Juli 1834.

Aus einem Zimmer des Leuchtturmes schreibe ich Dir, vor meinen Blicken liegt der unabsehbare, weite Bogen des tiefblauen, ruhigen Meeres unter dem heitersten Sonntagshimmel, fern am Horizont kommen ein paar Segel herauf. Wie schön, wie unaussprechlich schön ist es, ich mußte mich sogleich hinsetzen, mit Dir zu reden. Am besten erzähle ich Dir wieder alles in der Ordnung, damit Du mit mir im

Genusse heranwachsen kannst. Wir fuhren heute früh um 6 Uhr in einem offenen Wagen von Putbus aus. Durch schöne Felder und Laubhaine kamen wir nach einer Stunde nach Bergen, dem größten Orte auf Rügen, das auf dem Rücken eines sanft aufsteigenden Berges gebaut ist, dessen Straßen also auf- und niedergehen, Häuser und Gärten, so wie Du es liebst, erhöht liegen und teilweise mit großen Feldsteinen unterbaut und untermauert sind. Wir gingen sogleich auf den Rugard, die aufsteigende Fortsetzung der Höhe, auf welcher Bergen liegt, mit Gängen und jungen Anlagen vom Fürsten bedacht. Dies ist der höchste Punkt der Insel, und man übersieht dieselbe fast ganz, mit allen Binnenwassern und der rings angrenzenden See. Das noch etwas im Nebel gehaltene Morgenlicht verhinderte eine schöne Färbung der Gegend, und so machte sie keinen großen Eindruck auf mich. Ich habe dort gezeichnet und erzähle Dir weiter davon. Von Bergen ab fuhren wir nun drei Stunden bis zur Wittower Fähre durch ein schönes, blühendes Land. Ich hatte vermutet auf Rügen Sandstrecken und wüste Heide überall zu finden, nun aber fuhren wir auf festen Wegen zwischen Feldern mit dem üppigsten Getreidewuchse und den duftigsten, im reichen Farbenschmelze blühenden Futterkräutern, in denen überall gesponseltes Vieh sich seinen Kreis herausfrißt. Die Dörfer sind überall nett, reinlich, fast den Hamburgischen zu vergleichen, helle Fensterscheiben, sauberer Anstrich. Vor den meisten Türen schöne Bäume, besonders Eschen mit schlanken, hohen Stämmen und sehr malerischen Kronen. Viele Leute gingen und fuhren, die Frauen schwarz gekleidet, nach den entfernten Kirchen, in manchen Häusern wurde der Sonntag der Reinlichkeit gewidmet, Hausrat und Betten standen und lagen außen in der Sonne, und drinnen wurde gefegt und gescheuert.

Dazu sind die Leute von sehr schönem Schlage, Männer, Weiber und Kinder. Offene, kräftige Gesichter mit muntern Augen; häufig wiederkehrend sind sehr hübsch aufgestutzte Nasen, die mir hier zum ersten Male gefallen und manchem Mädchen allerliebst stehen . . . Obenein sind die Leute sehr freundlich, gutherzig, dienstwillig und selbst in Gasthöfen gar nicht eigennützig. Bei der Wittower Fähre, die uns über einen Arm des Meeres setzen mußte, welcher die Insel in verschiedene Landfetzen zerreißt, beobachtete ich recht genau den Fischfang der Möwen . . . Mit einem ängstlichen Pfeifen flattert sie etwa zwölf Fuß über der Wasserfläche, bis sie das Fischchen stoßrecht sieht, dann fährt sie plötzlich, den Schnabel voran, senkrecht ganz ins Wasser hinein und trägt ebenso schnell ihre Beute davon. Wir mußten über hundert Schritte in die seichte See hineinfahren, dann kam das breite Boot heran, man ließ erst uns, dann die abgespannten Pferde hineinsteigen, dann hob man den Wagen mit Bäumen auf den Rand des Fahrzeuges und band ihn so mit Stricken fest, daß ein Hinter- und ein Vorderrad im Wasser, die andern im Boote sich befanden. So ruderten wir hinüber. Im Hause der Fährleute ließen wir uns Zucker zum mitgebrachten Selterwasser geben und trafen auch hier im einsamen Hause am Strande hübsche Leute, ein reinlich gehaltenes Kind, das sogar von der Mutter zum Grüßen, Kußhandwerfen usw. erzogen wurde. Gegen 3 Uhr kamen wir hierher, nachdem wir schon eine Weile den J a s m u n d e r B o d d e n, ein Binnenmeer, brillant blau, zur Rechten gesehen hatten. Hier aber öffnete sich auf einmal das weite Meer ringsum, nur die Landseite, auf der wir stehen, deckt uns das Meer. Sobald die Hitze nachläßt, wollen wir auf die Galerie des Leuchtturmes steigen, um ringsum uneingeschränkt das Meer und die darin untergehende Sonne zu sehen. Morgen früh

wollen wir sie auch aufgehen sehen und dann weiter nach Stubbenkammer fahren.

Putbus, den 22. Juli 1834, abends.

So bin ich denn wieder hier, müde, matt und sehenssatt . . . Drei Tage nacheinander immer neue, große Naturschönheiten zu sehen, ist mir zu ermüdend, ich weiß nicht, wie man monatelang so reisen kann. Vielleicht wäre ich frischer, wenn mein Reisegefährte, der übrigens ein ganz artiger und sehr bequemer, sich mir überall fügender Mensch ist, — nicht gar so passiv wäre, wenn ich geistig an ihm etwas hätte, wenn die äußern Gegenstände innere Vorgänge erzeugten. So bricht jedes Gespräch ab, wenn ich es nicht fortführe, zuletzt habe ich es dann auch ruhen lassen. Gewiß aber wäre ich ganz frisch, wenn Du mit mir wärest. Es ist zu unangenehm, die Größen der Natur so allein kennen zu lernen, wie soll ich es nur anfangen, Dich nachzubringen? Daß Du nun da fremd bist, wo ich ganz erfüllt und neubelehrt bin, ängstigt mich. Du wirst Dich nun immer langweilen, wenn ich vom Meer rede, und doch werde ich es müssen. Nun also zurück zur Fortsetzung meines Reiseberichtes, wir blieben in Arcona . . . Zum Sonnenuntergang bestiegen wir die Galerie des Leuchtturmes, auf der man nun fast ringsum die See sieht, da man von dieser Höhe auch die Insel überschauen kann. Außer diesem großartigen Anblicke und einer sehr schönen lila Färbung des Meeres, da wo die Dunkelheit der Nacht beginnt, muß ich gestehen wenig Außerordentliches am Sonnenuntergange gefunden zu haben. Das Ganze hat mehr das Ansehen eines Experimentes, eines Feuerwerkes. Das rasche Verschwinden des letzten Stückchens der Sonnenscheibe mehr etwas Merkwürdiges als Schönes. Nun bekommt die See eine fahle graue Farbe von der Dämmerung, wie sie denn

überhaupt nur durch den Himmel gefärbt wird und mir darum am hellen Tage, bei hohem Stande der Sonne, wenn sie den reinen blauen Himmel widerspiegelt, am schönsten erscheint, aber dann auch in unaussprechlicher Schönheit und Farbenschmelz. Bis zum Aufgange des Mondes unterhielt uns der Wärter des Leuchtturmes, ein gewesener Seemann, der nachmittags sehr besoffen war und in diesem Zustande am steilen Uferrande sehr bedenkliche Spässe mit mir machen wollte. Er erzählte uns von seinen Taten und von der Rettung einer dänischen Yacht, wofür er eine dänische Medaille erhalten hat. Der Kerl belustigte und belästigte uns ziemlich. Gegen 10 Uhr gingen wir dann wieder hinab, sahen den Mond über dem Meere stehen und sich in langer Säule spiegeln, woneben das Feuer des Leuchtturms sich sehr gut ausnahm, bestiegen nochmals die Galerie und krochen endlich in ein Gemach des Turmes, dessen Tür wir, so eng war es, öffnen mußten, als wir am Morgen beide zugleich aus den Betten steigen wollten. Geschlafen hatte ich wenig, aus Furcht, den Sonnen-aufgang zu versäumen. Um 3 Uhr versammelten wir uns auf der Galerie. Es waren noch bis 11 Uhr nachts Gäste gekommen. Ein Plattierfabrikant aus Stralsund mit drei tüchtigen, hausbackenen Mädchen, zwei Gymnasiasten, ein Berliner Kaufmann mit seiner Schwiegermutter, seiner jungen Frau, die er kaum ansah, und die auch weder für die Sonne noch für ihren Mann Interesse zu haben schien, und ein älterer Herr, der laut und salbungsvoll die Naturschön-heiten pries. Nach einer sehr zauberischen rötlichen Färbung des Meeres kam dann die Sonne in einem am Horizont auf der See lagernden Nebelstreifen, ohne Strahlen wie der Mond, doch rot herauf. Das Erscheinen des ersten Stückchens der Scheibe ist wieder sehr plötzlich, wie mit einem Sprunge. Als sie den Nebelstreifen überstiegen, bekam sie Strahlen.

Sieh, das hat mir wieder keinen großen Eindruck gemacht, vielleicht auch, weil es durch die ganze Welt zu sehr gepriesen wird. ... Bald fuhren wir nun ab, durch das malerisch in einer Uferschlucht gebaute Fischerdorf Witte, bei Hünengräbern vorüber und nun um das schöne tiefblaue Tromper Wiek herum auf der schmalen Strecke des Dünensandes und einsamer öder Heide drei Stunden lang dicht an der brandenden See nach der Halbinsel Jasmund. Der Landstrich heißt die Schabe und ist freilich schäbig genug. Öder, trauriger Sand mit spärlichem Seeschilf, höher hinauf Heidekraut und etwas kurzes Nadelholz. Die Möwen fliegen kreischend umher, Seeschnepfen in großer Zahl, auch eine Schar großer Graffgänse mit roten Schnäbeln flog mit schwerfälligem Flügelschlage vor uns auf . . . Stubbenkammer ist nun freilich von überraschend großartiger Schönheit. Über 500 Meter hohe Kreidefelsen ragen vom steinigen Strande aus dem grünen Schoße prächtiger Buchen heraus, selbst gekrönt von dem schönsten Buchenwalde, und die kühnen Umrisse ihrer steilen Abhänge setzen sich blendendweiß von den tiefen Farben der See ab, die hier in den schönsten Farben spielte. Unten am Strande, in der schwindelnden Tiefe von der heftig schäumenden Brandung, die den Meersand aufwühlt, bräunlich gefärbt, wird sie dann nach dem Horizont aufsteigend gelber, grüner, leuchtend wie der Chrysopas, dann blau, lila und schließt zuletzt mit der immer gleichen und immer neu anziehenden geraden Linie tief, tief blau ab. Dazu war die See etwas erregt, und von den Wellen sahen wir nun, von der Höhe hinab, nichts als den weißen Schaum auftauchen und verschwinden weit über die ganze Fläche hin, als ob tausend Lämmerchen sich badeten . . . Vor dem Waldhause unter Buchen aßen wir mit Leuten aus Bergen, durch die ich manches von den Verhältnissen der Rügenser erfuhr. Dann gingen wir nach

dem runden kleinen Hertasee, von Schilf und dichten Buchen geheimnisvoll umkranzt, und bestiegen den Wall (die Hertaburg), von dem die Altertumsforscher genug erraten und erzählen, und in dessen Umkreis es vor 1000 und 1500 Jahren gewiß noch viel wunderlicher zugegangen ist, als sie sich irgend denken können. So fuhren wir nach dem Flecken Sagard, begegneten unterwegs dem Prinzen Albrecht, der mich aus dem vorbeifliegenden Wagen anrief und fragte, ob ich in Stubbenkammer gewesen. In dem Flecken sahen wir beim Gastwirte eine Sammlung von alten steinernen Streitäxten, Messern und anderen Dingen, welche man in aufgegrabenen Hünengräbern gefunden, und eilten weiter immer südlicher am östlichen Strande entlang über die schmale Heide, abermals eine ganz wüste Landenge, die mir in der Dämmerung des Abends noch öder vorkam als die Schabe. Viele Beschreibungen Walter Scotts fielen mir hier ein. Aus dem dichten Heidekraut wuchsen weiterhin kleine Kiefernbüsche auf, und je dunkler es wurde, je geschäftiger war die Einbildungskraft, die wilde geheimnisvolle Öde graulich zu beleben. Das Holz wuchs immer höher, wurde dichter, und bald befanden wir uns bei mondheller Nacht in dem Walde, die Granitz genannt, in dem alle Holzarten gemischt stehen, voll Unterholz und Farnkraut, recht ein Aufenthalt für Wild, das auch in großer Menge hier ist. Nach einer endlosen Fahrt kreuz und quer kamen wir zwischen 11 und 12 Uhr im Jagdhause an, wo wir nur noch in der Schenkstube eine Schlafstätte erhielten. Am andern Morgen sahen wir vom Fürstenberge aus die vielfach eingeschnittene Halbinsel Mönchgut vor uns, die wir nun besuchten . . . Die Mönchguter haben noch viel von ihrer Eigentümlichkeit und Einfalt. Wir ließen uns Milch und Schwarzbrot in einem Bauernhause geben . . . Die Tochter des Bauern saß am Webestuhl, der für das Be-

dürfnis des Hauses sorgen muß. Die Leute sind sehr freundlich, offen, gemütlich und schön. Das Verhältnis der Mutter zu den Töchtern hatte etwas so Rührendes und Liebevolles, daß diese Zartheit bei dieser Roheit des Kulturzustandes mich recht überraschte . . . Wir fuhren dann in Wind, Staub und Sonnenbrand hierher zurück . . .

Greifswald, den 24. Juli, nach Tisch.

Hier bin ich wohlbehalten wieder auf dem Lande und empfinde, wie heiß es da ist; zwischen 10—11 Uhr setzten wir über, um 2 Uhr trafen wir hier ein. Greifswald nimmt sich mit seinen alten Türmen, den vielen kleinen Windmühlen auf den Gradierwerken (wo Seesalz gemacht wird), dem kleinen Hafen voller Schiffe ganz ordentlich aus. Der Gasthof ist gepfropft voll Gäste des Pferdemarktes wegen. Wir aßen mit etwa 200 Ökonomen und Pferdehändlern in einem mäßigen Saale. Die Hitze war erstickend, doch war mir wohler bei diesem Mittagstisch nach schwedischem Zuschnitt, unter den lustigen, gutmütigen Landwirten als gestern an der vornehmen Tafel . . . Diese Nacht hatte ich böse Träume. Abends im Salon hatte man viel von der Gefahr der Überfahrt mit der Fähre gesprochen, so träumte ich dann auch richtig vom Ertrinken. Im Kampfe mit den Wellen tat es mir leid, daß Du diesen Brief nicht wenigstens von Putbus aus erhalten hättest, damit Du wenigstens von mir gewußt bis zu meinem Sterbetage. Im Untersinken wachte ich auf, und als ich mich besann, dachte ich: mein Leben steht in Gottes Hand, und so schlief ich wieder ein. Da träumte mir, ich käme nach Haus, und Du empfingest mich kalt, zurückhaltend und mit dem Scheine der Gleichgültigkeit, ich weiß nicht mehr, welche Lumperei die Ursache davon sein sollte, aber ich lebte verzweiflungsvolle Zeit. Ich wachte auf, und als ich mich besann, dachte ich: mein Frieden und meine

Freude stehen in Deiner Hand. Das kam mir recht bedenklich vor, aber ich schalt mich aus, auch jener Zeit sind wir zu entwachsen; und verzeih mir nur, meine Seele, daß ich daran mahne. Mir war aber schrecklich weh im Traum, und ich will mich an Deinen lieben freundlichen Augen recht schadlos halten, wenn ich bei Dir bin. Nun ade, es schwirrt um mich herum in dem gutmütigen Plattdeutsch, ich muß nämlich im Billardzimmer schreiben. Sind die Kinder gesund und artig? Ich hoffe es. Ist Lore wohl, bist Du es? Wie gerne wüßte ich von Allem. Nun ade.

Dein Eduard.

1836

Therese fuhr zur Kräftigung vor der Geburt des dritten Sohnes Richard schon Anfang Juni mit Schwester Lore und den Kindern Marie, Anna und Georg nach Heringsdorf; Eduard und der schulpflichtige Felix mußten noch vierzehn Tage in Berlin haushalten.

Eduard an Therese.

Berlin, den 16. Juni 1836, abends 10 Uhr.

Mein süßes Weib!

So ist denn ein Tag ohne Dich herumgebracht, und in der Hoffnung, daß Ihr jetzt wohlbehalten in Schwedt angelangt und wie ich schlaffertig seid, komme ich, Dir gute Nacht zu sagen. Ihr habt wohl sehr von der Hitze gelitten. Ich war den ganzen Tag über sehr besorgt deshalb, und jeder Wind, der durch die Wipfel unserer Bäume rauschte, gab mir das Gefühl der Kühlung, die er Euch bringen mochte. Es ist fürwahr kein Spaß, so einen Wagen, befrachtet mit dem Liebsten, was man besitzt, auf der offenen Landstraße zu wissen. Doch ich bin guten Muts, es wird Dir wohl nach Verdienst ergangen sein.

Als wir dem Wagen heut früh [vor 4 Uhr] lang genug nachgesehen, gingen wir zurück ins Haus, und Felix, sowie ich, käuten unsre Wehmut so sacht hinunter. Der Junge



Therese Devrient als junge Frau — Gez. v. Wilh. Hensel

fing an zu arbeiten, wollte nichts von schlafen hören, aber gegen 5 Uhr kam er mir doch nach und legte sich auf Dein Bett, wo er auch 2 Stunden fest schlief. — Vormittags habe ich dann erst unter dem Spielzeug der Kinder aufgeräumt und mancherlei dabei empfunden, dann ein gut Stück an der [Schauspieler-]Novelle geschrieben. Es war alles so still, glatt und aufgeräumt im Hause, ein pensionierter Beamter könnte sich darüber freuen. Unser kleiner Frühstücks- und Mittagstisch kam uns gar zu sonderbar vor, doch gedachte ich mit Vergnügen mittags, daß Ihr gewiß in Neustadt besser gegessen habt als wir hier. — Diese Stelle macht Leonoren gewiß großes Bedenken. — Heut abend habe ich nun das Operndebüt der Clara Stich gesehen, in einer artigen, muntren Operette [„Mary, Max und Michel", Text und Musik v. C. Blum] mit lustiger, verrückter Musik.*) Die frische Jugendblüte des Mädchens machte sich zu dem spröden, patzigen Betragen ganz gut, aber an wahrer Wärme und Weichheit fehlt es natürlich an den gehörigen Orten. Die Stimme klingt in der eigentlichen Sopranlage von a—f immer rauh und unmelodisch. [Eduard] Mantius spielte den gutmütigen Michel sehr drollig. Nun habe ich denn allein gegessen und gesessen und will nun schlafen gehen. Ich kann Dein weinendes Gesicht nicht vergessen, und die Erinnerung an all Deine Zärtlichkeit in unsren schönsten Stunden legt sich wie weiche Engelfittiche um meine Seele, die selig darin einzuschlafen gedenkt. Gute Nacht, Gott behüte Euch!

Den 17ten, abends $^1/_2$10 Uhr.

Soeben komme ich mit Felix aus der Hasenheide zurück, wo ich geschossen und danach auf dem Altan eines

---

*) Das Singspiel war eigens zu diesem Abende für die Stich-Crelinger geschrieben.

Wirtshauses, beim fortwährenden Knallen der Militärschieß-übungen Brathechte gegessen. Es ist noch immer erstickend warm. Wie mag es Euch nur heut ergangen sein, ich bin in Sorge deshalb und erwarte sehnlichst Deinen ersten Brief. Für Dich und Georg fürchte ich am meisten, die beiden Mädchen sind stark, und Lenore ist in solcher Hitze in ihrem eigentlichen Elemente. Die Hoffnung zu einem Gewitter hat sich wieder verzogen. Wenn wir dies Wetter behalten, werdet Ihr freilich eine ruhige Überfahrt haben aber der vollen Sonnenhitze dauernd ausgesetzt sein. Wenn Ihr dann nur den großen Regenschirm gegen die Sonne benutzt. Überhaupt kommt es mir jetzt vor, als hätte ich Euch noch so viele Verhaltungsmaßregeln mitgeben sollen; doch Ihr seid ja verständige Leute. Heut hat mich Fräulein Erck [Hulda E., Eduards Schülerin] zweimal besucht, um eine Rolle in einem widerwärtigen Stücke von der Birch-Pfeiffer [„Die Witwe", Erstaufführung 9. Juli 1836] zu studieren. Leider habe ich heut nichts nach meinem Gefallen arbeiten können, und da dies der einzige Ersatz für Deine Abwesenheit sein muß, so bin ich heut übel weggekommen. Felix ist hingegen mit dem Tage sehr zufrieden, zumal als die große Hitze ihn von der Nachmittagsschule befreit hatte . . . Nun fahrt denn hin mit all meinen Wünschen, in dem luftigen Heringsdorfer Hause werdet Ihr Euch wohl wieder erholen.

Gute Nacht!

Den 18ten, abends ½8 Uhr.

Jetzt, hoffe ich, seid Ihr wieder auf festem Lande. Ich habe heut wie ein Schiffseigentümer den ganzen Tag nach Wolken und Wind ausgesehen. Wie mag nur bei Euch das Wetter gewesen sein. . . . Ich hatte heut doch die geheime Hoffnung, einen Brief zu bekommen, sie ist nun verschwunden. Ich komme mir vor, wie auf einer Reise

zu Dir begriffen, so flüchtig, so unterwegs fühle ich mich. Was ich tue und erfahre, ist mir wie die Stationen, die ich vergnügt vorübergehen sehe. Wenn ich aber nun bedenke, daß heut erst der dritte Tag von vier Wochen ist, die ich noch zu reisen habe, so fällt mir der Mut.

Heut abend muß ich zum Konzert zu Prinz Albrecht, auch wieder eine Erweiterung des lieben Hoflebens. Heut habe ich doch wieder an der Novelle gearbeitet und bin bis zu einem interessanten Gespräche gelangt, das ganz vor den Richterstuhl der Frauen gehört. Ich möchte noch recht weit mit meiner Arbeit vorrücken und Dich mit so manchem darin überraschen. Nun ade, mein süßes Herz, wüßte ich nur erst, wie Du übers Wasser gekommen bist. Ade, ich muß die Hofkleidung anlegen.

Sonntag, den 19ten, abends 1/2 9 Uhr.

Gestern war es bei Hofe langweilig, die Soirée fing erst um 9 an, ich sang 2 Wanderlieder von B. Klein, die Charlotte von Hagn war dort und las einige Gedichte. Die ersten affektiert, ein komisches allerliebst. Ich wurde zuletzt unerträglich müde und drückte mich vor der Tafel um 1/2 12 Uhr. Heut vormittag habe ich eine schöne Predigt gelesen, die Erck unterrichtet und den „Wilhelm Meister" beendet. Wenn Du ihn liesest, so warne ich Dich vor dem dritten Teile, der hat mir wieder viel Verdruß gemacht. Nur sparsam kommen hier die frappanten Züge scharfgefaßter Wahrheit und tieferer Lebensanschauung vor. Alles ist so unnatürlich geschraubt, so vornehm prätentiös hingestellt, seine als vortrefflich bezeichneten Personen sind so unsittlich, obschon gar nicht so anstößig als etwa Philine, im Gegenteil ist ihre Tugend so widerwärtig. Kurz, mir scheint, dieser letzte Teil gehört schon in die spätere, polierte Epoche des großen Mannes . . .

Therese an Eduard. Stettin, den 17. Juni.

Die erste Hälfte unserer Reise wäre glücklich überstanden, mein Eduard! Und obgleich wir sehr von Hitze und Staub gelitten haben, sind wir doch ohne alles Ungemach heut mittag um halb 3 Uhr in den „Drei Kronen" angekommen. Eigentlich müßte ich nun die zärtliche Mutter und Gattin spielen und Dir sagen, daß ohne Dich ich nicht heiter sein könne; das ist ja aber das Schöne bei unsrer Ehe, daß wir wahr und offen gegen einander sind, wir brauchen nichts zu scheinen, weil wir wissen, was wir an einander haben, und so erzähle ich Dir denn, daß wir am ersten Tage sehr vergnügt und glücklich gewesen sind. Die Kinder waren sehr artig und liebenswürdig, Georg ein kleiner Engel, der unterhaltendste Reisegefährte, den man sich wünschen kann, Lore reiseselig und sehr freundlich gegen mich, ich durch die Trennung von Dir und meinem Jungen leicht bewegt und gerührt und recht gut und geduldig mit den Kindern. Wenn ich entfernt von Dir bin, habe ich doppelt das Bestreben, Deiner Liebe würdig zu sein, ich fühle, daß, wenn Du an mich denkst, mein Bild verklärter und verschönter Dir erscheint, und es ängstigt mich dann, es nicht wirklich zu verdienen. Ob Du mich wohl verstehst? — Ich kann nicht schreiben, wie mir ist, es geht alles zu bunt und voll durcheinander, und doch muß ich Dir noch sagen, daß ich Dich unaussprechlich liebe, und der Gedanke, von Dir so geliebt zu sein, mich stolz und demütig macht. — Wie wohl wird Dir die Reise tun, es ist doch nichts so erfrischend und kräftigend als solch ein Reisemorgen, wenn man hinausfährt und alles noch zu erwarten hat, in dem Duft und der Kühle des Morgens; die Landstraße war mir nur zu unruhig. Tausende von Wagen, mit Wolle beladen, begegneten uns und machten auch, daß wir zu

Mittag in Neustadt kaum etwas und sehr schlechtes Essen fanden. In Schwedt fanden wir sehr gute Aufnahme, waren aber von der Hitze des Tages sehr abgespannt, und ich wünschte daher den andern Morgen wieder recht früh auszufahren, der Kutscher versah sich aber in der Zeit, und wir hatten alle schrecklich von der Hitze zu leiden. Jetzt aber spielen die Kinder schon ganz erholt und sehr vergnügt in der Nebenstube. — Lore ruft mich, es ist schon halb 7 Uhr. — Leb wohl, mein süßer, lieber Mann, grüß meinen Felix und laß ihn bei der Hitze nicht nachmittags in die Schule gehen. — Den Kutscher muß ich erst noch loben, das war ein prächtiger Mensch. —

Heringsdorf, den 20ten.

Unaussprechlich schön ist es hier, mein Eduard, wüßte ich doch, wie ich es Dir begreiflich mache, wie durch und durch entzückt ich bin. Das Wetter ist sehr unfreundlich, der Sturm saust in den Bäumen, und das Rauschen der See hat mich heut nacht immer geweckt; aber darum ist der Eindruck, den die See heute macht, um so gewaltiger. Mir ist doch, als wäre es das Majestätischste, was Gott geschaffen, diese unendliche Weite, auf der der Himmel so bekannt und vertraut ruht, die großen, weißen Schaumwellen, die sich erst so wild überstürzen und dann ruhig ans Ufer schwimmen. Ach, daß ich doch so gar nicht imstand bin, meine Empfindungen auszudrücken, ich fühle mich doch so gehoben durch die Schönheiten der Natur, und was mich am tiefsten bewegt, das ist doch das Größte von allem, die Liebe; denn trotz des kalten Sturmes heut und der weiten, weiten See, bist Du mir so nah und so warm. Wie wirst Du Dich hier ergötzen und erfrischen, Du kennst Heringsdorf so wenig, wie wir es bis jetzt gekannt haben; von hier, aus diesem Hause, muß man es kennen lernen; das hat ein

Künstler erbaut. Schöne, sehr freundliche Zimmer, rings-herum Fenster, und sonderbar, trotz der kleinen Entfernung von einem zum andern, immer ein neues Bild, wie vom Maler künstlerisch geordnet. Den gestrigen ganzen Tag haben wir mit Einrichten zu tun gehabt, da wir fast kein Stück Möbel an seinem Platz lassen konnten, so unzweckmäßig fand ich alles, ob Dir wohl unsere jetzige Einrichtung gefallen wird? — Unsere Ankunft in Swinemünde war sehr schön; unter der Menge der Neugierigen, die immer am Bollwerk stehen, um das Dampfschiff landen zu sehen, erkannten wir schon von ferne das freundliche Gesicht des alten Krause [Konrektor in Swinemünde], der seine kleine Lina an der Hand hielt und uns erwartete. Er übernahm die Besorgung unserer Sachen vom Schiff auf den Wagen, führte uns zu seinem eigenen, und so ging es denn blitzschnell nach seiner Wohnung, wo Frau und Tochter uns vor der Tür schon auf das herzlichste und freundlichste begrüßten. 2 Stunden mußten wir bei ihnen bleiben. Um 9 Uhr fuhren wir fort, den alten, bekannten, lieben Weg am Strand nach Heringsdorf; so stark und heftig war der Eindruck diesmal nicht, als das erstemal, da ich die See sah, aber doch nicht weniger groß; sie war sehr ruhig, und die Sonne ging wie eine große Feuerkugel unter. Die Kinder waren alle, selbst Georg, noch ganz munter und voll Freuden, so kamen wir denn gegen 10 Uhr vor unserm Hause an; es war fast ganz finster, und ich hatte eine Menge von Leuten, die beim Ab-laden der vielen Kisten und Koffer behilflich gewesen waren, erst abzulohnen, dann schickte ich Marie und Anna zum Inspektor nach Licht, Öl zur Nachtlampe und etwas Brot und Butter für die Kinder, die so noch nicht zu Bett gehen wollten. Unterdes war auch die Frau, welche die Aufsicht und Reinigung dieses Hauses hat, gekommen, machte uns Feuer auf dem Herde an, stellte ein Töpfchen Milch für

Georg daran, und versprach uns den andern Morgen Wasser und Milch zum Frühstück zu bringen. Endlich um 11 Uhr, nachdem wir uns aber vor Müdigkeit kaum noch aufrecht halten konnten, hatten wir unsere Betten in Ordnung, ich konnte aber vor Aufregung kein Auge zutun . . . Nun leb wohl und denke so viel an mich, als ich an Dich, dann bin ich ganz zufrieden. Heute nacht hatte ich einen schrecklichen Traum, ich war eifersüchtig und stand solche Qualen aus, daß, als ich erwachte, ich ganz erschöpft war, hätte ich da nur Deine Hand nehmen können — glaube darum nicht, daß ich am Tage solche Gedanken hatte. Träume kommen aus dem Magen, sagt man, und das glaube ich wirklich, denn meiner ist von der verwünschten Seekrankheit wieder so angegriffen, daß ich noch gar nicht wieder in Ordnung kommen kann. Leb wohl, grüß Felix tausendmal von mir, bei den Kähnen am Strande vor dem Ahlbecker Wege, habe ich recht seiner gedacht, darauf freut er sich ja so sehr. Schreibe mir nur ausführlich und grüße alle Bekannten von uns. Lore grüßt ganz besonders. Deine Therese.

Eduard an Therese.

[Berlin] Montag, den 21ten, morgens.

. . . Ich habe gestern Fürst besucht und lange über seine Zerspaltung mit Goldschmidts gesprochen. In diesem Verhältnisse wird mir recht deutlich, wie feindselige Gesinnung entsteht und fortwirkt. Alle Begebenheiten und Reden, welche die Spaltung erhalten, werden mir von beiden Parteien erzählt, die Facta sind ungefähr dieselben, aber die Ausdeutungen und Folgerungen so weit verschieden. Übrigens bleibe ich dabei, Goldschmidts haben nicht ganz recht in diesem Streit und Fürsts Behauptung, sie suchten Gelegen-

heit, sich seiner anrüchigen Person zu entledigen, ist doch wohl nicht so ganz ohne allen Grund. Ich habe ihn nun wieder eingeladen, auch mit ihm eine Partie nach Treptow verabredet. Hensel hat ihn besucht und eingeladen, was ihn sehr gerührt hat; er ist wirklich sehr zu beklagen . . . Gestern abend, als ich den Masetto [in „Don Juan“] auszog, kam Ludwig Rellstab in meine Garderobe und lud mich zum Abendessen. Ich fand dort einen Leipziger Buchhändler, und wir verbrachten ein paar Stunden in guten Gesprächen. — Die alte Frau von Quandt, welche ich, wie Du Dich erinnern wirst, einmal bei Barduas traf, hat mich durch diese um einen Besuch bitten lassen, sie wünscht sehnlichst, Dich kennen zu lernen, worauf sie nun freilich warten und ihre Ungeduld wachsen lassen muß. Ich werde Donnerstag abend mit Barduas hingehen. Bei diesen war ich gestern eine halbe Stunde vor dem Theater. Es saß ein schönes junges Mädchen Modell, und erklärte sich auf Karolinens Herausforderung mit kindischer Freimütigkeit als meine Verehrerin. Ich setzte mich Ihr gegenüber aufs Sofa und machte mich so liebenswürdig als möglich. Du kennst mich ja! Übermorgen wird „Carlos“ wieder gegeben, an mich denkt dabei niemand. Ich habe nun beschlossen, entschieden auf ein Alternieren in dieser Rolle [Posa] zu dringen, irgendwie muß man vorwärts, das Rückhalten bringt nicht weiter. Das neue Repertoir habe ich abermals vergeblich nach meinem Lustspiele [„Die Gunst des Augenblicks“] durchsucht, die Leute treibens wirklich ins Große. Dabei sehe ich deutlich, daß doch auch die Gunst hoher Personen gegen unsre Bureaukratie nichts wirkt. Die Prinzeß Albrecht [Marianne, Prinzessin der Niederlande] sagte mir, nebst vielem Schönen über das Stück, daß sie eine Wiederholung vom Grafen Redern [dem Intendanten des Kgl. Schauspiels] für die Dauer des Aufenthalts ihrer

Mutter erbeten; dennoch regt sich nichts. — Doch ich habe Sonntag nach einer Schleiermacherschen Predigt von der Nachfolge Christi wirklich ernstlich beschlossen, all diese Dinge mit Heiterkeit zu tragen. Diese Widerwärtigkeiten sind mein Kreuz oder doch ein Balken davon, und ich will es auf mich nehmen. Wirklich, wenn man betrachtet, von welchen Elendigkeiten der Verkündiger der ewigen Wahrheit in seinem Erdenleben gehindert und angefochten worden ist, wie scheinbar unfertig er sein Werk verlassen mußte, so sollten wir jämmerliche Schächer nicht das Maul verziehen, wenn man dem Tüttelchen Wahrheit, das wir zu bringen denken, nicht Türen und Tore willig öffnen will. — Freilich — ärgerlich bleibt es doch, und ich fühle nur zu sehr, daß ich von der Geduld des Gotteslammes nur einen sehr geringen Teil bekommen . . . Nach Tisch — endlich, Gott sei Dank! Dein lieber, lieber Brief ist da, er war mittags gekommen, und ich fand ihn bei Tisch auf meinem Teller. Du armes, liebes Herz, also doch seekrank gewesen? Und wer hat nun Deinen Kopf im Schoß gehabt, wer hat in all den widerlichen Qualen den lieben Leib gehegt, mit all' seinem süßen Leben? . . . Dein Brief freut mich von ganzer Seele, er ist wunderschön, denn Deine Seele lebt frei und offen darin. Recht so, mein süßes Weib, Du weißt recht wohl und sicher, was uns unsre Liebe ist, nur schlimme Augenblicke können dies Bewußtsein verdunkeln. Ich kann ja nicht anders empfinden als Du, und je heiterer Du auch in der Ferne sein wirst, je mehr wirst Du das Gefühl meiner Nähe dadurch bekunden. Ob ich Dich verstehe, wenn Du auch abwesend um meine Liebe Dich bemühst? Mein Herzenskind, kann es denn anders sein? Meinst Du, ich hielte mich nicht doppelt aufmerksam hier vor Deinem Bilde in meiner Seele wie vor Deinen klugen, sanften Augen selbst? Trotz allem geistigen Inhalte und künstlerischer Bedeutung, wie inhaltslos wäre doch mein

Leben ohne Dich, das fühle ich wieder jetzt recht deutlich . . . Mir ist, als hätte ich früher nie die Süßigkeit der Vaterschaft recht begriffen, als hätte mich die Wonne des Gedankens noch nie so durchschauert, daß den Geheimnissen unsrer Liebe die erneute Fleischwerdung Gottes im Menschen immer wieder anvertraut ist. Du liebes, liebes Weib, bezwungen habe ich mir Deine Seele und mich eingelebt und eingesogen in all ihre reizenden Tiefen . . ., ich fühle, daß wir in jeder Regung, jedem Blutstropfen ein Wesen, ein Fleisch und eine Seele sind, laß nur keinen Schatten eines Gedankens dagegen aufkommen, Du weißt, wie jede leise Verletzung dieses starken und doch zarten Glaubens in mein Herz reißt. — Wie ungern trenne ich mich von dem Blatte, als müßte ich mich aus Deinen Armen winden. Lebwohl, lebwohl. Grüße Lenore, mein Herz dankt ihr jede Freundlichkeit, die sie Dir erzeigt, küsse die Kinder und mache sie Dir ähnlich.

Dein Eduard.

Therese an Eduard.

Heringsdorf, Dienstag, 21. Juli 1836.

Das ist ein fürchterliches Wetter, Tag und Nacht stürmt und regnet es, man kann nicht aus der Tür. Dennoch ist es prächtig hier, ich glaube nicht, daß man die See so interessant den ganzen Sommer sehen kann als wir jetzt. In jedem Augenblick anders, ich wünschte, Du könntest das Spiel ihrer Farben auch so beobachten, wie wir es hier an unsern Fenstern. Zuweilen ist sie ganz eins mit dem Himmel und sieht wie eine ungeheure Nebelfläche aus, dann wieder dunkelgrün und klein geschuppt, daß sie das Ansehen eines großen Fisches hat, auf tausend verschiedene Weisen sehen wir sie jetzt, man kann gar nicht vom Fenster fort, eben fährt wieder ein großes Segelschiff vorüber, den armen Leuten

mag heute zumute sein! — Mit unsern Wirtschaftsangelegenheiten sind wir nun im Stande, sie waren schwierig und kostspielig, da ich viele Boten dazu gebraucht, denn noch ist's in Heringsdorf wie auf Robinsons Insel . . . Mit dem Trinkwasser ist große Not, die Brunnen sind entfernt, der Krausensche fast nur von starken Männern zu drehen, und die bergigen Wege kann Karoline kein Wasser tragen . . .

Eduard an Therese.

Berlin, den 22. Juni 1836.

Wie lebt Ihr nur bei diesem unbarmherzigen Wetter? Wir können uns hier vor Kälte nicht bewegen, ich würde heizen lassen, wüßte ich nicht, daß Ihr Euch in ungeheizten Zimmern behelfen müßt. Was mögt Ihr leiden und wie sehr die Hitze zurückwünschen. Ich denke mir, Ihr werdet ganz patriarchalisch in der Küche am Herdfeuer Euch den Tag über aufhalten, wenigstens wäre das wohl das Gescheiteste . . . Wie mögen Sturm und Regengüsse gegen Euer Häuschen wüten, könnte ich Euch nur selbst einpelzen und einwickeln, mir ist, als würde etwas versäumt, da ich nicht dort bin. Raumers lassen grüßen, ebenso Frau Funk, welche hier war, Dich zu besuchen. Mir hat ein unerwarteter Besuch große Freude gemacht, Ernst Förster ist auf vier Wochen allerlei Geschäfte wegen hier und war heute bei mir, wo er mit Goldschmidt und Hermann Raumer zusammentraf, ich denke nun oft mit ihm zusammen zu sein. Seine kürzlich aus dem Wochenbett genesene Frau mit den vier Kindern ist in München geblieben. — Wir führen übrigens ein ziemlich klägliches Leben, ich habe im Theater sehr wenig zu tun, diese ganze Woche z. B. nichts, zum Stillsitzen und Arbeiten friert michs zu sehr, so bummle ich unmutig umher, lesele auch etwas — kurzum es ist nichts Erfreuliches . . .

Freitag, den 24ten, morgens.

. . . Dein Brief steigert meine Sehnsucht nach Dir nicht allein, sondern auch nach Heringsdorf. Wie schön muß es nun heut bei diesem heitren Himmel sein, ach, ich versäume doch viele schöne Stunden mit Dir, und die sechs Wochen, die ich vor mir habe, werden doch die verlorenen nicht wieder einbringen. Wenn eine Trennung Liebenden gedeihlich ist, so reichen doch ein paar Tage vollkommen dazu hin, der Teufel hole einsame Wochen und Monate! — Daß es Dir in Deinem Hause so gefällt, ist mir eine große Freude, daß Du kein Möbel an seiner Stelle lassen würdest, wußte ich vorher, aber da ich es las, mußte ich doch wieder lachen. — Gedenkst Du wohl unsrer kleinen, wunderschönen Reise nach Freienwalde? Da warst Du kaum ins Zimmer getreten, als Du auch schon mit Kommode und Tischen anfingst zu rutschen, und alles mußte rundum gekehrt werden. Zuletzt wars doch nur besser, weil es anders war. Aber bleib Du nur dabei, Deine Unruh kleidet Dich wunderschön, und, ich sollte Dir es wohl nicht verraten, auch wenn ich Dich drum meistre, gefallen hat mirs immer. Was Deine gottvergessene Eifersucht betrifft, so verbitte ich sie mir im Wachen und im Traum. Weder Dein Herz noch Dein Magen braucht sich zu beunruhigen, ich gehöre Deinem Herzen unabwendbar, und wenn Du mich vor Liebe aufessen willst, auch Deinem Magen . . . Dein Eduard.

Therese an Eduard. [Heringsdorf], Freitag früh.

Dank, tausend Dank, einzig geliebter Eduard, für Deinen Brief, wie aber sollte ich Dir wohl danken für alles, was ich durch Dich habe und bin, Du bist's ja, durch den ich atme, lebe und die süße, vertraute Sprache der Natur hier verstehen gelernt habe. Wie paradiesisch ist es hier, wüßte

ich nur, wie ich es genug preisen soll, alle Worte, Töne, Farben, nichts ist hinreichend, auch nur ein schwaches Bild davon zu geben. In dieser Jahreszeit und von hier oben aus muß man Heringsdorf kennen lernen, nie im vorigen Sommer war die See so schön als jetzt nach diesen stürmischen Tagen; dreizehn kleine Fischerkähne zähle ich eben jetzt darauf, teils mit roten, teils mit weißen Segeln; und um diese Stille hier, wir ganz allein, durch nichts gestört, noch keine Fremden, mit denen man plaudern muß, wir können halbe Stunden lang stillsitzen und auf das Rauschen der See lauschen . . . Die Kinder sind wohl und überglücklich, sie leben aber auch, wie man es sich nur wünschen kann . . . Alle drei aber sind seelensvergnügt und sehen schon jetzt so frisch aus, daß es eine Lust ist. Wir werden doch wohl noch öfters nach Heringsdorf müssen, wir können unsern Kindern körperlich und geistig für ihr ganzes Leben keine schönere Mitgift geben. —

Heringsdorf, 25. Juni 1836, Sonnabend früh.

Welch eine fürchterliche Nacht. Gott sei Dank, daß wir sie glücklich überstanden haben. Wir hatten uns unsrer Gewohnheit nach, früh schlafen gelegt, als wir um 1/2 11 Uhr durch heftigen Wind und Regen geweckt wurden. Ein Gewitter zog herauf, ich kann mich nicht besinnen, schon eine solche Stunde erlebt zu haben, der Sturm sauste, heulte und pfiff, als wolle er jeden Augenblick das Haus umreißen, dazu ein Platzregen, der mit gräßlichem Gerassel gegen die Fensterladen schlug, dazu das starke Rauschen der aufgeregten See, unaufhörliches Donnern und Blitzen; es war schrecklich. Lore und Karoline standen auf, zündeten Licht an und setzten sich vor mein Bett, die Kinder schliefen fest, nur Georg wurde unruhig und aufgeregt, war aber ganz zufrieden, als ich ihn zu mir ins Bett legte. Diese Freude aber, als nach

und nach der Sturm sich legte, der Regen nachließ, und wir den Donner nur noch ganz fern hörten, kann ich Dir nicht beschreiben. Mehrere Bäume waren umgerissen, und die teilnehmenden Leute und Badefrau Molz versicherten am andern Morgen, daß sie unsertwegen recht in Angst gewesen seien! —

Sonntag früh.

Gestern abend, als wir uns eben niederlegen wollten, klopfte es, und ich hörte durch die verschlossene Türe eine süße Männerstimme, die sich über unser frühes Zubettgehen wunderte. Ich ließ Karoline öffnen — es war der Tafeldecker vom Inspektor, der mir Deinen Brief vom 22. und 24. Juni brachte, den der Inspektor mit seinen aus der Stadt hatte holen lassen. Alles fuhr aus den Betten in die Höhe, auch Karoline stellte sich neugierig dazu, und ich las, unter beständigem Beifallsrufen, vor, was sich irgend lesen ließ . . . Gestern abend sind zwei Familien hier angekommen . . . aber berlinisch und dreist . . . Überhaupt habe ich immer den geheimen Wunsch, daß alle die Badegäste auf der Herreise verschlagen würden, es ist mir, als ob sie mein schönes Paradies hier zerstörten, Dir, glaube ich nun zwar, würde dieses Einsiedlerleben, wie wir es jetzt führen, doch nicht behagen, das ist wohl für Männer nicht. — . . . Nun, mein lieber Eduard, habe ich aber wieder etwas zu tadeln; wäre ich bei Dir, so sagte ich es gewiß, so darf ich jetzt es doch auch nicht für mich behalten, nicht wahr? — es sind nämlich die Briefchen an die Kinder. Du warnst mich so oft und gewiß mit Recht vor dem zu vielen Tadeln, auch sagst Du mit Jean Paul, man solle Fehler, die mit den Jahren sich von selbst verlieren, nicht rügen; so meine ich denn nun, Du hättest Annchens Sprachfehler unerwähnt lassen sollen; die Kinder haben, ohne daß ich sie dazu aufgefordert, aus reiner Lust, sich Dir mitzu-

teilen, geschrieben, sie haben das Beste, was sie in sich haben, Dir hingegeben; ein Leichtes wäre es mir gewesen, Annens Fehler zu verbessern, doch wollte ich, Du solltest unverfälscht die Briefchen erhalten, ich wollte nicht wie einen Aufsatz, eine Arbeit es betrachten; weil ich mich ihrer Unbefangenheit gegen Dich freute, fürchtete ich leicht sie zu stören, Marie hat jetzt das Bestreben poetisch zu schreiben, da könnte sie nun meinetwegen den größten Unsinn sagen, ich ließe alles stehen; der Unsinn, sowie Annchens Schreibfehler verlieren sich mit den Jahren, aber die Freiheit und Leichtigkeit, sich auszudrücken, bleibt ihnen, die durch solche Kleinigkeiten so leicht gestört wird; und ist die Unbefangenheit einmal dahin, so geht es auch mit dem rechten Schreiben nicht mehr. Sieh, mein süßer Eduard, das ist es, was ich Dir öfter sagte, daß man in Deiner Nähe sich einer gewissen Scheu und Befangenheit nicht erwehren kann, es geht fast allen Leuten mit Dir so; die andern gehen mich nichts an, zwischen den Kindern aber und Dir möchte ich das Verhältnis gern so warm und eng erhalten, als ich jetzt erst sehe, daß es wirklich ist, sie lieben Dich mehr, als Du es vielleicht denkst. Mariens Gesicht verzog sich wehmütig, als ich las, „fehlerfreien Brief, der mich gut unterhalten hat", es klingt so Goethisch vornehm. Bist Du nun böse über meine lange Gardinenpredigt, wie Du es immer nennst? — sei es nicht, ich habe Dich drum nicht weniger lieb, als wenn ich Dir die zärtlichsten Dinge sagte.

Könntest Du jetzt die See einmal sehen, ganz dunkelblau, dann wieder bouteillengrün, wie ein Chamäleon wechselt sie die Farbe, es ist aber wirklich ein sogenanntes „Sauwetter". Über Dein Unbeschäftigtsein am Theater kann ich mich nicht zufrieden geben, ich zanke mich den ganzen Tag mit der Direktion herum, es muß aber auch anders werden. Wie glücklich wirst Du hier sein, wie wirst Du Dich erholen von all dem widrigen Treiben beim Theater. Mich ärgert

es schrecklich, daß „die Gunst des Augenblicks" noch gar nicht wieder war, und Du überhaupt um nichts Dich dort umhertreiben mußt, sage es doch, daß die Prinzeß Albrecht es zu sehen gewünscht und Dir es erzählt, daß der Graf dennoch keine Rücksicht darauf genommen; sei nur nicht zu stolz, bei den Leuten hat man nichts zu verlieren; um den Posa würde ich nicht wieder sprechen, aber alle Tage um neue Rollen, um Beschäftigung; Du mußt sie ermüden, hilft das nicht, so wende Dich an den König selbst, so kann es doch nicht bleiben . . . Du siehst, ich ereifere mich schon wieder, ich habe aber zum Glück auch die Schleiermacherische Predigt nicht gelesen, denn da müßte ich mich geduldig drein ergeben, und das will ich jetzt gar nicht, denn Deine schönsten Jahre und Kräfte sollen nicht so ungenutzt vergehen; ertrage es heiter aber mache schreckliche Wirtschaft und Spektakel dabei. — Es fängt wieder an zu donnern, da habe ich nun zum Schreiben keine Ruhe mehr. — Es regnet, und da sitzen nun die beiden Mädchen bei mir, um zu arbeiten, geübt haben wir auch schon ein paarmal, und, obgleich das Instrument verstimmt ist, haben wir uns doch sehr an einem vierhändigen Weberschen Stück ergötzt, das ich mit Marien angefangen habe; es ist doch ein liebreizender Komponist, diese Stückchen passen mir hier so gut, als wären sie für Heringsdorf geschrieben. Georg ist zu niedlich, zum Schreiben läßt er mir aber nicht viel Ruhe, das wirst Du auch wohl schon gemerkt haben, er stellt sich neben mich und singt mir immer vor, was ich Dir schreiben soll. Anna ist voll Liebe und Zärtlichkeit für Dich, sie hat mir gestern gestanden, daß sie manchesmal schon in Berlin die Versuchung gehabt, Dich zu küssen, es passe sich doch aber nicht; in beides stimmte auch Marie ein. Wenn Du nun von den Kindern mir etwas schreibst, erwähne nicht, daß ich Dir gesagt, daß sie noch immer so heftig, es würde



Heringsdorf — Aus Eduards Skizzenbuch

sie kränken, ohne zu nützen, lieber ermahne sie mit recht eindringlichen Worten. Nun lebwohl, mein geliebter Eduard, schreibe mir nur bald so wieder. Alle grüßen Dich von ganzem Herzen und freuen sich mit mir auf Deine Ankunft.

Deine Therese.

Eduard an Therese.

[Berlin], Sonnabend, den 25. Juni 1836.

Die Geduld geht mir aus, Therese, ich kann es nicht mehr hier aushalten. Das Arbeiten hat in den ersten Tagen vorgehalten, jetzt kommt es mir unerträglich eintönig vor, ich werfe die Feder fort, und dem Buche, das ich nun zur Hand nehme, geht es nicht besser. Aus dem Bilde meines Lebens sind die schönen, bunten Farben ausgeblaßt, nur die Untertuschung, grau in grau, ist stehen geblieben. Gestern mittag [mit Förster] bei Goldschmidt war es ganz gut, wir hatten die prächtigsten Gespräche. Vom politischen Zustande Bayerns und dem noch widerlicheren Griechenlands, von den neuen Bauten in München, den öffentlichen Bildwerken dort und dem geringen Anteile, den das Volk bis jetzt dafür zeigt. Dann wurde die Freskomalerei mit der lieblicheren Ölmalerei verglichen, über die Verschiedenheit der Gattungen gesprochen, wobei ich auf den Hang nach Universalität schimpfte und mich freute, daß verschiedene Gattungen mit Einseitigkeit, jedes auf seine Weise, ausgebildet würden, damit die Bestrebungen der Zeit zusammengenommen ein Ganzes und mannigfaltig Allgemeines bilden können. Die Düsseldorfer Schule wurde genau besprochen. Dann kam man auf die Unsittlichkeit in München, die eigentlich verdient weniger so genannt zu werden als eine Schrankenlosigkeit in Neigungen und Trieben, eine gewaltsame Aushilfe eines rohen und vollkräftigen Menschenschlages gegen die Hinderungen naturgemäßer Heiraten. Dann wurde vom Heiraten, von

Kinderzucht gesprochen, es war nach Tisch, und Jonas [Ludwig J., Prediger an der Nikolaikirche, Lieblingsschüler Schleiermachers] kam dazu, ich führte für die körperliche Strafe Christi Beispiel der Tempelreinigung mit der Geißel an, aber Jonas eiferte heftig gegen solches Verständnis dieser Schriftstelle und wollte dieser Handlung keine andre als eine symbolische Bedeutung zugestehen, womit aber Förster und ich uns nicht mit ihm verständigen konnten, obschon er sehr geistreich sprach. Sieh, das wäre alles sehr gut gewesen, hätte ich Dich nun zu Haus gefunden, aber Felix war nur mit wehmütigem Verdruß und Zahnschmerzen zu Haus, er konnte vor Qual der Langeweile nicht zur Beendigung seiner Schularbeiten kommen, Du kennst das . . .

Montag, den 27ten, vormittags.

. . . Heut früh war ich bei Förster, die Gespräche mit ihm sind mir ausnehmend lieb und förderlich, eine Natur wie die seinige und Lebensseiten, wie er sie befährt, sind mir seit lange aus dem Gesichtskreise entrückt gewesen . . .

Dienstag, abends 10 Uhr.

Soeben kommen wir nach Hause, der Abend ist himmlisch schön, wie mögt Ihr Euch am Anblick der stillen blauen See gelabt haben, wäre ich nur erst dort. Beschäftigung bietet mir jetzt das Theater wieder, morgen ist auch „die Gunst des Augenblickes“, um den Posa habe ich nach reiflicher Überlegung doch geschrieben und warte der Antwort, dies Alternieren ist etwas, was ich nach theatralischem Herkommen am ersten fordern kann, und so muß dies das Nächste sein. Fürs erste denke und arbeite ich an der Novelle, habe mir den Perin [in „Donna Diana“] zurechtgelegt für Heringsdorf und freue mich auf die Reise zu Dir. Nun gute Nacht, mein Herz!

Donnerstag, den 30. Juni. Nach Tisch.

Heut hätte ich noch keinen Brief erwartet, aber das Gute und Angenehme kommt immer gelegen . . . Was Du über mein Schreiben an die Kinder sagst, ist ganz richtig, es war auch dumm von mir, und ich hatte schon eine Empfindung davon, als ich den Brief absandte, aber ich wußte auch nicht recht, was ich Andres schreiben sollte. Aber wenn ich nun Lust hätte, mit Dir zu streiten, so könnte ich Dir auch aufmutzen, was Du mir immer nachsagst: ich komme vom einzelnen Fall immer aufs Allgemeine. Du kommst auch mit dem alten Verse angesungen: „siehst Du, darum bist Du überhaupt den Leuten fatal." Nun, laß sein, ich werde versuchen, besser zu korrespondieren. Deinen Unmut über mein Bühnenverhältnis schlage Dir aus dem Sinn, mein liebes Herz, fürs erste will ich mich gar nicht darum kümmern, im September soll weiter davon die Rede sein, aber auch ruhiger, hoffe ich, und geduldiger. Gestern war mein Lustspiel bei ganz mäßig besetztem Hause, es war furchtbar heiß, aber mit lebendigem Anteil und allgemeinem Hervorruf am Schlusse. Das Stück scheint ein zähes Leben zu haben. Redern war im Theater, im Zwischenakte mit einigen fremden Hofherrn auf der Bühne und kam zu mir mit müßigem Gespräche. Er erzählte mir von seiner Reise nach dem Rheine, die er vorhat, fragte nach der meinigen, und was ich jetzt arbeite usw. Ich antwortete ihm so viel, als nötig war, und blieb zurückgezogen, dem ungeachtet bildet er sich nun wahrscheinlich ein, jetzt habe sein gnädiger Diskurs alles wieder in Ordnung gebracht. Beantwortet hat er mein Schreiben noch nicht . . . Eine sehr freimütige, scharfsinnige und kräftige Schrift über die Universitäten von [Fried. Wilh.] Diesterweg hat mich ganz begeistert. Das ist ein tüchtiger und kühner Mann, der Mut und Gewissen und Geist hat. Heut abend wollen

wir mit Förster zu Ed. Goldschmidt nach Pankow, morgen habe ich „Oberon“, Sonntag in Charlottenburg „Literarischer Salon“, Montag „Fürstenbraut“, Mittwoch „Oheim“. An Beschäftigung fehlt es noch nicht ... [Und doch] läßt mich mein Leben [hier] recht vereinsamen, ich bin in Gesellschaft gar nicht mehr zu brauchen ... Kurzum, Therese, mir ist nüchtern zumut, ich bin nicht anteillos, aber, wie gesagt, die Farbe fehlt mir an allen Dingen ... Sieh', ich bin vor Sehnsucht zu Dir so herunter, daß ich Dir heute nicht einmal etwas Zärtliches schreiben könnte, ohne Lüge. Mir ist nicht warm zumut; fade, ledern, dürr, blaß. Wie ein Mensch, der lange hungert, zuletzt nicht mehr essen kann. Wenn ich Dich nur erst wieder habe, der Appetit wird schon kommen. ... Nun leb wohl!

Dein Eduard.

Therese an Eduard.

Heringsdorf, den 1. Juli 1836. Freitag früh.

Jammerschade ist's doch, mein Eduard, daß, wenn Du hier bist, ich keine Briefe mehr von Dir erhalten kann. Denn so oft und so deutlich sagst Du mirs nicht, wie Du mich liebst, und es klingt doch gar zu schön, man kann es nicht oft genug hören. Heute früh habe ich Deine lieben Zeilen bekommen. Gerade so hatte ich mirs auch ausgerechnet, Donnerstag abend bist du hier. Wie wird Euch die Reise erfreuen, ich denke mir es himmlisch, wenn Ihr Euch in den Wagen setzt, dann die Dampfschiffahrt, die für Euch Starken doch sehr angenehm ist, und nun von Swinemünde hierher immer ein bißchen näher; wie wollen wir aber auch diesmal die Zeit hier zusammen nützen ... Gestern um 5 Uhr sind wir mit den drei Kindern, einer Tasche mit Vesperbrot und unsern Strickzeugen ausgewandert; zu unserer Freude ging es recht gut, wir ruhten öfters da-

zwischen, und so kamen wir denn an eine entzückende Stelle im Walde, wo wir uns niederließen; hier im Schutz der Bäume war es warm und still, wir waren selig, ließen die Kinder ein wenig entfernter spielen, saßen ganz still und atmeten den erquickenden Waldesduft und empfanden gerührt die heilige Ruhe und den Frieden um uns her. Nun kamen noch die Kinder aus der Schule in Neuhaff mit ihren Gesangbüchern oder dicken, schmutzigen Bibeln unterm Arm durch den Wald und grüßten und antworteten freundlich im Vorübergehen; das glaube ich, da müssen wohl die frommen Sprüche, die sie eben gelernt, noch Eindruck machen, wie friedlich und hübsch gingen die Kinder auch nebeneinander, wenn ich dagegen mir die Leipziger- oder Kochstraße denke, wenn die Kinder aus der Schule kommen; die Mädchen in langen Reihen geziert und unausstehlich, die Jungen roh und unbändig, es ist doch schrecklich, wie wir von der Natur so ganz abkommen, und mit schmerzlichem Bedauern denke ich mir schon, wie das gemütliche Völkchen hier auch so verdorben werden wird. — W . . . s sehen wir öfter, aber immer nur flüchtig, sie genießen Heringsdorf recht wie Berliner, rennen und laufen den ganzen Tag, setzen sich dreist auf jeden Platz, der ihnen nicht gehört, besehen alle noch unbewohnten Häuser, ohne den Leuten, die die Aufsicht darin haben, nur einen Dank oder ein freundliches Wort zu sagen. Mich und auch Lore bedauern sie immer, daß wir nicht alles so genießen können; sie sind recht dumm und verstehen das eigentliche Genießen der Natur gar nicht; dieses völlige Darinleben und ruhige Sichhingeben darin ist gewiß der höchste Genuß.

Nachmittag.

. . . Nun ist's genug für heute, ich bin zerstreut und gestört, drum sei zufrieden. Das eine muß ich Dir geschwind sagen, daß ich Dich unbändig lieb habe, und daß ich doch dieses Mal wohl wieder glücklich durchkommen

werde; das kann der liebe Gott nicht über sein Herz bringen, uns zu trennen, leb' wohl, grüße alle Freunde und erzähl' ihnen nur hübsch von uns, da ich keinem schreibe.

Deine Therese.

Heringsdorf, den 1. Juli 1836.

Sei mir nicht böse, mein lieber Eduard, wenn ich Dir sage, daß Dein Unmut und Verdruß in Deinem letzten Brief [vom 30. Juni] mir sehr komisch war, und daß ich des Lachens mich nicht erwehren konnte, der Brief war ganz abscheulich und hat mir darum sehr gefallen; ich empfand dabei eine Art von bräutlichem Stolze, und würde mir gern recht viel darauf einbilden, wäre ich nicht auch gescheit genug, um einzusehen, daß ich mir nicht alles zuschreiben darf, sondern daß die Beherrscherin aller Menschen, die Gewohnheit, wohl einen größeren Teil noch daran hat als ich. Denn besinne Dich nur, wie vergnügt Du auf Deinen Reisen ohne mich warst, und sogar in Fischbach, wo Du nicht einmal den Reiz der Neuheit hattest sondern 14 Tage an einem Orte Dich aufhieltest; das kann ich Dir schwarz auf weiß zeigen, wie munter Du da warst; nun Du sollst es, hoffe ich, hier auch sein, wir wollen schon das Unsrige tun, und Heringsdorf tut gewiß das Seinige . . .

Eduard an Therese.

[Berlin], Sonntag, den 3. Juli 1836.

Gestern abend war Förster bei mir, und wir hatten lange Religionsgespräche. Die Ähnlichkeit in unsrer Denkweise hat sich sehr merkwürdig auch in der Fortentwicklung erhalten, welche wir seit 8 Jahren erfahren. Er mußte mich früh verlassen, da sein Bruder plötzlich bedeutend erkrankt ist, sonst hätte ich, was wir verabredet hatten, ihm aus meiner Novelle vorgelesen. Wir kommen wohl noch dazu. Morgen werde ich um die Erlaubnis schreiben, meinen

Urlaub am 13. antreten zu dürfen, habe ich diese, dann werde ich auch wieder mit rechter Herzenswärme an Dich denken können. Felix hat Dir nun einen Brief geschrieben, aber auch unverzeihliche Fehler drin, die ich ihm doch, Du magst sagen, was Du willst, gezeigt habe. — Jetzt erwarte ich Fräulein Erck, um die letzte Hand an ihre Rolle zu legen, das Stück [„Die Witwe" von der Birch-Pfeiffer] ist lange aufgeschoben worden.

Montag mittag.

Soeben verläßt mich Goldschmidt, er hat mich ganz vergnügt und froh gemacht, indem er mir unterm Siegel der Verschwiegenheit, — das ich Euch hiermit auch aufdrücke — mitgeteilt, daß er sich verlobt habe. Hu, was macht Ihr für verwunderte Gesichter! Seine Braut ist ein Fräulein von Willich, Schleiermachers Stieftochter. Könnt Ihr Euch ihrer wohl erinnern? Wir sahen sie einmal bei Hensels, es ist die Schwarze, nicht die Blonde. Da die Schleiermacher in Rom ist, so muß ihre Einwilligung eingeholt werden, bevor die Verlobung veröffentlicht werden kann. Ich kann sagen, daß mir lange nicht eine ähnliche Freude geworden ist. Einen zuverlässigen, edlen Freund an der Grenze der Heiratsfähigkeit noch so beglückt zu sehen, tut unendlich wohl. Und glücklich wird er gewiß werden, eine Tochter von Schleiermacher muß für Carl Goldschmidt geeignet sein; diese Nachricht hat mich wieder ganz zum Menschen gemacht. Und wie zaghaft und blaß war er, als er mir die Mitteilung machte, wie mag er erst seinem Mädchen gegenüber gewesen sein! Ich bin sehr, sehr gerührt und erfreut davon.

Abends.

. . . Nun gute Nacht, eine Menge Grüße von allen möglichen Leuten schicke ich Dir. Gute Nacht, mein Herz, übermorgen über acht Tage bläst ein Postillon die Auferstehungsposaune für mich.

Dienstag, nach Tisch.

Auguste hat mir Deinen Brief hierher zu Stägemanns [Eduards Schwager] gebracht, und ich schließe den meinigen hier... Dein Brief und das heißgeliebte Leben, das daraus atmet, hat mein Herz wieder erwärmt, doch nein, nur geweckt aus seiner Sehnsuchtserschöpfung; wenn ich nur erst wieder in Deine Augen sehen kann, den lebenswarmen, geliebten Leib wieder in meinen Armen halten kann, Du sollst schon fühlen, meine Liebe ist die alte, die immer junge. Die Worte der Schrift treffen es nur zu genau „sie werden sein ein Fleisch". Ich fühle, daß mir die Hälfte meiner Seele und meines Leibes abgetrennt ist, und so gehe ich jetzt halbiert umher, und die längelange große Wunde verharrscht schmerzlich an der Luft. — Du sagst, ich spräche meine Liebe nicht so deutlich aus, als ich sie schriebe? Therese, wie vergeßlich bist Du! Ich denke, was ich Dir jetzt schreibe, ist nur die matte Wiederholung dessen, was ich in hundert seligen Stunden mit glühenden Worten und Liebkosungen Dir eingeprägt. Geh, Du bist vergeßlich, wie ein Weib! — Mir ist, als hätten wir nie anders gesprochen, wenigstens hat, wenn es anders war, nur mein Mund, nicht meine Seele die Schuld. Grüße unsre Kinder — unsre Kinder — ist die Wonne des Gedankens wohl für eine Menschenbrust? Sie leben und weben mit frischen Trieben und Kräften um uns her und leben die Liebe aus, die wir gesät. — Welche heiligen Geheimnisse umgeben uns überall und offenbar, unser ganzes Leben sollte doch nichts als Anbetung sein. — Nun ade, ade!

Dein Eduard.

Donnerstag, den 7. Juli 36. Nach Tisch.

Ich habe Deinen Brief, und Du hast ganz unrecht, über meine Not zu lachen. Das ist doch nicht nur die verletzte Gewohnheit, du grundböses Weib, was mich so

unmutig machte. Daß ich hier im leeren Neste allein geblieben bin, daß ich so ohne all die Anregung und Erheiterung, die ich in der Arbeit so oft bei Euch und den Kindern fand, mich behelfen muß, und dann doch, ich muß Dir den ganz unverdienten Triumph gönnen, daß ich Dich nicht sehe, höre, fühle, und mir dagegen gar kein Ersatz in irgend einer andern erhöhten Lebenstätigkeit gegönnt ist, das ist es, was mich mit Recht niederschlägt. — Gewohnheit! — O wart', das büßest Du! — Wenn diese denn so mächtig ist, warum habe ich mich dann an all Deine Unausstehlichkeiten noch nicht gewöhnt? Warum ist mir Deine Liebe und Anmut noch nicht gleichgültiger geworden, da ich doch daran auch gewöhnt bin? . . . Und warum schreibe ich Dir das alles gar, da Du nicht ein einziges gutes Wort verdienst? ... Hierüber hole ich mir nun mündlichen Bescheid. Eduard.

1839

Eduard reiste über Braunschweig und Düsseldorf und durch Belgien auf zehn Wochen nach Paris, um die französischen Theaterzustände kennen zu lernen. [Vergl. Thereses Jugenderinnerungen S. 403—406.]

Therese an Eduard.

[Berlin], Sonnabend früh, 9. März 1839.

Die erste Nacht wäre vorüber; Garten und Balkon sind dick mit Schnee bedeckt, aber die Morgensonne scheint freundlich ins Wohnzimmer, streift hell über unsern Früh=stückstisch und verklärt Dein liebes Bild, das traulich mitten unter uns ist. Ich bin so heiter und selig, wie seit langer, langer Zeit ich es nicht war; alle die verdrießlichen, klein=lichen Gedanken sind entschwunden; ich habe jetzt nur einen, und in diesem läßt sichs glückselig ruhen. — Als Du gestern abend fortgefahren warst, schrie Georg Viktoria! schoß Kobolz die ganze Stube entlang und war so ausgelassen und unartig, wie nur möglich, Richard auf eine andere Art nicht weniger, er verlangte Zucker und Äpfel zum Kochen; da ward mir es auf einmal klar, daß dieses Alter nicht das glücklichste ist, denn für alle Freuden des Lebens hätte ich meine Tränen um Dich doch nicht hingegeben. Anna sprach viel von Dir, auch viel Unnützes, um ihre Aufgeregtheit zu verbergen, Marie ging still und geschäftig umher, hatte Tränen in den

Augen und war sehr angenehm, Felix aber außer aller Fassung, Du kannst Dir nichts Rührenderes denken als den Jungen, sein Stammbuch hatte er vor sich liegen und las und weinte immerfort, dann steckte er auf einmal das Buch in das Futteral, ging mit raschen, kräftigen Schritten durchs Zimmer und legte das Buch in seinen Schrank, o, wie verstand ich das Knarren seiner Stiefel und das Klappen der Eisen unter den Hacken, darin sprachen sich die schönsten, edelsten Vorsätze für sein ganzes Leben aus. Nach dem Abendbrot ging ich mit allen Kindern durchs Haus, verschloß und verriegelte die Türen, dann legten wir uns früh nieder.

Eduard an Therese.

Braunschweig, Sonntags, den 10. März 1839.

Guten Morgen! Guten Morgen, mein liebes, süßes Herz! Hier bin ich nun in der alten Welfenstadt, die mir gestern nacht eine recht anziehende Physiognomie zeigte, Du kennst ja meinen Städtegeschmack, alte Balkenhäuser, enge, krumme Straßen, Giebel, Erker. Ich habe sechs Stunden in einem weichen Bette ausgestreckt geschlafen, habe mich rasiert, gewaschen und gekämmt, habe mit Gemächlichkeit, nicht an der Tischecke stehend, wie Schnellpostpassagiere pflegen, sondern auf dem Sofa sitzend gefrühstückt, kurzum, ich fühle mich wieder was mehr als einen Reisekoffer, mein Herz kennt wieder ein andres Verlangen als: „wären wir nur erst auf der Station, daß man die erstarrten, eingezwängten Glieder ausrecken könnte“, ich bin wieder ein Mensch geworden, und meine ganze Seele drängt, Georgs Vorschlag anzunehmen und Euch einmal dazwischen zu besuchen. Nur Courage! Unser Abschied hat lange in meinem Herzen nachgezittert; wie Ihr mich alle so verstummt umstandet, wie ich so stumm fortmußte, um mit dem ersten lauten Worte nicht laut zu weinen, sieh, mein Herz, ich tue

mir da wieder etwas auf unser Leben zugut, aber der Moment war der allerernstesten Scheidestunde würdig, nichts Kleines, auch nicht bei den Kleinsten, kein Heulen, kein unwürdiges sich Geltendmachen mit dem Schmerze, und das ist Recht. Jedes Scheiden, sei es für Tage oder für Lebenszeiten, ist von gleichartigem Ernst, von gleicher Heiligkeit angeweht, denn wer kann in menschlichen Dingen sagen, nur auf so lange soll es geschieden sein, und was ist denn im Grunde der Unterschied dieser Zeiträume, ein Punkt; geschieden ist immer geschieden, und wiedersehen ist überall und immer gewiß. Was sagt Ihr aber, daß ich doch etwas vergessen hatte, und so etwas Wichtiges? Wie gut, wenn man einen Freund in der Kronenstraße hat, ich hoffe, [Karl] Werder versteht meine Empfindung, es ist was Schönes um Freundschaft und Liebe, daß man den andern, des man für die höchsten und heiligsten Stimmungen bedarf, zugleich zum gemeinsten Botenlaufen verbrauchen mag, ohne daß es der Würde seines Bildes in unserer Seele auch nur den geringsten Eintrag tut, ja, man begehrt sogar Geringes und Gemeines lieber von den Geliebten, Hochgeachteten, als von Fremden. Mit Sachen ist der Mensch anders, er schont die Schönen und Liebsten und nimmt sie nicht zu gemeinem Gebrauch, ich mutmaße daher, es bestehe ein Unterschied zwischen Menschen und Sachen . . .

Düsseldorf, 14ten, früh.

Gestern vormittag kam ich beim schönsten Wetter hier an, die Fahrt war wieder wunderschön. Jetzt weiß ich, warum mir in den Bergen immer so wohl ist, warum mir es warm übers Herz schleicht, wenn ich im Flachlande nur einmal den Boden sich erheben sehe. In den Bergen ist uns zumut, wie dem Kinde auf dem Schoß der Mutter, die ihre Arme um es herbreitet. Gestern fiel mir ein, wie ich mich so wohlig fühlte: so muß unserm Richard zumut

sein, wenn Therese ihn auf dem Schoße hält und hegt... Im Flachlande ist das Menschenkind wie auf den platten Tisch gesetzt und nun verlassen, das arme Kind bangt umher nach irgend einem Anhalte und muß nun all sein bißchen Geisteskraft zusammennehmen, sich zu behelfen. Drum dominiert der Verstand bei uns, in den Bergen das Gefühlsleben bis zur Übertreibung. Religiöse Schwärmerei wird hier geboren, in der Fläche der Skeptizismus. Das ließe sich noch weit ausspinnen, ein andermal. Düsseldorf ist eine allerliebste, heitere, freundliche Stadt, eleganter als die bisherigen. Ich lief sogleich zu Karl Immermann vors Tor, traf ihn nicht, nun zurück in die Akademie, die in einem erhaltenen Teile des alten zerstörten Schlosses sich befindet, von dem noch ein Stück Mauer und ein halb eingestürzter Turm dasteht, daneben die großen Malerfenster mit allerhand angelehnten Bildern; das macht einen hübschen Eindruck, wie die Kunst sich da so frisch und neublühend in die Ruinen der alten Herrschaft eingenistet. [Ferd. Theodor] Hildebrandt sah ich zuerst, den guten, freundlichen Kerl, der im Grunde so gescheit ist und es so bescheiden unter dem langen Schnurrbart verbirgt. Er brachte mich zu [Fr. Wilh.] Schadow, der an einem großen Bilde (die schlafenden und wachenden Jungfrauen, zu denen der Heiland eintritt) malt. Es ist wieder matt und kalt. Er war sehr freundlich, lud mich zum Abend ein. [Hermann] Stilke war nicht auf der Akademie, Hildebrandt ging noch mit mir in Schadows neues, sehr schön eingerichtetes Haus, das ihm seine Schüler mit Türstücken geziert haben und im Saale den Fries unter der Decke, das ganze Zimmer herum gemalt, nach Zeichnungen von [Julius] Hübner. Soeben holt mich Hildebrandt zu [Karl Friedr.] Lessing ... Mittags schon war mir und Hildebrandt in der Stadt Immermann begegnet, im zugeknöpften Mantel und der

Mütze sah er wie ein Pächter aus, der hier sein Korn verkauft hatte. Wir kamen im Zusammengehen gleich ins Gespräch über die Bühne und die Notwendigkeit der Schule, verabredeten einen Besuch auf Nachmittag. Von dem Friese in Schadows Saale muß ich mündlich ausführlich erzählen, nur allgemeines hier, es stellt den menschlichen Lebenslauf dar. Die vier Perioden des Lebens sind zugleich in die vier Jahres- und Tageszeiten gebracht. Der Gedanke ist nun wohl dem Schinkelschen Bilde entnommen. Die vier Hauptbilder sind durch Arabeskenstücke und einzelne Gruppen getrennt. Hübner hat die Sachen gezeichnet, es sind vielleicht seine lieblichsten Kompositionen, und die andern Mal erhaben alle die Ausführung übernommen, kein Neid, kein Verdruß, sich so den Anordnungen des Einzelnen bei einer so interessanten und viel besprochenen Arbeit fügen zu müssen, hat sich kundgegeben, wie denn in der Tat der schönste, allerbeste Geist hier unter den Künstlern herrscht. . . . Immermann wohnt auf der Chaussee nach Derendorf. Morgens hatte ich mich gut zurecht gefunden, jetzt führte mich meine Zuversicht irre, die Leute, welche ich befragte, gaben mir verkehrten Bescheid, kurzum ich kreuzte sieben Viertelstunden zwischen den Hecken und Gärten und Feldern umher, kam endlich an der Dorfkirche heraus und mußte nun wieder stadtwärts laufen. Ich hatte mich ordentlich müde gehetzt und schöne Zeit verloren. Wie es zu gehen pflegt, so kam ich auch nicht sogleich in rechten Gesprächsfluß mit Immermann, wenn man so viel besprechen will, wirds garnichts. Er ist sehr disgustiert von der Begegnung, die in Berlin das „Opfer des Schweigens“ erfahren. Daß man das Stück habe liegen lassen, daß keiner seiner Freunde, ich glaube, er meint vornehmlich Häring, sich seiner in den Journalen gegen die falsche Darstellung der Aufnahme angenommen. Er will nicht mehr für die Bühne

arbeiten. Den zweiten und dritten Band des „Münchhausen“ erhalten wir Ende Mai, der dritte Band soll ganz wunderschön sein, die Liebe zwischen Elsbeth und dem Jäger überaus zart und reizend. Er liest das Fertige immer seinen Freunden vor. Wir sprachen über bürgerliche Stücke, von Ideen und Fabeln dazu. Was er für die Bühne von der Schule erwartet, soll nicht in der Vorbereitung junger Talente, wie ich es darstellte, sondern in Leitung der jetzt Wirkenden geleistet werden, er meint, die Vorstudien der jungen Leute würden ihnen nichts helfen, wenn sie nicht, sobald sie nur ins Lampenfeuer geführt werden sollten, ein gutes Repertoir von poetischen Stücken, ein Zusammenwirken in Gehorsam unter Regel und Harmonie vorfänden. Wir wollen beide der Sache von beiden Enden her zu Hilfe kommen, und beides ist nötig, da es nun aber noch lange dauern möchte, bis die Leitung einer großen Bühne einmal einem sachverständigen Manne übergeben werden wird, so halte ich es für gut, das zu fördern, was vielleicht früher zu erreichen ist: eine Anzahl junger Leute im Handwerk abzurichten, damit in ihnen bereite Werkzeuge da sind, wenn es gilt. Er gab mir das auch zu. — Hildebrandt kam hin, holte mich zu Schadow ab, ich schied von Immermann mit verstärkter Neigung zu ihm, ich habe diesmal neben seiner geistigen Bedeutenheit eine Wärme und Weichheit des Herzens gefunden, die mich an dieser nach manchen Seiten hin derb geschnittenen Gestalt recht gerührt hat. Es tut einem recht weh, wenn man so einen Mann halb verkümmern sieht an unerreichten Zielen. Auf dem Wege zu Schadow über das nächtige Feld, erzählte mir Hildebrandt von Immermanns Zerwürfnis mit Schadow und Felix [Mendelssohn]. Gegen des ersten Mattherzigkeit ist er gewiß im Rechte, gegen Felix steht er, wenn er ihn auch noch so sehr gekränkt hat, doch gereinigt da, durch sein unablässiges Bemühen um Versöh-

nung und Ausgleichung, das von Felix auf eine empörende Weise zurückgewiesen worden ist. Es ist doch ein recht schlimmer Zug in ihm [Mendelssohn], daß er, beleidigt, so unversöhnlich hassen kann. Bei Schadow fanden wir Steinbrück und Frau, einen Doktor mit seiner sehr lebhaften Frau, zwei rechte, muntere Rheinländer, Hildebrandts Frau hatte ich im Vorübergehen besucht, ihre Kinder schlafend in den Betten mir besehen, was habe ich da an all meine lieben Köpfchen gedacht. Unerwartet kam Stilke mit seiner Frau, er hatte eine recht herzliche Freude, ich mußte ihm von den Berliner Freunden, von Fürst erzählen, dem er sogleich schreiben will. Sagt ihm aber das nicht, sonst hält er den Brief durch mich abgepreßt, und er versöhnt ihn nicht. Das Gespräch, das allgemeine, ging ganz gut hin und her. Schadow gefällt mir aber gar nicht. Er brachte Dinge mit direktoraler Weihe zu Markte, die sich gar nicht mehr schicken unter ordentlichen Leuten, z. B. der Geist des Menschen erzeuge allen Unfug, wer beschränkten Geistes, sei am glücklichsten, er habe nicht mit Zweifeln zu kämpfen und dergl. Ferner bei Gelegenheit der Vergleichung der Epochen der Malerkunst, der Leere in der Perückenzeit, „man müsse nicht glauben, daß in irgend einer Zeit weniger Talente geboren worden seien als in irgend einer andern, das hieße die immer gleiche Güte Gottes bezweifeln, die Faulheit und Verschrobenheit der Menschen allein verunstalte und verkümmere Gottes Gaben usw.“ Du kannst Dir denken, daß ich wieder meinen Mund nicht halten konnte, aber was er mir nun entgegensetzte, war so leer, so unhaltbar und folgewidrig, daß ich denn doch still sein mußte. — Heute morgen nun habe ich wieder gepackt, an Dich geschrieben, dann war ich bei Lessing. Wenn Du den doch einmal sehen könntest. [Sie trafen sich später in Karlsruhe.] Man wird ganz gesund und stark in seiner Nähe. So ein festes, still männ-

liches Wesen, solch eine anspruchslose Freundlichkeit, so eine Heldenruhe von gesättigter Kraft, so etwas in sich Sicher- und Gemächlichsein, habe ich noch nicht gesehen. Er ist ziemlich groß, starkknochig, aber nicht breit oder voll gebaut, so muß Albrecht Dürer gewesen sein, so ein durch und durch deutscher Kerl. Nun sah ich seine Mappe, größtenteils noch nicht ausgeführte Kompositionen; man erschrickt ordentlich vor dieser Macht und Schönheit. ‚Huß vor dem Konzilium' hat mich durch und durch erschüttert, solch eine Einfalt, Anspruchslosigkeit bei dem überströmenden Reichtum der historischen Anschauung und Bedeutsamkeit. Ich muß das mündlich beschreiben, Dir einige von den Kerls vormachen. Dann hat er ein Bild in Arbeit: ‚Heinrich V. läßt den Papst Paschalis gefangen nehmen'. Welche Gewalt der Bewegung und welche wahrhaft hierarchische Größe in dem Papste. Das ist getroffen, durch diese Haltung sitzen sie noch heut und lange auf dem Stuhle, diese Herren. Dann sah ich Gefechte, — Du weißt, im allgemeinen kann ich diese Darstellungen nicht leiden, aber hier mit solcher Gewalt der Bewegung, mit so rührend menschlichen Zügen gemischt, ziehen sie unwiderstehlich an. ‚Der Tod des Herzogs von Liegnitz in der Tatarenschlacht.' Ein Reiter, die Hand einem zu Tode Verwundeten reichend, die Verteidigung einer Prager Schanze, wobei die Frauen mitkämpfen, usw. usw., dann so schöne, schöne Landschaften, man möchte bei jedem Stücke aufhören, durch keinen neuen Eindruck den jetzigen beeinträchtigen. Nun zeigte mir Hildebrandt noch auf der Akademie ein fertiges großes Bild von [Karl Ferd.] Sohn: Tasso liegt im Garten an einem Springbrunnen unter einem Lorbeerbaum und dichtet, die beiden Leonoren kommen vorbei, bleiben lauschend stehen. Tasso ist wunderschön, die ganze, feine, reizbare, schöne Individualität, die Sanvitale ein prächtiges blondes

Schelmengesicht, voll unergründlicher Feinheit, die Prinzessin hat etwas Gezwungenes in der Haltung, überhaupt machen die beiden Frauengestalten den Eindruck des sich Präsentierens, während Tasso höchst ungezwungen und natürlich ist. Ich sah noch Sohn, [Joh. Wilh.] Schirmer, [Heinrich] Mücke, den jungen Stobwasser konnte ich nicht erlangen. Hildebrandt hatte zwei Bilder in Arbeit — Kardinal Wolsey, totkrank im Kloster ankommend, wohin er sich nach seinem Sturze begibt, von den stillen, einfachen Mönchen empfangen; dann Kinder mit einer Wärterin im schlecht beleuchteten Vorzimmer zur Weihnachtsstube, durch dessen Glasfenster der Weihnachtsbaum schimmert. Das kleine Mädchen patscht mit den Händen gegen die Türe, ein dicker Junge steht hinter ihm, die Hände auf dem Rücken, guckt er gelassen auf die Türe, ein älteres Mädchen steht bei der Wärterin des kleinsten Kindes und unterhält sich über die erwartete Herrlichkeit. Für diese Figur riet ich ihm mehr Ungeduld und Bewegung, er ging darauf ein. Eine merkwürdige Bude hat er sich aufgerichtet, um die Lichteffekte zu studieren. Nun schied ich von ihm, er gefällt mir außerordentlich, mit welcher Freude er von Lessings und der Andern Arbeiten spricht, wie er die Verdienste derselben hervorzukehren weiß, so verständig und fein bemerkt er und kennt die Schwächen überall, aber verschweigt und verbirgt, wo er kann, es ist ein prächtiger Mensch. Dazu von so frischer Heiterkeit und Lust. Stilke begleitete mich zur Post, war sehr herzlich, wird auch mit jedem Wiedersehen immer liebens- und achtenswerter. Er will im Herbst nach Berlin kommen.

So bin ich denn abgereist, setzte über den Rhein, sah in Neuß flüchtig eine schöne, alte Kirche, es war Wachtparade davor, man spielte eine süße Bellinische Melodie, was mir wunderlich genug vorkam, als mir der Schirrmeister

erzählte, daß diese 600 Mann der Stadt zur Strafe eingelegt seien, auf sechs Wochen, weil kürzlich bei der Musterung der Militärreserve ein Unteroffizier vom Volke zu Boden geschlagen und dann sogar der Oberst übel zugedeckt worden. So gehts hier am Rheine, das Volk ist sehr aufgeregt und ausnehmend schlecht preußisch. Die Gegend bis A a c h e n ist flach, uninteressant, ich nahm meinen Freund T h i b a u t, den Dictionnaire, zur Hand und suchte mir Vokabeln zu den Gesprächen, die ich mir ausdachte.

. . . Nun will ich mich sacht zur Abreise rüsten, es gilt Deutschland zu verlassen, nun, Thibaut, steh mir bei! — Wie lange muß ich aber noch auf Deinen Brief warten, Mittwoch, vielleicht erst Donnerstag bin ich in Paris, es gehen doch ca. 14 Tage auf der Hinreise drauf, aber ich sehe, daß ich ganz recht tue, schneller darf ich nicht reisen, und was mich unterwegs aufgehalten, war der Mühe und Zeit wert . . . Heimweh habe ich aber noch gar nicht gehabt, so unaufhörlich ich auch Eurer gedenke, doch ists auch natürlich, es treibt mich jetzt immer nach vorwärts dem Ziele zu, wenn ich dort erst die Eindrücke empfangen und ruhiger werde, dann muß sichs zeigen, wie ich mich halte. Bist Du auch nur heiter, meine liebe Seele? Lebt Ihr recht still und glücklich zusammen, genesen Deine Augen? . . ., wie ich mich freuen werde, wenn ich beim Zurückkommen wieder in Deine k l a r e n sanften Augen sehen kann! Wir wollen einen recht glücklichen Sommer verleben, ich habe es mir fest vorgenommen, und wir sind es uns und dem lieben Gott einmal schuldig. Laß mich hören, was all meine lieben, lieben Kinder machen. Du lässest Dir doch von ihnen auf der Landkarte zeigen, wo ich reise, nicht? Was werde ich Euch, lieben Kinder, alles zu erzählen haben, die heut [im Aachener Münster] gesehenen Raritäten beschreibe ich Euch genau, seid nur recht folgsam und denkt daran, der Mutter das Leben

recht froh zu machen, da sie nun allein ist! Meine kleinen Bengel, wer läßt Euch nun reiten und auf der Schulter sitzen? Ich wollte, ich könnte einen von Euch mit mir auf der Schulter tragen, wie ein Eichkätzchen, damit ich doch ein Stück von Euch, einen Adressanten für meine Liebe hätte. Nun Geduld, wir kommen wieder zusammen. Lebe nun wohl, Du meine süße Therese, lebt alle wohl, ich geh nun in die Fremde, mein nächster Brief lautet à Madame Madame Therese Dt. Das ist nichts Geringes. Nun ade! Gestern im Postwagen quälte mich eine Weile der Gedanke, beim Anstreichen der Falltüre sei das Sperrbrett nicht eingeschoben worden, und eins von den Kindern, die zufällig hinaufgegangen, sei hinabgestürzt. Solcher Vorstellungen habe ich mehrere zu meinem Vergnügen und Zeitvertreib. Nun lebt wohl! Dein Eduard.

Therese an Eduard.

[Berlin], Sonntag, den 24. März.

Guten Morgen, mein Eduard! Ich habe lange nicht mit Dir geplaudert, aber — da hast Du mich wieder ganz und gar; an dem alten, angefangenen Briefe täglich ein paar Worte zu schreiben, war mir ganz natürlich; einen neuen mit Geringfügigem, Unbedeutendem anzufangen, jetzt, wo Du gedrängt von Interessantem und Schönem, sieh, das war mir peinlich. Es ist dieselbe Empfindung, die mich oft umkehren ließ, wenn das volle Herz mich trieb, Dich in Deinem Zimmer aufzusuchen, und ich Dich nachdenkend und beschäftigt fand; ich ging dann still zurück, weil ich Dich zu stören fürchtete. Weiß ich nun gleich, daß Du mich darum tadelst, ich mußte es dennoch schreiben, ja, das ist mein Stolz, ich muß Dir immer zeigen, wie ich bin, und was ich denke, ich mag nicht besser scheinen.

Gestern war Tauberts Geburtstag, ich hatte ihm morgens

durch ein paar Zeilen Glück gewünscht, das hat ihn sehr gerührt, er ließ uns bitten, den Abend bei ihnen zuzubringen, wir nahmen es an, was wir aber bitter bereuten, denn es war schrecklich langweilig, in solcher Umgebung kann kein Künstler gedeihen; in den [Ludwig] Bergerschen Angelegenheiten nimmt er sich sehr gut, er hat mit Kistings Hilfe ein Konzert zustande gebracht, aus dessen Ertrag ihm [Berger] ein Denkmal gesetzt werden soll, er hat in seinem Testament Taubert und Rellstab zu Herausgebern und Ordnern seines Nachlasses bestimmt; prächtige Lieder hat Taubert noch dabei gefunden . . . Gestern haben wir Herrn [Phil. Jos.] Düringer aus Leipzig, als Dr. Löwe im „Oheim“ [eine der beliebtesten Rollen Eduards] gesehen. Du glaubst nicht, wie mir war, als wir ins Schauspielhaus traten, alles schien mir verändert, ich glaubte einen recht wehmütigen Abend erwarten zu müssen, doch dauerte diese Stimmung nur, solange wir müßig warteten, sowie das Stück begann, war es vorüber. Der Fremde war ein gutmütiger Sachse, der mich zuweilen durch den nasalen Ton an Emil [Devrient] erinnerte, er spielte sachte fort, nirgends war etwas Eigentümliches zu merken, nichts von den Wunderlichkeiten, von denen doch die Rede im Stücke ist, auch der Arzt war nirgends zu merken, es war ein lieber, guter dummer Kerl. Aber er hat mich nicht verletzt, spielte einfach und natürlich, sprach auch ziemlich gut. Das Publikum war sehr kalt, wir sahen viele Leute über ihn lachen und hörten gleich in einer Nebenloge sagen, „ach, die Rolle spielt Devrient so schön“; am Schlusse wurde er gerufen, was ich ihm wirklich gönnte, weil er so bescheiden spielte, [Moriz] Carriere hat das meiste dabei getan, wir sahen ihn fürchterlich arbeiten. Die [Amalie] Wolff war vortrefflich, aber übertreibt jetzt zu sehr, es geht über die Grenzen der Schönheit weit hinaus, [Gustav] Crüsemann

spielte die kleine Rolle ganz allerliebst, [Louis] Schneider aber unverantwortlich schlecht, wie ich ihn nie gesehen, ich glaube, er liebt Dich, und machte sich immer lustig über den armen Mann; sie schienen ihm überhaupt alle so überlegen ... Carrière war eben hier, um auf lange Zeit Abschied zu nehmen, es ist doch ein eigenes Ding um solch einen Abschied, es liegt so viel Wunderbares, Geheimnisvolles darin. „Übers Jahr im August komme ich wieder“, sagte er, als er den Kindern Lebewohl sagte, ganz heiter und mit Zuversicht; mich durchschauerte es, o göttliche Jugend und Unerfahrenheit, dachte ich, so war mirs früher auch; er grüßt Dich herzlich ...

Eben kommt ein Brief von Dir, Gott sei Dank, nun bin ich froh und glücklich. Deine Therese.

[Die reichen theatralischen Eindrücke des Pariser Aufenthalts sind von Eduard selbst schon zweimal, zuerst in einem selbständigen Bändchen 1839, dann im IV. Bande seiner dramatischen und dramaturgischen Schriften 1846, veröffentlicht worden. Ein Wiederabdruck der ganzen Folge, der sich wohl lohnen würde, zumal jene Auflagen vergriffen sind, muß hier um des Raumes willen unterbleiben. Als eine Stichprobe möchte ich indessen die Stellen herausgreifen und unserem Briefwechsel einreihen, auf die sich Therese in ihren Antworten bezieht, die über die große französische Tragödin Elisa Rachel-Félix. Sie sind über mehrere Briefe verstreut, ich schiebe sie hier ein, wie sie der Zeit nach folgen.]

Eduard an Therese. Paris, den 25. März 1839.

Bei einem meiner gestrigen Besuche habe ich viel von der Rachel gehört, was mich auf ihre Bekanntschaft sehr begierig macht. Ein junger Herzog will sie heiraten, sie soll es ab-

gelehnt haben. Wie vernünftig! — Sollte sie die Herrschaft über die Bühne gegen die Sklaverei der Etikette, die Freiheit des individuellen Schaffens gegen das drückende Gefühl vertauschen, in den vornehmen Kreisen nur ein kaum geduldetes Glied zu sein? Kann der reichste Grand von Spanien ihr eine Stunde solcher Stimmung und Erhebung erkaufen, in der sie jetzt vor der entzückten Menge in selbstgeschaffenem Leben der erhabensten Gestalten den Abend verschwelgen kann? Wer einmal diese Schöpfungswonne genossen, der tauscht sie nur mit bitterer Reue gegen alle Herrlichkeit der Welt.

Paris, den 27. März 1839.

... Abends spielte Dem. Rachel in „Bajazet", ich ging schon um halb fünf Uhr nach dem Théâtre français, aber wehe mir! Schon stand ein unabsehbarer Schweif von Leuten da. Was war zu tun? Mit Freuden nahm ich das Anerbieten an, womit mir einige Kerle entgegenkamen: einen Platz zu Anfang der queue von einem ihrer Genossen zu kaufen, und erhielt noch einen guten Platz ... Es war drückend voll, selbst das Orchester den Zuschauern eingeräumt. In Ermanglung der Musik dienten drei Schläge auf den Fußboden der Bühne, hier das Signal zum Beginnen in allen Theatern, zur Eröffnung des Stückes. ... Nun aber Rachel als Roxane. Eine jugendlich schlanke Gestalt, ein sehr jugendliches Gesicht, das mich an maurische Bilder erinnerte. Die Nase rund, zwischen den Augen etwas eingedrückt, der untere Teil des Gesichtes ein wenig vorgeschoben, der Mund klein, die Augenbrauen etwas hoch über dem Auge. Du merkst wohl, sie ist gar nicht schön, dessen ungeachtet ist dies Gesicht von einem geistigen Zauber überflogen, der unter hundert Schöneren ein besonderes Interesse abfordern würde. Sie sprach. Ein weicher, nicht voller, aber bestimmter Ton, eine genaue Ak-

zentuation und eine Deutlichkeit, die selbst dem Fremden keine Silbe entgehen läßt. Ihr Vortrag hat eine Reife, Ruhe und Sicherheit der Modulation, daß man schon nach den ersten Reden fühlt, man habe es mit einer Meisterin zu tun. Auch später, in der äußersten Leidenschaft, war nirgends etwas Übereiltes; Ton und Tempo überall richtig abgemessen. Es ist zum Lachen, wenn die Leute sagen, sie habe das alles aus sich selbst, es sei pures Naturell. Ein solches Gleichgewicht der Darstellung, eine so ruhige Haltung, solche weise Verteilung der Kraft und des Effektes ist einem rohen Talente nicht eigen, das stürzt sich mit selbstvernichtender Hitze in die Situation. Was wir an Rachel bewundern, ist alles gelernt, unglaublich schnell gelernt, — und zugegeben, daß sie in Wochen, was andere in Jahren, begriffen, so gereicht ihre Vortrefflichkeit doch ihrem Lehrer Samson zum größten Ruhme. Allmählich entwickelte sie nun den Charakter der Roxane, dieses von edlem Stolze, Herrschsucht und unerwiderter Leidenschaft durchwühlten Weibes. Rachel bewahrte äußere Ruhe und feste Haltung, aber die höhnische Bitterkeit, womit sie des Loses der orientalischen Frauen gedenkt, die Erregung, mit welcher sie alle Opfer und Anstrengungen aufzählt, durch die sie den Bajazet mächtig gemacht, dies alles läßt uns die Furien ahnen, welche hinter dieser stillen, starren Miene lauern. Und nun gedenkt sie der Möglichkeit seines Undankes, mit steigernder Heftigkeit:

> Quand je fais tout pour lui, s'il ne fait tout pour moi;
> Dès le même moment, sans songer, si je l'aime,
> Sans consulter enfin, si je me perds moi même,
> J'abandonne l'ingrat, —

mit der Gewalt dieser Worte scheint sie ihn vernichten zu wollen und wirft dann den Rest der Rede gleichgültig hin: —

> et le laisse rentrer
> Dans l'état malheureux, d'où je l'ai su tirer.

So läßt sie uns gleich in der ersten Szene mit Schrecken in den Abgrund einer Seele blicken, die ihrer Leidenschaft ganze Menschengeschlechter hinopfern könnte. Die an sich gar nicht starke Stimme gewinnt dabei einen ehernen, bebenden Klang, eine Macht, vor der man sich fürchtet. Im zweiten Akte, als sie dem Bajazet den Thron und sich selbst förmlich anträgt, ist es kein einziger Akzent der Zärtlichkeit, womit sie den Geliebten zu gewinnen sucht; dies Herz ist zu stolz, zu spröde dazu. Sie lechzt nach seiner Liebe, aber sie scheint nur aus freier Gnade ihm ein grenzenloses Glück anzubieten. Bei dieser grandiosen Haltung des Charakters, — der bei einem geringeren Talente vermutlich in kalten Theaterprunk ausarten würde, — weiß sie die Rede so reich durch Züge und Modulationen der gewöhnlichen Konversation zu beleben und zu erwärmen; ihr Ausdruck ist oft so gehaltreich, daß man augenblicklich erkennt: diese Stücke, mit der dürftigen Handlung, der gedankenarmen Sprache, sind nur durch solche Meisterschaft der Darstellung lebendig zu machen. Hier mehr als irgendwo muß der Schauspieler aus der Fülle der eigenen Poesie schöpfen können, und darum waren seit Talmas Tode bis zu Rachels Auftreten diese tragédies classiques tot.

Eine Probe von Rachels Art zu nuancieren. Um den Bajazet zu bewegen, sie feierlich und gesetzlich als seine Sultanin zu erklären, verweist sie ihn auf Solimans Beispiel, der sich mit Roxelane vermählt, und dennoch, sagt sie, hatte diese kein anderes Recht auf den Rang der Kaiserin:

Qu'un peu d' attraits peut-être, et beaucoup d' artifice.

Die ersten Worte spricht sie mit einer gewissen Geringschätzung gegen diese äußeren Reize, sie scheint zu fühlen, daß sie selbst nicht in siegendem Maße damit begabt sei. Dennoch stachelt es sie, auch diesen eitlen Vorzug noch zu verkürzen, so ungläubig und verdächtigend spricht sie das

peut-être, und wenn sie nun die letzten Worte zögernd, spöttisch hinzufügt, fühlt ein Jeder ohne weitere Interpretation: hinter diesem leichten Tone berge sich der starre Stolz, der jede List und Schlauheit verschmäht. Ganz besonders gelingt ihr der Ausdruck ironischer Bitterkeit, des tief verletzten Selbstgefühles, das sich verbirgt; doch als Bajazet immer kalt und Ausflucht suchend vor ihr steht, da bricht die Raserei der Leidenschaft los; sie droht ihn töten zu lassen, wendet sich schon, den Befehl zu geben, — plötzlich kehrt sie um, und das gewaltsame Herabstimmen des Tones zur Mäßigung

> Bajazet, écoutez, je sens, que je vous aime.
> Vous vous perdez. Gardez de me laisser sortir,

macht eine große Wirkung. Endlich reißt Bajazets Kälte die letzte Schranke nieder, sie gesteht ihre volle Liebe zu ihm, überstürmt ihn mit der ganzen Heftigkeit einer verzehrenden Leidenschaft. Hier sah ich den Ausdruck, dessen ich schon bei der Volnys gedachte, auf seiner äußersten Spitze. Es ist, als wollte sie mit der Flamme ihrer Rede, ihrer Blicke den Geliebten verzehren, vernichten; in seinem letzten Zucken wollüstig schwelgen. In dieser Rede schwoll ihre Sprache zum erstenmal vorübergehend zu jenem hohlen, bollernden Pathos, das von jeher den Deutschen, selbst bei den größten französischen Schauspielern, verletzt hat. Nun ruft sie den Vezier, verkündet ihm heftig, sie wende ihren Willen, kehre zum Gehorsam gegen Amurat zurück. Sie gibt ihm Befehle, wild, grimmig, „Sortez!“ herrscht sie ihm zu, mit einer Macht, daß man fühlt, hier sei der Abschnitt und Wendepunkt ihres ganzen Schicksales.

Im dritten Akte kommt sie erst auf die Vermutung: eine andere Liebe mache den Bajazet kalt gegen sie. Der Moment, wo sie den Abschiedsblick zwischen Bajazet und Athalide bemerkt, geht dem Zuschauer ebenso stechend durchs

Herz, wie ihr selbst. Nun aber dies sich in sich selbst Fassen und Aufraffen, der Ton des lauernden Aufhorchens, die Art, mit der sie sich der Athalide entledigt, um allein zu sein, dies alles ist unbeschreiblich. Wie türmt sie nun im Monologe die Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit des Verschmähtseins vor sich auf, mit jenem gedämpften Tone, der dem sich Erinnern und dem entstehenden Verdacht eigen ist. Der ganze Monolog besteht aus Fragen, und sie weiß ihn doch auf das Interessanteste zu nuancieren. Endlich kommt die Botschaft, auf welche sie sich entschließen muß, und ihre Abgangsworte: et couronnons l'amant, ou perdons le perfide! zeigen, daß sie bei der Gewißheit keinen Augenblick mit ihrer Entscheidung zögern werde.

Der vierte Akt ist der Gipfel der Darstellung. Mit leichenfahlem, eisigem Gesichte tritt sie zu Athalide, zeigt ihr Bajazets Todesurteil, um zu prüfen, ob die Liebe beider gegenseitig, das Verständnis entschieden sei. Mit kalter Grausamkeit betrachtet sie Athalide und spürt der Wirkung des Giftes nach, das sie ihr ins Herz gießt: Que vous semble? fragt sie mit einer entsetzlichen Gleichgültigkeit; aber als sie nun Gewißheit hat, schwillt im Monologe der grimmige Haß gegen die Liebenden, die wilde, grausame Rachgier still und furchtbar an. Dann in rasender Wut den Dolch hervorreißend und ihn vor sich hinstoßend, schmettert sie die Worte:

Et, d'un même poignard les unissant tout deux
Les percer l'un et l'autre, et moi-même après eux,

daß den Zuschauer ein Schauer nach dem anderen überläuft. Welche Glut steigt in dem starren Gesichte auf, welche Hyänenblicke zu den zusammengefalteten Mienen, der grimmig verschobenen Kinnlade, und dabei welcher Jammer auf dem jugendlichen Antlitze! Es ist das Grauen vor der dämonischen Gewalt in der Menschheit überhaupt, das uns

ergreift, die Künstlerin erhebt dadurch den individuellen Zustand zum allgemeinen; was das Gedicht an sich so ganz und gar versäumt.

Dieser Ausdruck der von Leidenschaften ganz durchstürmten Seele, dieses Gereiftsein zum Fürchterlichsten, mag auf das erste Urteil in unvereinbarem Gegensatze zu der Jugend der Darstellerin stehen, aber es erscheint bei Rachel alles unmittelbar werdend, wir sehen es entstehen unter dem Einflusse der Umstände. Dazu weht ein Hauch des tiefsten Schmerzes durch diese Wildheit, unser Mitleid wiegt den Abscheu auf, uns ist, als hätte mit dieser Liebe ein rasendmachendes Gift sich in die Adern des unseligen Weibes geschlichen, als wäre Roxane ein wüstengeborenes Kind, in der Verlassenheit von Hyänen gesäugt, und nun, auf der Woge der Erdengröße getragen, bräche die Natur des reißendes Tieres hervor.

Als die Vertraute ihr den aufgefangenen Brief Bajazets an Athalide bringt, wie furchtbar spielt sie die Erwartung, den Zweifel, der sie das Blatt in der Hand knittern läßt, bevor sie liest — und nun welch ein Ausbruch! Dies Weinen des stolzen, entsetzlichen Weibes, wer könnte das ohne die tiefste Erschütterung sehen? Im letzten Zornausbruche kam der übelklingende, überpathetische Ton wieder vor, aber wer möchte kritteln bei solch einer Leistung? Der fünfte Akt läßt die Rolle der Roxane die letzten Foltergrade der endlosen Fortdauer desselben Zustandes durchgehen. Wie im ersten Akte steht sie immer noch dem Bajazet gegenüber und fordert mit Drohungen seine Liebe. Die Handlung ist fast um nichts vorgerückt. Es gehört die größte Meisterschaft dazu, um dem Zuschauer das Interesse für Roxane zu erhalten. Obenein verschwindet der Charakter zuletzt völlig. Eine Nachricht ruft Roxane ab, sie kommt nicht wieder, man hört, sie sei getötet. Was soll man von der Klassizität eines

Dichters denken, der seine Hauptcharaktere also zu Ende bringt? Mit Bajazet und Athalide geht er nicht besser um. Indes gelingt es der Rachel doch, auch im letzten Akte noch eine neue, stärkere Färbung zu bringen, indem sie mit schadenfroher Ironie, mit der Eiseskälte der entsetzlichen Grausamkeit zu Athalide sagt, welche zu ihren Füßen eine großmütige Begünstigung ihrer Liebe erfleht,

> Loin de vous séparer, je prétends aujourd'hui
> Par des noeuds éternels vous unir avec lui:
> Vous juirez bientôt de son aimable vue.

... Abends sah ich im Théâtre français „Horace" von Corneille. Wieder solche ertötend kalte Rhetorik, wieder eine so dürftige Handlung, die kaum für einen Akt zureicht, und die nun durch allerlei kleinlichen Aufenthalt sich in bloßen Phrasen hinschleppt; mir wurde heiß und kalt dabei vor Langerweile. Es ist mir bei dem besten Willen unmöglich, die Klassizität dieser Stücke anzuerkennen. Obenein wurde ich heut gewahr, daß die Klage über den Verfall des Théâtre français, über die Invalidität des Personales nur zu begründet ist ...

Rachel hat in der Rolle der Camilla mich auch in etwas entzaubert. Sie soll eine junge Römerin darstellen, die in ihrer Zärtlichkeit für Curiatius die Liebe zur Vaterstadt hintansetzt. Sie will ihren Geliebten von dem bekannten Entscheidungskampfe zurückhalten, sein Leben ist ihr teurer als seine Ehre, und als er dennoch von der Hand ihres Bruders fällt, gerät sie in die äußerste Verzweiflung. Sie schmäht auf Horatius, schmäht auf Rom, ruft alles Verderben über ihre Vaterstadt herab; — da tötet sie der Bruder mit eigener Hand. Rachel hat also eine Gewalt der Liebe und Zärtlichkeit darzustellen, die sie alles vergessen läßt, was einer Römerin das Teuerste sein

soll — und sie vermochte nicht einmal mir den Glauben an eine mäßig warme Neigung einzuflößen. Es ist wunderlich, daß der Ausdruck der Wärme, Innigkeit und Zärtlichkeit ihr ganz abgeht. Ich glaubte, als Roxane vermiede sie mit Absicht diese Saiten anzuschlagen, nun aber wurde ich gewahr, daß sie gar nicht in ihr tönen; sie scheint von Natur ausschließlich auf die herben, stolzen und heftigen Charaktere angewiesen zu sein. Manche Momente setzten sie sichtlich in Verlegenheit, sie wußte gar nicht, was sie damit anzufangen habe, andere wandte sie ohne weiteres nach ihrer eigenen Weise. Als sie z. B. ihren Geliebten bereden will den Kampf zu meiden, nimmt sie nicht einmal einen Ansatz zur Zärtlichkeit; es ist, als wüßte sie gar nicht, wie das nur gemeint sei; es klingt, als wolle sie nur eigensinnig durchsetzen, was sie sich einmal vorgenommen. Der Charakter hatte dadurch im ganzen die Färbung eines verzogenen Kindes, diese sind gewöhnlich kalten Herzens, und ihre Neigungen bloßer Eigensinn. Als sie ihrer Schwägerin den süßen Zwang der Liebe schildert, ist es, als beschwere sie sich nur bitter darüber. Diese Stelle muß offenbar eine große Rührung erzeugen, wenn sie mit recht süß überfließendem Gefühle gesprochen wird; bei ihr war alles herb, geschlossen, trocken, abweisend. So zeigte sie nach der Todesbotschaft keinen Schmerz, keinen weiblichen Jammer um den Geliebten, sondern aus Verdruß und Bitterkeit entwickelte sich ihre Verzweiflung, stieg bis zur Wut, zur Raserei und hier sogar über die Grenzen des Schönen hinaus. Der Ton des Zähneknirschens steht einem Weibe doch gar zu übel! Abgesehen von dieser Auffassung des Charakters, zeigte ihr Spiel wieder einzelne große Schönheiten, Momente, in welchen es ihr glückte, der eintönigen Deklamation frische Abwechslung zu geben und natürliche Ungezwungenheit.

Im vierten Akte, wo sie über die Grausamkeit ihres Bruders klagt, sprach sie sehr schön:

Mais ce n'est rien encore au prix de ce qui reste.
On demande ma joie en un jour si funeste,
Il me faut applaudir aux exploits du vainqueur
Et baiser une main, qui me perce le coeur.

Stockend, vom Schmerze gehemmt, schritt sie in dieser Rede vor, brach dann heftig in Tränen aus, es war erschütternd, aber — sie weinte mehr aus Unwillen und Verdruß, als aus Jammer eines verblutenden Herzens. Ein sehr lebendiges Gefühl schadenfroher Genugtuung gab sie kund, als sie sich vornahm ihren Bruder mit aller Gewalt ihres Schmerzes zu empfangen, in diesem Ausdrucke von schneidender Bitterkeit und wildem Haß zeigte sie wieder ihre eigentümliche Meisterschaft. Ob diese Akzente in der Rolle der Camilla vorkommen sollen? das möchte ich freilich bezweifeln.

Offenbar ist diesem rätselhaften Mädchen das Gefühl der Liebe noch ganz fremd, denn wir sehen davon nichts Halbes, Schiefes, oder Verkehrtes bei ihr; sondern wir fühlen deutlich eine förmliche Lücke in ihrem Wesen, sobald die Rolle Zärtlichkeit und sanfte innige Gefühle fordert. Sie will auch darüber gar nicht täuschen durch Theateraffektion sondern zwingt ganz offen und naiv die Emotionen in das Gebiet jener feindseligen Leidenschaften hinüber, in denen sie nun einmal ihrer Natur nach zu Hause ist. Was die Liebe einmal aus ihr machen kann, das muß man abwarten, es kann etwas ganz Gewaltiges werden. Für jetzt ist es unklug von der Verwaltung, sie gegen die Klippe sentimentaler und zärtlicher Rollen zu führen, an der sie doch scheitert, wenn auch noch so viel applaudiert wird. Man liefert ihren Gegnern mutwillig Waffen in die Hände, und entfremdet ihr die Parteilosen. Die Rolle der Sabine

in ihrer bittren Kälte wäre ihr gewiß außerordentlich gelungen; muß sie nun gerade die Camilla spielen, die sie nicht kleidet, nur weil es die erste Rolle im Stücke ist? Solche Dinge können einen recht verdrießen . . .

Therese an Eduard. Montag, den 8. April.

Gestern hatte ich eine ganze Seite voll geschrieben, sie aber zerrissen, weil ich sie zu schlecht fand, um sie Dir schicken zu können, heut sitze ich nun wieder hier und glaube, dieses Blatt verdiente auch kein besseres Schicksal, aber am Ende mußt Du doch Nachricht von uns haben, da schreibe ich nun getrost darauf los. Ja! wärst Du eine Frau, da schrieb ich Dir, was Du am liebsten hörtest, von meiner Liebe zu Dir, und wüßte, daß Dir das gefiele, denn wir sind wie die Kinder, die am liebsten sich erzählen lassen, was sie schon auswendig wissen, aber ihr klugen Männer habt genug daran, daß ihrs *wißt*, und seid damit zufrieden. Ob Du die Kinder wohl verändert findest, und wie Dir überhaupt alles vorkommen wird; weißt Du nun wohl noch, wie ich bin? Mir ist jetzt immer, als wäre ich Deine Braut, freust Du Dich denn wohl auch so auf Deine Rückkehr wie wir? Ach gewiß. Noch bin ich *ganz ruhig* und heiter, aber sei nur vorsichtig, traue Dir nicht zu viel zu, Paris soll ein gar zu verführerischer Ort sein, und halte mir vor allen Dingen Wort, mir *alles* zu sagen. Schreibst Du denn nichts für die Zeitungen? In Deinem ersten Brief stand schon so viel Interessantes, z. B. vom Konzert im Conservatoire, tue es doch, ich suche alle Morgen in der Zeitung: *Paris* und denke, ich muß von Dir etwas finden . . . Der Tag geht zu Ende, und vergebens habe ich vom Morgen an auf einen Brief von Dir gewartet. Das ist nun sehr trübe, zumal wenn einem so bange ums Herz ist wie mir seit gestern. Ein schreckliches Unglück, das einer Frau in

der Nachbarschaft begegnet ist — Mann und Sohn auf einer Kahnfahrt nach Tegeln ertrunken —, hat alle schlummernden Sorgen in mir geweckt. In wenig Stunden das Schicksal einer ganzen Familie verändert! Sieh, das brachte mich auf recht, recht traurige Gedanken, es kam mir fast frevelhaft vor, daß man freiwillig sich trennt; doch fürchte nichts, diese Stimmung wird vorübergehen, und der Leichtsinn, dies beglückendste und notwendigste Geschenk des gütigen Vaters, wird mich gewiß davon erlösen. Aber wieder und immer wieder wird man darauf hingewiesen, daß man die Zeit nützen müsse, die einem gegönnt. Und das wollen wir, mein Eduard, ach, ich möchte mich auflösen in Liebe zu Dir und Euch allen. — Es wird aber schon dunkel; so leb für heute wohl.

Donnerstag früh, 11. April.

Gestern abend kam Dein lieber, lieber Brief, wie bin ich froh und glücklich. Wie interessant ist alles, was Du schreibst, die Rachel muß ja ganz wunderbar sein; aber weißt Du, die Albert lieb ich mehr, die denk ich mir schön; Fürst, der gestern hier war, als Dein Brief ankam, meinte, ob es nicht gut wäre, wenn Du [Alexander v.] Humboldt etwas über Paris und Rachel schriebest, er würde es gewiß sehr freundlich aufnehmen, da er dem Könige gern interessante Neuigkeiten lesen soll; für Rellstab sorge nur, der ist so gut und freundlich gegen uns ... Julie [Wedel], die eben zur französischen Stunde kommt, erzählt mir, der General Neumann war in einer großen Hofgesellschaft, wo Humboldt sehr viel von Dir gesprochen hat, unter anderem auch, daß Du in Paris Dir alle Herzen gewonnen, und daß man entzückt von Deiner reinen, schönen Aussprache des Französischen sei. Der gute Humboldt scheint Dich wirklich lieb zu haben, schreibe ihm ja einen wunderschönen Brief, den er gerne vorlesen mag . . . Deine Therese.

Sonnabend, 13. April.

Gestern bei Hensels zum Kaffee mußte ich viel von Dir erzählen, was ihnen allen, besonders aber der alten Mendelssohn, große Freude machte, Deine Berichte über die Rachel interessierten sie ungemein, sage mir aber in aller Welt, was denkst Du von mir, wie kannst Du so viel französische Redensarten schreiben, allen Leuten soll ich vorlesen, was Du schreibst, von Rachel will ein jeder hören, da komme ich denn in die ärgste Verlegenheit, das mußt Du anders einrichten, denn ich lese Deine Briefe sehr schön vor, des dummen Französischen wegen mußte ich Fanny das von der Rachel lesen lassen, und das ist mir immer gar nicht recht. Hensel hat mir sein neuestes Buch, das er in England gemacht, gezeigt; da sind ganz wunderschöne Sachen darin, mir scheint, als hätte er in dieser eleganten, weichen Manier doch eine große Meisterschaft erreicht; auch Werders Bild hab ich gesehen, das ist vortrefflich, ganz reizend aufgefaßt und ausgeführt, ein Vers steht darunter, den er, glaub ich, Dir geschrieben, und das machte mir eine recht unangenehme Empfindung, doch kann es wohl sein Motto sein, „laß sie stehn, die dürren Halme", fängt es an; Du wolltest ihm ja auch einmal schreiben, er rechnet sicher darauf.

Sonntag nachmittag.

... Gestern abend las ich den Kindern einiges aus der „Penthesilea", das übrige für mich, das ist ein göttliches Stück, voll Kraft und Jugendfrische, die Rachel könnte wohl Penthesilea spielen, nicht? Hier ist gar nichts Gescheites im Theater, Seydelmann hat zu Lessings Denkmal in der Singakademie „Nathan den Weisen" vorgelesen; das war recht für die Berliner, er versteht es doch immer wieder, die Leute sich zu gewinnen, wenn sie anfangen wollen gleichgültig gegen ihn zu werden; denn glaubst Du wohl, daß ihm wirklich etwas daran liegt, daß Lessing ein Denk-

mal habe? Soeben, als wir im Begriff waren, zu Rellstabs zu gehen, kömmt ein Mädchen vom Hofrat Kupsch und bringt mir ein allerliebstes, freundliches Briefchen von der Fürstin Radzivill, worin sie mich bittet, einen Ring, den sie beisendete, im Namen ihres Mannes und Schwagers*) für Dich aufzubewahren, den Du als ein kleines Andenken an die genußreichen Abende usw. freundlich annehmen möchtest. Das ist sehr hübsch von ihnen, der Ring ist ganz einfach, aber schwer von Gold mit einem dicken blauen Stein (gewiß vom verstorbenen Fürsten, denn er ist schon getragen), Faust 1839 ist im Innern des Ringes geschrieben. Das macht mir Freude . . . Das Wetter ist jetzt wunderschön, gestern abend regnete es, und diese eine Nacht hat Knospen hervorgetrieben, es geht nichts über den Frühling, mit jedem Atemzug, jedem Blick, allem, was man um sich her vernimmt, spürt man die Gottheit ganz in Kraft und Liebe, o wenn wir Menschen doch nur anders wären, es könnte göttlich hier auf der Erde sein . . .

Eduard an Therese. Paris, den 17. April 1839.

Nun habe ich auch Rachels persönliche Bekanntschaft gemacht; sie hat meiner Vorstellung von ihrer Individualität in nichts widersprochen, sie nur vervollständigt . . .

Ich fand Rachel in Gesellschaft ihrer Mutter, einer älteren Schwester, die weich und gutmütig und ganz in Freude an Rachel aufzugehen scheint, und dreier Herren, die sich später als Journalisten kund gaben, unter ihnen Buloz. Rachel ist schlank und zierlich gewachsen, sie trug ein schwarz gemoortes Seidenkleid, goldene Halskette und Armbänder. Sie sieht

*) [Der beiden Söhne des Fürsten Anton R., des Komponisten der Faustmusik, die Eduard mit dem Fürsten zusammen und noch mehrfach nach seinem Tode mit zur Aufführung gebracht hatte. Vgl. Jugenderinnerungen von Therese Devrient, S. 401 f.]

überaus jung, fast unreif aus, als käme sie eben aus der Pension, zugleich aber zeigt sie etwas Fertiges, auf sich Bestehendes, eine selbstische Geschlossenheit des Wesens, und ein Bewußtsein von Sicherheit und Übergewicht, wie es vornehmen, verzogenen Kindern eigen zu sein pflegt. Ihr Gesicht hat für den ersten Anblick nichts Frappantes, man braucht es aber nur minutenlang zu betrachten, um von seiner Besonderheit gefesselt zu werden. Stirn, Nase, Kinn, alles ist rund, weich und kindlich in der Form, dennoch haben ihre Züge etwas sehr Scharfes und Bestimmtes. Das hellbraune Auge, von einem fast unheimlichen Glanze, scheint in seinem die Leute messenden Aufschlage sagen zu wollen „warte nur, ich werde Dir schon einmal eins versetzen."

Die anwesenden Herren lobten und priesen Rachel in den stärksten Ausdrücken. Diese nahm das ruhig hin, ohne eine Miene zu verziehen und zerpflückte indes ein Veilchensträußchen, das sie spielend in den Händen hielt. Von ihrem bevorstehenden Benefiz war die Rede; sie wußte noch nicht, was sie außer „Andromaque" von Racine dazu wählen könnte. Sie bezeugte Neigung, sich im Lustspiele zu versuchen; zwei der Herren rieten ab: sie müsse nicht vom Kothurn herabsteigen, sich nie anders als mit dem Diadem zeigen. Der dritte Herr dagegen unterstützte mich in der Meinung, daß es ihren Wert nur erhöhen könne, wenn sie auch im Lustspiele einen Preis erränge. Die Aufführung des „Tartuffe" kam demnach in Vorschlag, und Rachel war geneigt, das Kammermädchen zu spielen, Mutter und Schwester aber zweifelten, daß die Mars alsdann die Elmire spielen werde; wir entgegneten, daß sie gewiß viel zu klug sei, um es zu verweigern, und daß gerade der Umstand, daß man diese beiden Größen des Théâtre français dann nebeneinander sehe, der Vorstellung das höchste Interesse verleihen werde. — Ich hoffe, das kommt zustande, und noch, solange ich hier

bin. — Die Mutter klagte: Rachel wolle den Damen der Faubourg St. Germain, denen sie bekannt sei, keine Besuche machen, um zu ihrem Benefiz einzuladen. Dieser Stolz gefiel mir, und ich lobte ihn von ganzem Herzen, die Herren stimmten ein; aber glaubst Du wohl, daß ihr das die geringste Freude machte? — Durchaus nicht. Das ist ein so abgeschlossenes Wesen, sie bedarf keiner Zustimmung, sie wird durch keinen Widerspruch bewegt, sie besteht auf sich. Sie saß ruhig im Stuhle zurückgelehnt, vor sich hinsehend warf sie die letzten Blättchen des Veilchenstraußes fort und sagte, als wir genug geredet: „Nein ich mache keinen einzigen Besuch. Sie können zu mir kommen.“

Es wurde viel von Kabalen und Hinderungen gesprochen, welche Rachel, wie die Anwesenden sagten, erführe. Die Herren befleißigten sich, der Mars die Schuld von alledem beizumessen. Dabei zeigte sich mir wieder die Pariser Denkweise recht deutlich. Die Herren trösteten Rachel, alle Kabalen würden ihr nicht schaden, sie würde dennoch, — was meinst Du, daß nun folgte? Ruhm, Ehre und einen unbestrittenen Wirkungskreis erringen? Nein, nichts von dem; — sie würde dennoch in Zeit von zehn Jahren ein Vermögen von 500000 Francs besitzen. Die Volnys habe in sechs Jahren so und soviel, die Mars so und soviel erworben, und nun wurde gerechnet und der Rentenertrag bestimmt, daß es eine Lust war. Es herrscht doch wirklich die pure Anbetung des goldenen Kalbes hier. Rachel erwiderte in ihrer Weise, sie habe auch keine Furcht vor allen Anfechtungen, da stehe ihr mächtiger Verbündeter, Corneille. Dabei wies sie auf eine Reihe schöner Bände in ihrem Schranke. — Man hört in Paris sagen, Rachel sei borniert und spreche ganz ungeschickt; das ist beides nicht wahr, ich glaube sie hat viel Verstand, und wenn sie auch kurzab spricht, ist ihr Ausdruck doch immer sehr präzis.

Die Herren entfernten sich, ich blieb noch, fragte unter anderem, ob sie sich nicht für deutsche Literatur interessiere? Ihre Antworten waren dürftig, indem sie mich immer mit einer Art von Mißtrauen betrachtete. Sie liebe Schiller, sagte sie, bedaure, ihn nur aus Übersetzungen zu kennen, auch ihre Eltern hätten das Deutsche fast verlernt, und sie selbst verstehe nur einzelne Wörter davon. Auf meine Frage, ob sie nicht Verlangen trage, in modernen Stücken von lebhafterer Handlung und mannigfacherer Charakteristik zu spielen, erwiderte sie, sie wolle erst den ganzen Corneille spielen, sie halte das für das Schwerste. — Ob ihr denn niemand sagt, daß sie auf diese Weise ihr Talent zu völliger Monotonie stimmen werde? Mir scheints nicht. — Als ich mich empfehlen wollte, brachte ein jüngerer Bruder einen kleinen Papagei herein, und zeigte, daß er am Flügel blute. „O, wer hat ihm das getan?" rief Rachel sogleich und folgte mit den Augen, als der Knabe das Tier zur Mutter trug, welche im ersten Schrecken deutsch „gerechter Gott!" rief und dann französisch weiter sprach. Die Verletzung des Vogels tat Rachel gewiß herzlich leid, aber mir kam es vor, als hätte sie gern jemand gehabt, den sie deshalb hätte beschuldigen können. Ich weiß nicht, ob ich dem Mädchen in meiner Beurteilung zu nahe tue, vielleicht, wenn ich es öfter sehe, lerne ich anders urteilen, aber belügen kann ich mich und Dich doch nicht über eine so merkwürdige Individualität. Ich schreibe nur, was ich wahrgenommen, und danach muß ich glauben, sie sei, was sie mit solcher Gewalt darstellt: stark, fest, großartiger Entschließungen fähig und von unerschütterlicher Ausdauer, aber auch spröde, feindselig, unbeugsam und unversöhnlich . . .

Ich habe Rachel zum zweitenmal in „Bajazet" gesehen. Ich wollte mich prüfen, ob der erste Eindruck mich nicht

allzusehr eingenommen, aber ich fand nicht nur Bestätigung, sondern Steigerung meiner Bewunderung. Diese Roxane, eine wahre Tigerin, gelingt ihr ganz wunderbar; in dem orientalischen Kostüme ist sie völlig heimisch. Diese seltsamen Augen, so sanft getrübt, so grausam glühend unter den schwarzen Wimpern; dies stete Arbeiten des kleinen, runden Mundes — wodurch sie so deutlich artikuliert — dann das Vorschieben des Kinnes und Mundes beim Ausdrucke des Grimmes; das gänzliche Zusammenfalten und Zuspitzen des Gesichtes in äußerster Wut, wodurch sie wie ein wildes Tier aussieht; es ist zu merkwürdig, um es jemals vergessen zu können. An Sophie Schröder hat sie mich im Anfluge einzelner Momente erinnert, obschon Rachels Organ eigentlich einen flachen, etwas nasalen Klang hat, der nur durch die meisterhafte Behandlung zu solchen Wirkungen gesteigert wird. Dies Mädchen hat etwas durchaus Wunderbares, Unerklärliches in ihrem Wesen, und das ist es, was sie so anziehend macht. Sie ist wie ein romantisch-orientalisches Märchen, eine rätselhafte Erscheinung, die uns umspinnt, mit Grauen und Entsetzen, und der wir uns doch nicht entziehen mögen, weil wir immer auf die glücklichste Auflösung warten . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

Da schlägt die Scheidestunde. Glückseliger Klang! Die Sehnsucht treibt das Blut aus allen meinen Adern nach dem Herzen. Leb wohl! es hält mich nun nicht mehr. Von der Höhe des Straßburger Münsters werd ich mein liebes Deutschland zum erstenmal wieder grüßen, dann durch das herzige Schwaben, das gesegnete Franken, über das rauhe Thüringer Gebirge in unser großes Flachland niedersteigen und freudevoll in Eure Arme eilen. Ade! ade! Auf Wiedersehen!

Eduard an Therese.

Dienstag, den 7. abends in Baden-Baden.

Nach einem Tag voll überschwenglicher Naturgenüsse setze ich mich noch ein wenig zu Dir, um doch nachträglich mit Dir zu genießen. Also: in Metz habe ich die Kathedrale besehen, wieder ein prächtiger gotischer Bau. Auf den Plätzen nahebei wurden von kleinen Gestellen herab dem versammelten Volke allerlei Mord- und Greueltaten erzählt und mit Bildern belegt oder vorgesungen. Ich habe solch Lied gekauft, Mann und Frau sangen es bei einer offenen Lade, in der ein geschnitzter Christus mit allerlei andern Püppchen ausgestellt war. Die Hirschkuh der Genoveva fehlte nicht, die Sage spielt in dieser Gegend, bei Trier. Dann besuchte ich die Promenade und den darin aufgeschlagenen Jahrmarkt, auf dem Domplatze fand ich unter einem aufgespannten Schirme — die Sonne brennt — Mann und Frau mit Geigen singend vom Gerüste herab, ein Knabe mit Tamburin dabei. Sonntag mittags am 5ten bin ich von Metz abgereist, am nächsten Morgen sprachen Postillon, Hausknechte und Wirte alle schon deutsch. Einer Prozession begegneten wir, die die Felder umzieht. Wir ließen die Berge von Saverne, wo Fridolin zu Hause ist, rechts liegen und rückten nach 11 Uhr in Straßburg ein. Ich sah den wunderprächtigen Münster inwendig und auswendig bis zu dem Turme hinauf. Oben blinkte mir der Rhein entgegen und der Schwarzwald, ein deutsches Gebirge!, auf dessen Kuppen noch viel Schnee liegt. Nach 4 Uhr fuhr ich ab mit zwei jungen Mädchen aus Baden. Deutschland empfing mich aufs beste. An dem fernen Rücken des schönen Gebirgs fuhren wir hin, durch protestantische, saubere, allerliebste Dörfer, voll freundlicher Leute, die den Reisenden doch wieder grüßen, woran ich seit 7 Wochen nicht gewöhnt war, und die nach 7 Uhr beisammen vor den Türen saßen.

Dazu waren die beiden Mädchen im Wagen so echt deutsch, so zutraulich und ungewandt und beschränkt im Gespräche, wußten sich über nichts gehörig auszudrücken, aber man fühlte, daß sie es überall gut meinten. Mir ging das Herz ganz auf, und da das Gespräch sich dahin wandte, sprach ich viel von Dir, von unserm Leben und Glücke. Die guten Dinger nahmen großen Teil, sie möchten gar zu gerne heiraten. Sie stiegen vor einem hübschen Häuschen ab und gaben mir vertraulich die Hände. — Es war früh halb acht, als ich mich auf den Weg nach dem alten Schlosse hinauf machte. Das Tal von Baden mit dem wunderschönen Berge Merkurius übersah ich bald und geriet dann in die Schatten des Tannenwaldes, der schön mit Laubholz gemischt, mit Duft und Frische mich ganz durchströmte. Ich kam schweißtriefend auf der Ruine an, stieg hinauf, zu den Felsen hinan, sah über das ganze Tal von Baden bis in die freie Landschaft hinaus, ich beschreibe Dir das nicht, kann's auch nicht, aber wir müssen zusammen hierher, das beschloß ich auf jedem Schritte. Dann kletterte ich in der schönen Ruine umher, ging zurück und saß um 10 Uhr in dem Wagen, um ins Murgtal zu fahren. Beim Kloster Lichtental vorüber, an einem rauschenden Gebirgswasser entlang, zwischen Wiesen und Bauerngehöften hindurch geht es dann in die Berge hinein, immer schöner, immer schöner. Ich weiß nicht, ob es Parteigeist von mir ist, aber ich fühle in der deutschen Natur, wie in der deutschen Poesie, spezifisch mehr als in der französischen, Berge, Bäume, Täler, Wasser, alles scheint mir hier gedanken- und empfindungsreicher als drüben ...

Karlsruhe, Mittwoch den 8ten.

Mein Tagwerk hier ist vollbracht, ich sitze am offenen Fenster, das nach dem Marktplatze geht, aber es ist still hier wie auf dem Dorfe, ärgere Kontraste gibt es nicht als diese Hauptstadt und die französische. Ich fuhr um

7 Uhr von Baden ab, mit einem jungen Badenser und einem Franzosen. Noch einmal hatte ich 5 Stunden lang französisch zu sprechen. Um 12 Uhr trafen wir hier ein. Ich ging, den Intendanten zu besuchen. Herr von Gemmingen ist ein Mann in den Vierzig, wohlbeleibt, kahlköpfig, mit einem breiten, gutmütig freundlichen Gesichte. Nachdem wir mancherlei von Paris, von den Engagements für Karlsruhe gesprochen, verabredeten wir nach Tisch eine Besichtigung des Theaters; es ist artig, nicht hoch, eigentlich nur zwei Ränge, den dritten machen Ausschnitte in der Deckenroute. Er hatte alle möglichen Leute dazu hinbestellt, man machte mir alle Künste der Vorhänge, Versenkungen, der Beleuchtung usw. vor, zeigte mir die Garderobe, sogar in den Keller mußte ich, die russische Heizung zu sehen, die betreffenden Inspizienten waren alle auf ihrem Posten. Ich lobte aus Leibeskräften, was zu loben war, und wirklich ist alles, wenn auch eng, ärmlich, oder vielmehr in kleinem Zuschnitt, aber gut in Ordnung. Freilich spielt man wöchentlich nur dreimal. Danach ging ich noch lange mit dem guten Intendanten auf der Straße umher, und er vertraute mir all seine Kalamitäten. Wie anders sieht so ein Pariser Theaterunternehmer aus. Potz Blitz! . . . Ich ging noch in den Schloßgarten. Gleich zu Anfang, an einem heimlichen Schattenplatze, stand ein Denkmal, eine Bronzebüste unter eisernem Baldachin, wie erfreute es mich, es war Hebels Denkmal, am Fußgestell standen schöne Verse von ihm: „s'mueß lieblig in der Heimeth sy". Ich war sehr gerührt davon. Unser lieber Hebel war hier zu Hause, und dieses Landes Sprache sind seine Gedichte. In dem Garten war mir wohl zumut, die einzelnen Spaziergänger grüßen sich im Vorübergehen, wie ist alles in Deutschland so kleinstädtisch, so familienmäßig. Wie gefallen mir hier die langen breiten Straßen, in denen man

Menschen suchen muß. Wenn man nach irgend etwas fragen will, gilt es zu warten, bis ein Mensch herangekommen ist, in Paris fragt man den, dessen Ellbogen einem gerade in die Rippen stößt. Ach mir ist so gemütlich, wohlig, so still und wohl zumut, seit ich in Deutschland bin, aber ein neues inniges Verlangen habe ich drum nach Dir. In Paris war mein Verlangen schmerzlich, hier in Deutschland ist es still und selig. Hier kommt man wieder zu sich, hier läßt man sich gehen, man ist nicht mehr gespannt und auf der Hut; sanft aufgelöst und hingegeben an das Leben fühlt man sich hier. Mein liebes, liebes Deutschland, all meine frühere Liebe zu Dir war Stückwerk, jetzt weiß ich erst durch und durch, was an Dir ist. Nun gute Nacht, meine süße Röse, gute Nacht, auf Wiedersehn. —

Stuttgart, den 9. Mai, am Himmelfahrtstage, abends.

So bin ich wieder um eine Stadt weiter und Dir näher. Die Fahrt von 7 Uhr morgens an war ganz prachtvoll, besonders so lange es durch das schöne, gesegnete Badner Land ging. Bei immer wechselnder Gestalt des schönen Gebirges . . . Wie muß ich aber meine Tölpelei büßen, in Paris den Wagen und damit einen Tag verloren zu haben. Um einen Tag früher abgereist, hätte ich in Karlsruhe „König Enzio" gesehen, und hier wäre ich zur feierlichen Enthüllung von Schillers Standbilde gekommen. Das ist ein Volksfest gewesen. Vor dem Wirtshause hier steht die erzene Gestalt unseres Meisters, die Tribünen für die Zuschauer sind noch aufgeschlagen, die Gasthöfe sind noch voll von Fremden, ich logiere deshalb in der Mansarde. Soeben singen die Heidelberger Studenten noch vor der Statue, die rohesten Kerle reden auf der Straße von dem großen Dichter, unterwegs unterhielt uns der Posthalter schon davon und sagte uns, daß in all seinen Schriften nichts gegen die Religion stünde, kurzum es ist schön hier,

Gemüt, Kraft und Leben ist in Süddeutschland, es sieht manches roher und materieller aus, als bei uns. Der Mann, der gestern in Karlsruhe so verständig über die Natur Christi sprach, war vorher fluchend um den ganzen Tisch gelaufen und hatte kein Stück Brot gefunden, das seinen Beifall gehabt hätte, sie reden ein schauerliches Deutsch, aber so etwas, wie dies Schillerfest, kommt doch bei uns nicht vor, wir tun so vornehm, so fein, und sind so herzlich ordinär. Diese kleinen Residenzen gefallen mir über die Maßen. Ich habe es ja immer gesagt, daß ich eigentlich hierher gehöre. Es ist alles so eng, so familienmäßig, alles kennt sich, bekrittelt sich freilich, hat sich aber auch lieb, braucht sich gegenseitig und nimmt zuletzt miteinander vorlieb. Ein jeder, der etwas wirken will, kann doch seinen Kreis übersehen, weiß, für wen er zu schaffen hat, und erfährt auch, ob es gelungen. Dann ist es so still, so wunderlieblich still hier überall, so grün und hübsch in den Schloßgärten, und ringsum ragen die Weinberge mit den kleinen Häuschen über die Straßen hervor, gewiß, man kann hier sehr, sehr befriedigt leben. ... Unterwegs ... las ich vor einem Dorfe eine Warnungstafel, wonach bei 1 rtl. Strafe das unnötige schnelle Fahren durchs Dorf verboten wird. Das ist so echt Deutsch, alles so bedingt zu stellen, und mit dieser Humanität dem Übertreter gleich die Entschuldigung zuzuschieben, er habe es vielleicht nötig gehabt; ich habe sehr darüber gelacht. ... Freitag machte ich mich früh auf, um Besuche zu machen, erfuhr, daß [Eduard] Genast aus Weimar mit seinem Kollegen [August] Durand [beide Schüler Schillers und Goethes] als Abgesandte des Weimarschen Theaters zum Schillerfeste hergekommen,*) ging auf sein Zimmer, lernte da Durand,

*) Vergl. Ed. Genast „Erinnerungen eines alten Schauspielers", Neuausgabe 3. A., S. 248 ff.

einen sehr angenehmen, still verständigen Mann, kennen. . . . Ich besuchte [die Schauspieler] Petzold, [August Wilhelm] Maurer, [August] Lewald, dem ich viel von Paris erzählte, und von dem ich erfuhr, daß Dr. Strauß, der „das Leben Jesu" geschrieben, der große Theolog, in Stuttgart wohne und sein Freund sei, ich erhielt von ihm einige Zeilen, mich einzuführen, und besuchte diesen wichtigen, merkwürdigen Mann. Ein junger, schlanker Mensch von rötlicher Gesichtsfarbe, etwas sommersprossig, entschieden sanftem Gesichtsausdrucke und großen klugen, milden blauen Augen kam mir im Schlafrocke vom Schreibpult entgegen. Las den Brief, verbeugte sich, wie er es vom Tanzlehrer gelernt, nötigte mich dann aber ziemlich gewandt aufs Sofa und nahm sich einen Stuhl. Ich sagte ihm, welch ein Herzensdrang mich zu ihm geführt, und welchen Anteil ich und meine Freunde an seinen Taten nähmen, er antwortete mit großer Bescheidenheit und doch wie jemand, der da weiß, was er vorstellt. Er sagte, daß er selbst von der ausgedehnten Wirkung seines Buches keine Ahnung gehabt, als er es geschrieben. Wir sprachen viel von Schleiermacher, er lehnt den Vorwurf des Ruhhaltens in ihm entschieden ab, Widersprüche gibt er zu, vom Theater, dessen religiöse Bedeutung er vollkommen erkennt und sich wundert, daß diese Ansicht nicht schon durch die verschiedensten schriftstellerischen Wege allgemein gemacht worden sei. Ich kann hier nicht alles so geschwind fixieren, das Gespräch war für mich von größtem Interesse, schien es auch für ihn zu sein, es macht mich glücklich, daß ich den Mann gesehen. Lewald hatte mich auch seiner Frau in sehr eleganten Zimmern vorgestellt. Ich besuchte nun Herrn Grafen von Leutrum, von dem ich mittags prächtige Geschichten hörte. Gegen mich nahm er sich erträglich, man ist hier soeben mit dem Einstudieren der „Verirrungen" beschäftigt, ich sehe, daß

meine poetische Tätigkeit mir doch sehr große Achtung überall erworben hat. Leutrum sprach viel über die Mängel der Bühne, nötige Abhilfe, einerlei Operntext scheint ihm fast das Wichtigste für Deutschland, er möchte deshalb eine große Vereinigung aller Direktionen zusammenbringen. Schulen in großen Städten, um die gebildeten Stände heranzuziehen, erkennt er auch als nötig, das hat er behalten, kurzum, ich kam in einem langen Gespräche gut mit ihm zurecht, er war sehr artig und verbindlich. Nun ging ich zur ersten Schauspielerin und Geliebten des Königs, Frl. [Amalie] Stubenrauch fand den Regisseur [Heinrich] Moritz dort, „Verirrungen“ wurden besprochen, ich half die Skrupel der alternden, großen und breiten Dame gegen die Rolle der Marianne besiegen, denn, wie hier die Verhältnisse sind, muß sie sie doch spielen. Moritz aß in meinem Gasthofe, wir saßen mit Genast, Durand, [Pet. Jos. v.] Lindpaintner und [Theodor] Döring zusammen. Ich mußte viel von Paris erzählen, Moritz erzählte mit vieler Lebendigkeit und scharfem Geiste von Seydelmann. Von dem habe ich überhaupt den ganzen Tag über alle Ohren voll gehört. Genast und Durand reisten ab, ich packte usw., war abends im Theater, wo man „Ich bleibe ledig“ gab. O weh, o weh, das sah traurig aus. Mein theatralischer Empfang in Deutschland ist niederschlagend. Die Damen waren nicht übel, besonders die jüngern, Maurer spielte den Alten sehr pretensiös und bei viel einzelnem Geschick ohne alles eigentliche Leben. Moritz war zu meinem größten Erstaunen ganz matt, die andern waren total schlecht, das Ganze lahmte unerträglich. Das ist ganz traurig. . . .

Würzburg, Montag den 13. Mai.

Hier sitze ich nun um 7 Uhr abends, meine Fenster gehn auf den Main hinaus, der über ein breites Wehr hinrauscht, ich sehe die Brücke, vor mir die Zitadelle hoch

auf dem Berge und einen Teil der Stadt. Ich habe die Stadt schon durchwandert. Öde Straßen, kein Verkehr. Überall noch die Pracht des ehemaligen Bischofssitzes, eine prächtige Kirche dicht neben der andern, es sind ihrer dreißig, glaube ich, alte und neue, morgen vormittag will ich sie mir inwendig ansehn, der Postenlauf hält mich bis 2 Uhr morgens hier. Es treibt und drängt mich jetzt nach Hause, Du glaubst kaum, wie sehr, und die Posten greifen nicht ineinander, wie ich möchte. Ich fange nun, je näher ich der Heimat komme, an mir allerlei Sorgen zu machen, ich hoffe, der Brief, den ich in Leipzig finde, wird mich beruhigen. Wenn ich nur nicht alles so sehr allein genießen müßte, es hilft mir wenig, daß ich unablässig auch mit Deinen Augen zu sehen suche, oder vielmehr nicht suche, sondern es muß, denn wie durch einen Liebestrank hast Du mir Fantasie und Gedanken ganz gefangen genommen, im Ernste, es hat etwas fast Lästiges und Quälendes. Ich bin am Ende doch immer allein und schmachte mich ordentlich ab. Dennoch will ich es über mich gewinnen, das Schwarzatal in Thüringen zu sehn und in Leipzig nichts versäumen, was mir geschäftlich nützen könnte; siehst Du, ich bin ein Held und hoffe, Du wirst mich dafür bekränzen, aber nicht mit Lorbeer sondern mit Rosen, nicht wahr, meine süße, süße Therese? mit glühend roten, üppig duftigen Rosen. Mit welcher Rührung sehe ich mir alle Kinder an, werden mich meine Bälge denn wiedererkennen? Ich bin schon wieder rotgebrannt, wie ein Nordamerikaner. Werde ich nur Lenore nicht im Krankenbette finden? Diese Befürchtung peinigt mich und will mir das Wiedersehen verbittern. Haltet Euch alle gut und macht die Herzen weit auf, ich komme nun bald. . . .

Dein Eduard.

1841

Therese war wieder mit den Kindern in Heringsdorf.

Eduard an Therese.

Berlin, den 5. Juni 1841.

Es ist neun Uhr, ich schicke mich an, zum erstenmal allein zu Bett zu gehen. Allein in den leeren, stillen Zimmern, die mir noch nie so schön, so edel und vornehm erschienen sind. Ich habe nach Eurer Abfahrt im Garten alle leidenden Pflanzen tüchtig begossen, denn ich mißtraute dem bewölkten Himmel; der herrliche Regen trieb mich dann ins Haus. Nun habe ich lange Klavier gespielt, mit einigem Ausdruck, wirst Du Dir denken können, dann habe ich an [Gutzkows] Patkul memoriert, am kleinen Ovaltische im Wohnzimmer mein Abendbrot genommen, wieder Musik gemacht und nun mich niedergesetzt, Euch allen eine recht gute Nacht zu wünschen. Mir kommt es jetzt unbesonnen vor, daß ich Euch so unbeschützt auf die nächtige Landstraße hinaus entlassen habe, ich bilde mir ein, das Gepäck wird Euch genommen werden, ich mache mir Vorwürfe, daß meine Abschiedsstimmung mich hat versäumen lassen, die Befestigung der Koffer selbst zu prüfen, ich sorge um Eure Gesundheit und was nicht alles? — Wenn man so sehr gewöhnt ist, über alle Einzelheiten des Lebens so vieler das Auge zu haben,

meint man endlich, sie könnten kaum noch atmen, ungeleitet von uns. — Es wird schon gehen, Gott wird Euch behüten und uns wieder fröhlich zusammenführen. Gute Nacht! Wenn ich ausgeschlafen habe, seid Ihr schon bis Angermünde fortgerüttelt. Dann denkt Ihr an mich beim Frühstück, und ich Einsamer werde auch nirgends anders hin als nach dem alten Neste denken, wo der Markgraf Otto seinen Lösungsschatz fand, und wo nun alle meine Schätze sind. Gute Nacht! Den 6ten mittags 2 Uhr.

Nun seid Ihr in Schwedt, wenn alles gut gegangen ist, und werdet dort freundlich aufgenommen. Hätte ich nur schon Nachricht . . . Fleißig bin ich heut vormittag gewesen, habe tüchtig am Patkul gelernt und mit Erfolg an meinem Stücke [„Treue Liebe"] fortgesponnen, so ohne Störung arbeitet sich's allerdings unvergleichlich besser, Ihr stört mich doch wirklich unaufhörlich, jetzt werde ich es recht gewahr! Wenn mir diese Ungestörtheit nur lange Plaisir machen wird! . . . Nun will ich mich anziehen und zu Mendelssohns gehn, ade! 1/2 8 Uhr.

Mittags war's ganz hübsch, Werder war dort und der junge Franzose [Bousquet], es wurde viel über Bettina [von Arnim] gestritten, seit halb 6 bin ich wieder zu Haus, habe im Garten begossen, wieder am Patkul gelernt, will nun Tee trinken und dann Parricida spielen. Wenn ich Euch alle auf einmal nicht mehr hätte, ich sollte mir doch jetzt eine Vorstellung machen können, wie das sein würde, aber es gelingt mir nicht, immer komme ich wieder auf Euch zurück, ich vermute doch, wir gehören uns unverlierbar. Glückliche Einfahrt in Stettin! Den 9ten.

Vom Patkul denke ich morgen den letzten Rest zu memorieren, das Stück soll nun erst den 17 ten sein, desto besser, wirst Du sagen. Ich trage bis jetzt die Einsamkeit viel leichter, als ich gedacht. Und Du, meine Therese, bist

Du heiter, frei und still in Deiner Seele? Hat die Verpflanzung nach dem stillen Seestrande Dir die Beruhigung und den Frieden gegeben, den wir davon hofften? Laß michs denken, ich erwarte viel davon, darin sind Veränderungen in unserem äußeren Leben so nützlich, daß sie uns auf uns selbst führen, dem Einerlei entrücken, das uns heut wie gestern forttreibt, ja noch schlimmer, in der das Gestern auch noch auf heut und morgen wirkt. Nun bist Du neu aufgelegt und aufgefordert ganz wieder Du selbst zu sein. Ich denke, wir werden wieder in rechter Frische uns begegnen. Soeben war Gutzkow hier, hat mir die Rolle des Patkul vordeklamiert, schade, daß Ihr das nicht gehört habt, es war zum Steinerweichen. Und so eins lebt noch der Einbildung: er lehre etwas damit. Nun meinetwegen!

Den 10 ten nachmittags.

Ich habe Deinen Brief und bin seelenvergnügt. Das ist ja herrlich, daß Eure Reise so gut vonstatten gegangen ist . . . Gestern habe ich bei Dirichlets zu Mittag gegessen, sah dann einen Akt von Seydelmanns Schewa. Komödie, kalte Komödie. Welche erhabene, anspruchslose Unschuld war doch in des Oheims [Ludwig Devrient] Spiel! . . . Du hast in Deinem Briefe mir ein so treues Gepräge der wichtigsten, mannigfaltigsten Stimmungen und inneren Vorgänge gegeben, das leuchtet und duftet mich ordentlich an, und ich merke daran recht deutlich, wie mir jetzt eigentlich gar nicht zumute ist. Ich bin nicht traurig, nicht lustig, nicht verdrießlich, nicht heiter, ich bin so hingehalten von Tage zu Tage, wie ein pensionierter hagestolzer Hofrat, der nur auf seine morgende Spielpartie in der Ressource denkt. Ich führe eigentlich ein angenehmes Leben und habe nichts davon, kurzum, ich weiß jetzt deutlich, wie Millionen Menschen zumut ist, die alt und grau ins Grab gelegt werden, ohne gelebt zu haben. Nun, ich wills nachholen,

wenn ich wieder bei Dir bin, wir wollen doppelt leben, nicht wahr, meine Seele?

Berlin, den 11. Juni 1841.

... Ach! heut ist's häßlich, mir ist's wie in Paris zumut. Ich will zu Mendelssohns gehen. Werder liest die letzten Akte seines „Columbus“, zu Haus weiß ich nichts anzufangen. Den dritten Akt meines Stückes kann ich gar nicht zustande bringen, ich brüte vergebens auf meinen Windeiern ... Ich kann über die Maskenszenen nicht hinauskommen. Nun gehe ich träumend umher, zerbreche mir den Kopf und fühle, daß ich die Zeit nicht nütze und allein bin.

Montag, den 14ten.

... Ich bin gestern zur Musik bei Hensels gewesen, von einigen Stücken aus Felix' „Lobgesang“ wurde ich aufs tiefste ergriffen. Er hat recht, das mag wohl das Beste sein, was er gemacht hat, wie wird Dir das gefallen! ... Heut bin ich verstimmt aufgestanden um eines Traumes willen. Ich sah Dich wieder und herzte und küßte Dich aufs innigste, aber Du nahmst es kalt hin mit unteilnehmenden Lippen und lebloser Miene, und als ich Dich nun dringend befragte, da hattest Du wieder etwas gegen mich, ich habe nicht behalten, was; aber gewiß, es lohnte auch nicht die Mühe, es war wieder irgend so eine elende Lumperei, die sich wie eine Schlange in unsre Rosen gelagert hatte. Und nun sehe ich im Wachen immer noch das leblose, rückhaltende Gesicht und fühle Deine gleichgültigen Lippen unter meinen Küssen. Ist doch im Großen und Ganzen des menschlichen Lebens schon die Selbstsucht und mißtrauische Verwahrung die Quelle aller Verwirrung; wie kommt es aber unter Liebende! Dieser böse Wurm ist es, der die Seelenbande inniger Vereinigung zerfrißt, und wie viele Herzen hat er nicht schon voneinander getrennt! Entzweit, verfeindet und in Haß verkehrt, was hätte die

schönste, edelste Liebe werden können. Wenn ich Dir doch ausdrücken könnte: welch einen Schmerz es mir macht, daß ich von diesem großen Erdenweh ein Teil in unserm stillen Liebeskreise fort und fort sich regen fühle. Kann denn Deine Liebe über diesen bösen Feind gar nicht Herr werden? Du weißt es nicht, wie oft ich darüber denke und sorge, was ich wohl tun könne und müsse, um Dir darin beizustehn. Mit Reden, das habe ich hinlänglich erfahren, nütze ich Dir nicht; wenn ich selbst imstande wäre, jeden Anlaß von meiner Seite zu entfernen, so kann ich doch die hundertfältigen andern Anregungen nicht verhindern, und wenn sie alle abzuwehren wären, so unterbliebe vielleicht die Äußerung des Übels, aber das Übel bliebe doch im Herzen. Wie ist denn das nur zu tilgen? Eine zwanzigjährige Liebe wie die unsrige hat nichts vermocht? — Therese, ich muß es Dir einmal sagen, daß ich Stunden einer abgründigen Trauer darüber habe, es ist ein Schmerz um Deine Seele, der mich oft mit ahnungsvollem Schauer anweht, als sollte er mit diesem Leben nicht zu Ende sein. — Ich weiß nicht, ob es recht ist, Dich zu ängstigen, aber ich glaube wieder Dir es nicht verschweigen zu dürfen, ich habe die Überzeugung, daß ich Dir zur Verständigung Deiner selbst gegeben bin, daß Du nur im Spiegel meiner Liebe Dich erkennen kannst, und wenn Dich nun die Angst meines Herzens ängstigt, so kann ich Dir's nicht erlassen. — Wenn ich es doch nur anzufangen wüßte, Dir die Augen recht zu öffnen, denn ich meine immer: wenn Du ein einziges Mal den überzeugenden Blick auf Dein Verhältnis zu den Menschen geworfen hättest, so müßte Deine Empfindungsweise sich ändern. Wenn Du z. B. dächtest: Daß nicht die Menschen in Beziehung auf Dich da seien, sondern Du nur in Beziehung auf die Menschen. Daß Du also nicht bloß mit Forderungen an alle Verhältnisse gingest, sondern nur mit

der Absicht, zu leisten, zu geben, zu gewähren, und den Gewinn davon Dir still hinnähmst, ohne das Maß dessen, was Du dafür gegeben, dagegen zu halten. Sieh, so möchte ich Dir auf der einen Seite den reinsten Uneigennutz anraten und auf der andern den gierigsten Seeleneigennutz, daß Du um gar nichts Einzelnes, Äußeres mehr Dich quälen, ereifern und erzürnen möchtest, sondern das alles gelassen dahinstellen und unablässig Dir sagen: ich habe nur für meine Seele zu sorgen, daß die still, liebend, sanft und heiter sei, mag alles andere drunter und drüber gehn. Sei Dir selbst getreu in jedem Augenblicke, das ist's, was ich Dir immer wiederhole, sei zu jeder Stunde, wie Du in allen großen Stunden unseres Lebens warst, so sanft und so fest, so heldenstark und so hinschmelzend hingegeben, wie ich Dich aus unvergeßlichen Stunden kenne und mit der heißesten Inbrunst liebe, sei immer, immer und gegen alle Menschen und das ganze Leben so, wie ich Dich in dem allerheiligsten Deines Seins erkannt habe, sei so aus Liebe zu mir, und Du wirst mir und Dir ein seliges Leben und einen lächelnden Tod bereiten.

Abends 10 Uhr.

. . . Es ist mir fast, als sollte ich Dir den Brief nicht schicken, wenn er Dich in sorgenvoller Stimmung um Lenore trifft, mißgestimmt, so wird er Dich niederdrücken, anstatt Dir aufzuhelfen — dennoch kommt mir's wie Unwahrheit vor, wenn ich Dir diese Stimmung und diese Gedanken verhehlte. Ich will es wagen und hoffen, Du werdest meine Liebe recht darin erkennen und Dich davon beleben und durchwärmen lassen. Ade mein liebes Herz . . . Küsse unsere Kinder und lehre sie lieben, es ist das einzige, um was es sich des Lebens lohnt. Grüße die arme Lenore, gedenket meiner.

Dein Eduard.

Therese an Eduard.

Heringsdorf, Sonnabend früh.

Heut früh habe ich Deinen Brief erhalten, er hat mich still und traurig gemacht, nicht daß Du mir das alles sagst, das wendet mich Dir nur um so inniger zu, nein, daß Du mir dies alles sagen mußt; ich kann nicht sagen, daß Du unrecht hast, leider ist fast alles wahr, wenn auch nicht ganz so schlimm, als Dir es scheinen mag, und doch fühle ich nicht mehr wie sonst die Lust, die Begeisterung möchte ich sagen, alles zu ändern, zu bessern, gleich frisch bei der schönen Arbeit mit mir anzufangen, ich bin matt, ich bin heruntergekommen; viel weniger, als ich es früher tat, gebe ich jetzt mir Recht, ich sehne mich weit mehr, als früher, nach innerer Ruhe, erlange sie auch öfter, als Dir es scheinen mag, aber — meine Jugendkraft ist hin. Was sonst aus Übermut, Trotz, Gott weiß was sonst, bei mir so gehässig sich zeigte, ist jetzt wirklich rein körperliche Schwäche, ohne mir's deutlich bewußt zu sein, übermannt es mich, es ist im Grunde jetzt oft gar nicht meine Meinung, stürmt aber so auf mich ein, daß ich mich gar nicht wehren kann, oft wache ich nachts auf, daß mir das Herz schlägt und klopft vor Verdruß und Unmut, ich sinne nach, finde keinen Grund, schlafe wieder ein, wache wieder so und noch aufgeregter auf; dabei bin ich jetzt doch wohl, aber reizbarer als jemals; im vorigen Jahre, auf der Reise mit Dir, da war mir still und wohl zumute, ich glaube, so lange ich für die Kinder und den Haushalt zu sorgen [habe], werde ich nicht ruhig werden, und doch ist dies wieder meine größte Freude, denn auch die Wirtschaft ist hier mit den beiden guten Mädchen eine Lust zu führen. Am meisten schmerzt es mich, daß nun, da ich entfernt, Du nicht mit rechter Liebe und Zärtlichkeit an mich denken kannst, das hab' ich auch schon aus Deinem ersten

Brief herausgefühlt, glaube nicht, daß ich wieder aus Mißtrauen zu Dir dies sage . . . Deine Therese.

Eduard an Therese. Berlin, den 19. Juni 1841.

Sonnabend 1/2 10 Uhr. Soeben komme ich nach Haus, „Patkul“ ist vorüber. Es ging gut und wird übermorgen noch besser gehen, das Publikum war wieder ausnehmend belebt, am Schlusse wurde viel gerufen, Gutzkow, Rott und ich gingen hinaus. Nun bin ich hier allein, von Günthers her klingt solenne Konzertmusik, die Leute strömen hin und wieder danach, alles ist erleuchtet, wie Ihr es liebt, die Kinder würden gewiß hinlaufen. Wie lieb und zärtlich warst Du immer gegen mich, wenn mir so etwas gelang, das war fast meine einträglichste Zeit, und ich genoß in Deinen Armen übervollen Lohn für alle Anstrengung, und der Beifall des Publikums versank mir vor dem Deinigen. Willst Du es nicht nachholen, Therese? Du kannst mir glauben, ich habe es heut ebenso verdient wie jemals. Ich werde meinen Anspruch zur Zeit geltend machen, heut kann ich Dir nur eine ferne gute Nacht zurufen . . . Dein Eduard.

Therese an Eduard. Heringsdorf, den 22ten.

Mein geliebter, süßer Eduard!

Gestern früh erhielt ich Deinen Brief, der mich so unbeschreiblich glücklich macht, daß Du trotz all meinen Fehlern mich so liebst, macht mich so stolz und so bescheiden, aber ich will, ich muß auch gut werden um Deinetwillen, um Deiner wert zu sein. Wie einer Braut ist mir zumute, die immer an sich halten muß, damit sie ihr glückseliges Geheimnis nicht verrate. Die Kinder und Lore sind böse, daß ich jetzt immer soviel in meinen Briefen von Dir zu verschweigen habe, denn der Jubel, wenn das Botenmädchen

des Morgens früh aus dem Korb den Brief hervorholt, den kannst Du Dir gar nicht denken, besonders aber ist Lore immer so ergriffen, daß sie sich gar nicht erholen kann ... Heut früh stand ich vor 6 Uhr auf, mir war so heiter und unternehmend, dazu schien die Sonne so verlockend unten durch den Wald, daß ich einen Plan machte, den ich sogleich den kaum erwachten Kindern mitteilte, von denen er mit großem Beifall aufgenommen wurde, wir machten uns nach dem Kaffee eilig fertig, füllten ein Körbchen mit Butterbrot, ein Jeder nahm einen Topf oder Kanne, Georg einen großen Kaffeetrichter und so zogen wir, die ganze Karawane in den Wald, Felix, eine große braune Kaffeekanne am Gurt hängend, als Führer voran; es war göttlich im Walde, so frisch duftend und voller singender Vögel, wir hatten eine von Felix uns bezeichnete Stelle erreicht, und nun ging das Beesingsuchen los, höchst komisch war Lore, die alle Krankheit und Schwäche vergaß und auf der Erde lag, um ihr Töpfchen zu füllen, am niedlichsten aber war Otto, der, sein kleines Töpfchen in der Hand, sehr ernsthaft umherging und mit zwei dicken Fingerchen die Beeren pflückte; lange dauerte indes unser Eifer nicht, wir fanden alle, daß es viel bequemer sei, Beesinge zu kaufen, setzten uns auf einen umgehauenen Baum und verzehrten unser Frühstück. Der Rückweg war nun freilich nicht so angenehm, die Sonne brannte jetzt sehr, und da wir die beiden Mädchen noch in den Beesingen gelassen, so zog ich, heiser von allem Vorreden und Erzählen, die weinende Nieze [Richard] und Mollchen [Otto], der immer versicherte ‚Berge steigen sei fatal', an den Armen nach Hause, daß sie mir ganz lahm waren. Doch ist das bald wieder vergessen; noch nie haben wir Heringsdorf so genossen, als in diesem Jahre, das macht die Einsamkeit. Gestern hatten wir die Kugler mit ihrer Mutter und den beiden Kindern abgeholt, um sie einmal durch den Wald zu führen,

sie ist ganz nett und angenehm, aber Heringsdorf schien mir nicht dasselbe, der Wald, die Wiese, alles schien mir verändert, flacher, als wäre alle Poesie daraus verschwunden; man muß allein sein und genießen und sich der Natur überlassen; dahingehen, sich was erzählen und dabei einmal umsehen, da merkt man's nicht, wie es eigentlich ist, ich bilde mir ein, selbst mit Dir wird mir's nicht mehr so sein, da reden wir manchmal zu gescheit; man muß gar nichts denken, nur empfinden ... Damit ich es nicht wieder vergesse: Ist denn Tieck schon dort? Du bist ja noch gar nicht bei Lenné gewesen, versäume es doch nicht, ihn zu besuchen ... Deine Therese.

Eduard an Therese. Berlin, 24. Juni, abends 10 Uhr.

Eine gute Nacht muß ich Dir noch sagen, mein süßes Weib, ich habe schon wieder einen Brief von Dir. Das ist Öl auf die trübe Flamme. So glücklich macht Dich mein Brief? Du liebe Kinderseele, Du weißt das ja alles längst, was ich Dir geschrieben, besinne Dich doch nur. Meiner wert willst Du werden, was plauderst Du nur? Hab' ich Dich denn etwa aus Verdienst erworben, bin ich denn Deiner wert? Wir lieben uns, darum sind wir eins mit unsern Fehlern und mit dem, was gut an uns ist, und je inniger wir uns lieben, je mehr wir vollkommen eins sind, um so besser werden wir sein. Recht unbändig, unbedingt, hingegeben und blind vertrauend sollst Du mich lieben, darauf schule Dein stolzes, widerspenstiges Herz ein, daß es auch keinen Augenblick mehr sich von mir wende. Ach, wie wonnig wird es an diesem neugeborenen Herzen sein! Gute Nacht, mein liebster Schatz, schlafe süß und träume von mir. —

Sonntag früh.

... „Patkul" war gestern zum dritten Male, der Besuch schwach, der Beifall hält sich, besonders für mich. —

Donnerstag nachmittag war ich auf dem Kirchhofe. Ich hätte Dir gern eine Rose von unsern Gräbern geschickt, aber die Dürre und die Raupen haben auch den Schmuck der Gräber nicht geschont, und so wollte ich an den wenigen Blumen nicht noch Raub begehen. — Wie viel und innig ich jetzt im Geiste mit unserer Anna [sie war am 17. September 1839 gestorben] verkehre, kann ich Dir kaum sagen, so viele Szenen liebenden Umganges spiele ich mit ihr durch und hole alle Zärtlichkeit nach, die ich ihr im Leben gern bewiesen hätte. Wenn wir doch die Zeit, den unsrigen Liebe zu zeigen, recht eifrig benützen wollten, ich habe mir keinen Vorwurf zu machen, daß ich gegen Anna nicht freundlicher war, ihr Wesen und unsere Erziehungspflichten zwangen uns unser Verhalten auf, aber ich leide nun oft so schmerzlich an dem Drange der zurückgehaltenen Zärtlichkeit, die ihr gebührte, und die ich nun gar nicht loswerden kann. Gott helfe uns allen, daß wir uns in jeder Stunde zuliebe leben, das ist auch mein heutiges Sonntagsgebet. — Gestern habe ich endlich den dritten Akt meines Stückes beendet. Vielleicht bringe ich nun noch den vierten hier zustande. Werders „Columbus" habe ich abermals durchgearbeitet, lese nun an einem flauen Stücke von Frau von Woltmann, da soll ich wieder ein Urteil geben und halb und halb der Intendantur gegenüber. Sage ich der Frau die Wahrheit, so wird sie gewiß bös auf mich, so sieht sie mir aus, und das möchte ich nicht, denn ich habe sie sehr gern. Lügen geht auch nicht, welcher Weg liegt nun dazwischen? . . . Montag früh.

Nun will ich den Brief eilig schließen . . . Felix' „Lobgesang" hat keinen großen Eindruck auf mich gemacht, er ist lang, ohne lebhafte Abwechslung, ohne neue Gedanken. Vielleicht war ich auch nicht zur Aufnahme gestimmt, ich mußte gleich darauf nach Haus, mich schlafen legen . . .

Der Psalm, welchen ich neulich hörte, hat mir unendlich mehr gefallen. (Ich glaubte damals, es wäre ein Stück des Lobgesangs). Mittags habe ich bei Mendelssohns mit Woringens gegessen, nach Tisch mit Professor Woringen gegen Dirichlet über die Wichtigkeit der alten Sprachen bei der allgemeinen Erziehung gestritten. Wenn Du doch nur einmal Woringen sprechen hörtest, er gehört zu den einsichtsvollsten und gesinnungsstärksten Männern, die ich kenne. Dann wurde boccia gespielt, dann beim Tee geplaudert; als man sich zu den Cabarets setzte, stahl ich mich fort. Wenn Du hier bist, habe ich in Gesellschaften viel mehr Ruhe als jetzt, wo ich zu Haus niemand versäume; ist das nicht verrückt? . . . Den 30ten Juni.

Baur ist gekommen, um seinen Schwager in Tegeln zu trauen . . . Gestern habe ich von Holtei und einem Schauspieler Wothe Briefe aus Wien erhalten, die mir die günstige Aufnahme der „Verirrungen" anzeigen, hoffentlich kommt auch bald ein brillantes Honorar. [Es betrug 126 Rtlr. 20 Sgr.] Die Briefe werde ich mitbringen. — Baur sitzt drinnen in meinem Zimmer und zimmert seine Trauungspredigt, ich habe meinen Platz am kleinen Tische des Wohnzimmers, wo ich jetzt gewöhnlich arbeite um der Gartennähe willen. Gestern, als es dunkelte, kam ich doch in Verlegenheit, Ernestine hatte die Lampe nicht instand gesetzt, ich saß also im Dunkeln, musizierend, bis Baur aus dem „Don Juan" kam, dann zündete ich das aufgesparte Wachskerzchen an, es reichte gerade zu einem langen Gespräche über die göttliche Erfindung der Ehe, über die Gewähr der Fortdauer wahrhafter Liebesverhältnisse jenseits, über ewiges Leben und persönliche Fortdauer überhaupt, wobei ich meinen lieben Pastor schwächer im Glauben fand als mich . . . Nun ade, ich muß weiter arbeiten, kann mich mit Dir nicht aufhalten. Ich küsse in der Einbildung

Deine süßen, vollen Lippen und schiebe Dich von mir fort. Mir fällt jetzt oft Kleists Gedicht von der Taube ein, mit der Moral: „Ihr, die Ihr liebt, Ihr wollt verreisen?“ — Man versäumt sich wirklich dabei auf unbegreifliche Art. Versäumte Freude drückt wie versäumte gute Taten . . . Ich grüße Euch alle, Ihr meine Lieben, empfangt mich frisch und fröhlich und laßt uns recht glücklich sein.

Dein Eduard.

1843

Eduard war mit Therese und den beiden ältesten Kindern nach Dresden gereist, um gemeinsam bei Gelegenheit eines Gastspiels Stadt und Umgebung zu genießen. Eduard erkrankte dort und konnte das Gastspiel nicht zu Ende führen. In der Zeit der Genesung schreibt er an Lore*), die als treue Hüterin der jüngeren Kinder in Berlin geblieben war.

Eduard an Lore. Dresden, Juli 1843.

... Das ist wieder eine echte Pechwirtschaft! Meinst Du nicht? Hierher zu kommen zu vieren, begierig, über alle möglichen Plaisiers herzufallen und nun im Bette mit Umschlägen die Zeit verbringen zu müssen unter Martern aller Arten, an denen man seines Leichnams recht überdrüssig

---

*) Eduard und Therese hatten Eleonore Schlesinger, Thereses jüngere Schwester, nach dem Tode der Mutter zu sich ins Haus genommen. Früh schon kränklich, nach und nach immer mehr durch Lähmung ans Bett gefesselt, siechte sie durch lange Jahrzehnte dahin. Ihre Seelenstärke aber und ihr Humor, gestützt durch die liebevolle, wie selbstverständlich erwiesene Rücksichtnahme Eduards und Thereses, triumphierten immer wieder über alle Leiden. Das Krankenbett der „Tante Lore" war über 30 Jahre lang der Sammelplatz für alle seelischen und künstlerischen Ergüsse. Sie hat Eduard und Therese überlebt und starb, erst in Richards, dann in Georgs Hause aufgenommen, am 14. Januar 1889 84 Jahre alt. (Vgl. Th. D. Jugenderinnerungen, nach dem Register).

wird. Nun es wird auch vorübergehen, und wir wollen dann zurücksehen, ob wir uns gut dabei betragen haben, darauf wird es doch wohl hauptsächlich ankommen. Für Therese sage ich gut, sie pflegt mich mit all ihrer süßen Lindigkeit und heitern Mutes, die Kinder sind ganz prächtig, und ich will mein Möglichstes tun. Was ist's? Zuletzt kommen wir doch wieder mit einem Vorrat neuer Anschauungen zu Euch zurück und sind glücklich wie immer. Bedaure uns nur nicht, es geht uns gut genug, und wenn wir nichts zurückbrächten, als die immer schärfere Erkenntnis von dem unaussprechlichen Glücke unsres Lebens, das sich hier neben dem kläglichsten Zustande, in dem mein armer Bruder ausdauern muß [Emils Hauswesen war seit seiner Scheidung innerlich zerstört], wie das Paradies neben der Hölle ausnimmt, so wäre mit viel größeren Widerwärtigkeiten diese Überzeugung noch nicht bezahlt. Man wird immer mehr und allein auf das Wahre und Wesentliche hingewiesen. — Wie sehr tragen aber Deine Briefe zu unserer Heiterkeit hier bei! Du liebe, schöne Seele, daß wir Dich uns so gewonnen haben, ist doch eine der allerschönsten Segnungen unsres Lebens! wie Du so still dasitzest und all die Geister unsres häuslichen Glückes hütest, daß sie sich nicht verlaufen in unserer Abwesenheit zu andern armen Erdenkindern, daß wir so alles in Ton und Stimmung bis aufs letzte wiederfinden, daß in den drei lieben Kinderseelen keine fremde Regung sich indes eingeschlichen, daß wir sicher fortgehen, sicher wiederkehren und alles an ihnen finden, wie wirs in unsern besten Stunden wünschen, — das findet sich schwer auf der Erde noch einmal! Gott sei Dank dafür und Dir; und wenn ich Teil daran habe, so freue ich mich dessen, als meiner allerbesten Tat. Wir haben unsern Friedensbund still und mählig und immer dauerhafter und demantfester unter dem unausgesetzten wütenden Kreuzfeuer der inneren

und äußeren Stürme und der allerkläglichsten Krankheitsnot geschlossen; zusammengeschmolzen und gehämmert durch manchen harten Schlag, hält dies Band aber auch für die Ewigkeit. Denke nur nicht, daß ich das klare Bewußtsein davon nicht immer habe, weil ich versäume es Dir öfter zu sagen, Du weißt, wie sehr ich in dieser Beziehung fehle, hier hast Du's nun einmal schwarz auf weiß, daß es vor Gericht gelten kann, gegen jeden kalten oder unholden Augenblick. Sei heiter, und möge Dich Gott durch leichte Tage belohnen! . . . Ihr lieben Jungen, der Vater grüßt Euch von Herzen. — Grüße doch die Freunde, liebe Lore, besonders meinen edlen, herrlichen Werder, für den ich doch auch Gott nicht genug danken kann. Welch Glück ich in meinen Freunden besitze, würde ich hier lernen, wenn ich's nicht wüßte, wo ich meinen Bruder ganz freundlos und allein sehe. Nun ade, ich muß mich wieder niederlegen. Gott behüte Euch!

Euer Eduard.

Aus der Dresdener Zeit

1847

Bei Gelegenheit eines zweiten Gastspiels in Dresden (1844) wurde ihm die Stelle eines Oberregisseurs und Charakterdarstellers am Königl. Hoftheater angeboten. Er nahm es an; dort entfaltete er in achtjährigem Wirken, besonders durch seine Regie und dramaturgische Leitung, eine große erfolgreiche Tätigkeit; dort freilich hatte er auch den Kampf mit dem Virtuosentum leidenvoll selbst zu bestehen. In Dresden begann er die lange schon geplante Geschichte der deutschen Schauspielkunst. Eine Reise nach Wien, der altberühmten Theaterstätte, sollte ihn mit Material aus Archiven und Bibliotheken, aus traditionellen Mitteilungen von Kollegen der älteren Generation und aus den lebendigen Eindrücken von Besuchen in den verschiedenen Theatern bereichern.

Eduard an Therese.

An Bord der Boëmia [auf der Elbe], 28. April 1847.

Ich habe mir mein Bleistift neu gespitzt, gerade jetzt ist der Salon leer geworden, die Abendsonne lockt alles zuguterletzt aufs Verdeck. Ich habe genug von der rauhen Wasserluft und den schroffen Fallwinden, die bei jeder Wendung des Stroms von einer andern Seite auf mich losgefahren sind, wenn ich kaum ein wenig sonnenwarm geworden war. Doch habe ich nichts von der Schönheit des Gebirges

verloren, nun sind wir in die Ebene geschwommen, und ich kann mich dispensieren. Zu Dir ein paar Worte, ehe die Sonne untergeht. Deine tränenden Augen, Du meine Seele, haben mich den ganzen Tag lang angesehen. Wie süß ist es, geliebt zu sein, und geliebt von Dir. Du hast nicht weniger an mich gedacht heute, als ich an Dich. Leider habe ich immer in Deinen Magen hinein das Rütteln der Maschine prüfend empfunden und dadurch den Wunsch zum Schweigen gebracht, der oft recht ungeduldig verlangte, Du möchtest mit mir sein, wenn es um mich her so wunderhold und prächtig war. — Jetzt wirken fast nur die Formen in der Natur, denn kaum säumt das früheste Laub die Wipfel einiger Bäume, aber die Formen sind allein schon überaus reizend und viel mannigfaltiger, als man gemeinhin von unserer mittleren Bergnatur vorgibt. Aber der infame Wind! Die Gesellschaft an Bord ist ganz uninteressant, ich bin allein mit Dir. In Prutz' Buche [Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters, Berlin 1847] habe ich ab und zu gelesen und Notizen gemacht. Er führt mir noch gute Materialien zu; Du wirst schimpfen, aber ich muß doch noch ein paar Bücher über die von mir schon durchgearbeitete Epoche lesen. Übrigens faßt er das Theater ganz und gar vom Standpunkte der staatlichen und nationalen Entwicklung auf, sein Buch hat doch nur ein kleines Publikum, das, was das Theater eigentlich allgemein interessant macht, die lebendige Darstellung, die Schauspielkunst, liegt ganz außerhalb seines Weges. Er hat ein politisches Buch über das Theater geschrieben, das übrigens sehr geistvolle und frappante Momente enthält. — Der Salon füllt sich zum Abendessen, man setzt sich neben mich, ich muß wohl aufhören. Es ist 7 Uhr. Nun kommen die Jungen nach Haus, und Georg fragt, „wo mag wohl Vater jetzt sein“, und das freut Dich, und Du ziehst die Jungen alle in die Unter-

haltung von mir. Was für ein Häuflein lieber Menschen sitzt da zusammen in der Feldgasse und denkt an mich!

Prag, nachmittags.

Die Fahrt hierher, obwohl kalt in einem zugigen Wagen, war angenehm durch die Gesellschaft eines Konsuls Cäsar mit seiner Frau aus Bremen. „Hübsche Leute", voll Anteil für Literatur, Theater usw., von Holteis Vorlesungen in Bremen noch sehr entzückt. Über ihn wurde gesprochen, sein Buch „40 Jahre", über Theater, dessen Verfassung und Führung usw. . . . Hier habe ich die eben eröffnete Kunstvereinsausstellung besucht. Schöne Bilder in Genre- und Landschaftsfach, die Prager Schule mit lauter Bildern aus der böhmischen Geschichte ist nicht sonderlich. Das ist's eben, das Tschechentum zeigt keine rechten Blüten, wo soll man da Vertrauen zu den Früchten hernehmen? Auf dem Heimwege in den „König von England" sagte ich den Bremensern Lebewohl. Im Speisesaal mißfiel mir die Gesellschaft und der Ton sehr, überhaupt ist mir hier wieder, wie immer in Prag, fremd und bange zumute. Die vielen Jesuiten und Mönche, dazwischen die Eleganz und die sinnlichen Gesichter in der alten Stadt von fast finsterm Ernste, wo jede Straßenecke politische Lehren gibt, die alle nicht befolgt sind, diese Menge von ungelösten Gegensätzen und getäuschten Erwartungen und unerfüllten Forderungen legt sich mir wie ein Alp aufs Herz. Dazu kommt die fremde Sprache, bei der keinem Menschen wohl wird, kurz, ich wollte, ich wäre bei Dir. Es muß mir in Wien viel besser gefallen, sonst spinne ich Trübsal ellenweis'. Um 3/4 5 Uhr fahre ich ab. Leb wohl, mein Herz, die Nacht bringe ich nun im Wagen zu. Ade!

Freitag, den 30. April in Wien, abends 7 Uhr.

Die Nacht war erträglich, weil Platz genug in dem Wagen bis Olmütz war, daß man sich ausstrecken konnte.

Drei levantische Juden waren mit uns, die ihr Morgengebet im Wagen mit dem weißen Schleier über die Achseln, die Gebetriemen um Arme und Kopf, hielten. Um 12 Uhr in Wien. Ich fuhr lange umher, um Platz in einem Gasthofe zu finden, alles war überfüllt, nun wohne ich weit hinaus in der „Stadt Triest" in der Wiedner Vorstadt und habe bis jetzt ein höchst unwirtliches Kämmerchen. Nach Tisch bin ich bei [Eduard von] Bauernfeld gewesen, er ist sehr überreizt und hoffnungslos fürs Theater, wie für alle Zustände hier. Er hat sich bis jetzt immer noch gemüht, stand an der Spitze der Petition um Zensurerleichterung usw., er sieht, es kommt nichts zustande. Sein letztes Stück „Großjährig" ist nur eine Satire gegen Metternich. Die armen Menschen toben hier umher, wie die Tiere im Käfig, wenn etwas an ihnen ist, die andern gehen mit ziemlich vergnügten Gesichtern umher. Die Frauen insbesondere, finde ich, haben etwas ungemein Herausforderndes, d. h. ich meine nichts Freches, sondern sie tragen die Miene der Zugänglichkeit, der leichten Empfänglichkeit. Bauernfeld war übrigens gegen mich von herzlicher Freundlichkeit, führte mich zum alten [Ignaz Franz] Castelli, der mitten im Geräusch der Stadt in einem abgesonderten, stillen Hofe wohnt. Er war bereitwillig für meine Zwecke, brachte Bücher und Manuskripte herbei, woraus er mir mit vieler Selbstgefälligkeit aber auch mit ganz eigentümlich stillem und österreichischem Ausdrucke vorlas. Charakteristiken der Komiker der besten Periode des Leopoldstädter Theaters usw. Er erinnerte mich an Zelter beim Vorlesen, an die Art, mit welcher dieser auch durch eine gewisse Nachdrucklosigkeit die wichtigen Momente hervorzuheben und den Zuhörer darnach anzusehen pflegte, als „nun, was meinst du dazu?" Er ist ein großer Freund von Zoten, die er mit äußerster Kälte und Gelassenheit vorträgt, ja, mit einer Art von geheimnisvoller

Ehrfurcht. Ein alter Mann mit spärlich grauem Haar, etwas pockennarbig, die Nase eingedrückt aber nicht stumpf, das Kinn etwas vorgeschoben. Er sprach von meines Oheims Franz Moor und Seydelmanns Vatel [dem Koche in Lemberts „Ehrgeiz in der Küche"] als von den größten Erscheinungen der Schauspielkunst, die er erlebt. Überaus merkwürdig war mir wieder, was er mit großer Voreingenommenheit für Seydelmann erzählte, wie dieser Hauptfilou den alten Österreicher, der auf der Gemütlichkeit Stecken reitet, für sich gewonnen hat. Castelli war etwa acht Tage in Berlin und eines Abends mit Seydelmann zusammen. Da hat er ihn so gemütlich, hingebend, ja kindlich gefunden, von seinem [Castellis]-Vortrage österreichischer Gedichte war er entzückt und wollte Jahre seines Lebens darum geben, wenn er nur eines so vortragen könne. Als Castelli sich über Seydelmanns schwarzseidenes Chemisette mit Jabot gewundert und es hübsch gefunden, hat Seidelmann es vom Halse gerissen und ihm aufgedrungen. Der alte Castelli bewahrt dies Zeichen der aufopfernden Hingebung eines kindlichen Künstlergemütes wie eine Reliquie! ... Übrigens fand ich bei ihm dieselbe Verbitterung, dieselbe hoffnungslose Resignation, den Überdruß wie bei Bauernfeld. Vor allem haben sie das Theater aufgegeben, sie sagen: weder sie noch ein anderer vernünftiger Mensch ginge mehr hinein. — Er beschäftigt sich jetzt ausschließlich mit dem von ihm gestifteten Verein gegen Tierquälerei, von dem er mit andächtiger Bewunderung spricht. — Nachdem ich im Gasthofe kurze Zeit gewesen, ging ich ins Theater an der Wien. Denn mein Unstern will, daß der Erzherzog Karl gestorben ist, und das Burgtheater darum mehrere Tage schließt. Im Vorflur sah ich W . . . s [Berliner Kollege] erstgeborenes Bullenkalb und ging ihm vorahnend aus dem Wege: Der pumpt dich an, dachte ich,

und es wird wohl so kommen. Im Zwischenakte faßte er mich ab und erzählte mir, wie alle Schauspieler, die nicht reüssieren, wie nichtswürdig man ihm begegnet sei, wie treulos und verräterisch, welcher Scheelsucht er unterliege. Daß er nur noch aus Geldmangel hier verweile und aus Berlin Hilfe erwarte. Er wollte meinen Gasthof wissen, ich wich ihm aus, aber er wird ihn gewiß ausfindig machen und mir zu Leibe rücken, und wenn ich mich in die Erde vergrübe. Ich habe ihn gebeten seinen Vater recht herzlich zu grüßen und getan, als würde ich ihn in diesem Leben nie wieder sehen, was wird es mir denn aber helfen? — Nun das Theater an der Wien, diese neue Entreprise, die alles darniederwerfen sollte. Das Haus ist restauriert, weiß, blau und Silber, wie es immer war, und, wie immer, in den Detailverhältnissen von unfeinem Geschmack. Der Vorhang, eine rote Gardine, durch Säulen und Gott weiß was für Krimskrams geschlungen, steif, hölzern, hart und plump. Die Dekoration augenscheinlich von demselben Meister gemalt, grell, hart anmutlos und unnatürlich. [Wilhelm] Kunst war gerade auf der Bühne, so habe ich ihn nun endlich gesehen. Ein großer, starker Mann, der gerne mit ausgekretschten Beinen steht, von merkwürdig anfängerischen, eckigen Bewegungen der Arme, die zudem auffallend kurz sind. Sein Aussehen erinnert lebhaft an [Aug. Wilh.] Maurer, auch vieles in der Akzentuation. Dabei hat er aber eine Stimme von herrlichem Klange. Zu Zeiten drückt er sie, daß sie hoch wie der Wutausdruck eines Tieres klingt, was den Hottentottensklaven, den er darstellte, nicht übel kleidete aber eigentlich seine Manier ist, die mir von seinen unglücklichen Nachahmern her schon bekannt ist. So hat er gewisse Momente unmittelbarer Leidenschaft, gewisse Naturlaute der Rachlust, des Triumphes, die erschütternd sind, aber im Grunde mißbraucht er sie

nur mit entschiedener Komödianterei. Hier sieht man sie, die Triumpheffekte der Rede, das Hinaufschrauben und Ausspannen der rhetorischen Phrasen, um den Beifall hervorzulocken, zu Hause, die uns an Emil [Devrient] mißfallen. Hier war seine hohe Schule. An [Ludwig] Löwe ist mir das von seinem Berliner Gastspiel her bekannt. [Eduard] Jerrmann spielte einen alten holländischen Kolonisten auch in derselben Art. Dazu fuhr er immerwährend mit einem ungeheuren buntseidenen Schnupftuche umher, das er dann auch halb in den Gürtel steckte und lang, lang, lang herunterhängend trug. Über diese Schnupftuchkoketterie! bei so einem scharfsinnigen, spottsüchtigen, jüdischen Witzbolde. Frl. Weißbach in der Titelrolle [„eine Sklavin", Drama in 3 Akten von Mosenthal] sprach sehr gut, mit einem angenehmen und vollen Organ. Frl. Grafenberg als unschuldige Kolonistentochter gar nicht übel. Den englischen Gouverneur spielte ein Berliner Herr Nolte, ein abgeplagter, steifer Liebhaber, mit weißer Perücke und übrigens eleganter Toilette, als wolle er das Publikum erinnern, daß er eigentlich Liebhaber zu spielen hätte. Kläglich. Der Liebhaber, Herr Decker, mit einem hohen, schwachen und biegungslosen Organ; alles übrige war so unbedeutend, wie es fast überall auf unsern deutschen Bühnen ist. Das Theater war leer, das Stück zum zweiten Male und wird trotzdem nun täglich fortgeführt. Aber dieser Beifallsunfug! Nicht nur jede Tirade, bei der dem Publikum vom Schauspieler durch die rechte Dehnung und Aufbäumung der Rede, das Signal gegeben worden, wurde applaudiert, sondern jedes Abgangsapplaudissement wird auch, als ob sich das von selbst verstände, zum Hervorruf in offener Szene. Man braucht nur einer einzigen Vorstellung in Wien beigewohnt zu haben, und alle Prahlerei mit 20- oder 24-maligem Hervorruf in einer Rolle fällt

zu nichts zusammen. So viel Abgänge in der Rolle, so viel Hervorrufe, das versteht sich von selbst. Castelli erzählte mir, [Nikolaus] Heurteur habe seinen Bekannten meist eine Rolle hingeworfen und ihnen gesagt, sie mögen irgend einen Punkt bezeichnen, wo er applaudirt werden solle, und habe hoch gewettet, daß er's durchführen werde. Darauf habe Castelli aus Tollheit ihm nach einem „und" diesen Punkt bezeichnet. Es war in einem Bericht von dem Überfall einer Burg. Da hat er die Rede mit immer bewegterer Stimme gesteigert und schluchzend bei dem „und" abgebrochen und ist, die Hände vors Gesicht geschlagen, abgegangen, und donnernder Applaus hat ihn begleitet. — Ich bin neugierig auf meine ferneren Erfahrungen. Mir scheint, das Publikum macht sich sein Hauptpläsier im Theater mit Klatschen und Hervorrufen; es will mitspielen. Nach anderthalb Akten ging ich sehr ermüdet nach dem Gasthof und zu Bett.

Sonnabend, den 31. April.

Kalt, Regen. Ich nahm einen Wagen, fuhr zum Grafen Dietrichstein [oberster Direktor des K. Hofburg-Theaters]. Jawohl ein guter Freund von Lüttichau [dem Dresdener Intendanten]. Die sind doch alle aus einem Stück geschnitzt. Ein hagerer Mann, weißes Haar, eine lange, rote Nase, gutmütig, höflich, akkurat wie Lüttichau, es wurde lange artig hin- und hergeschwatzt, dann gaben wir uns ein Rendezvous auf dem Bureau. Löwe war komödiantisch kordial, ich müsse hier spielen usw., d. h: er wird das bestens hintertreiben, falls ich es wünsche. Er besitzt Brockmanns Stammbuch, ein Blatt von Chodoviecki ist sehr merkwürdig, worin er Brockmanns Hervorruf als Hamlet in Berlin — es war dies das erste Beispiel dieser Ehre in Berlin — abgebildet hat. Brockmann steht zierlich albern mit rundem Gesicht, gepudertem Haare, schwarzem Anzuge, einer blauen Schärpe, woraus das weiße Schnupftuch hängt, mit hangenden

Armen da. In der Loge drängen sich die frisierten Köpfe der Damen neugierig aneinander. Auch bei Haizingers sprach ich vor, sah ihn und die Tochter. Sie ist weniger hübsch, als die in Berlin verstorbene, sieht aber verständiger und gutmütiger aus. Ich hatte eine elegante Erscheinung erwartet, weil sie gerade als Amalie in „Treue Liebe" [von Eduard D.] exzellieren soll. Wie spielt sie das nur? Dann traf ich Dietrichstein noch auf [Franz v.] Holbeins Bureau, er gab die Anweisung, mir das Theaterarchiv zu öffnen, leider fand ich bei näherer Erkundigung, daß auch hier alles lückenhaft und unordentlich ist. Nicht einmal die chronologische Folge der Intendanten und Dramaturgen wird sich herbeischaffen lassen. Auf die alten Repertoirbücher vertröstet man mich. — Löwe hatte mir wohl 20 Minuten lang eine höchst merkwürdig sein sollende Geschichte von Ekhofs Anfängerschaft, die noch kein Mensch wisse, erzählt — es war gar keine Pointe darin, und alle bestimmten Data seines Lebens tun dar, daß sie obenein gar nicht wahr ist. — Mit Holbein sprach ich nun lange, er schloß sein Herz bald auf und überströmte von Klagen. Darin stimmen alle überein, daß Dietrichstein eine bloße Hofschranze ist und borniert, wie sich's versteht, gutmütig, d. h. schlaff und feig. Kurz es ist die alte, immer neue Geschichte. Übrigens war Holbein sehr freundlich, diensterbötig und trieb mich, ein Gastspiel zu veranlassen. Dazu würde ich mich sehr bitten lassen. Auch [Karl von] La Roche traf ich, der etwas vornehm tat. „Laaßen, Sußmann, laaaßen!" Auf der Bibliothek, scheint es, werde ich am meisten finden, der Dr. Wolf, an den mich [Konstantin Karl] Falkenstein adressierte, hat zum Glück auch die Absicht, über das Theater zu schreiben, und daher sich schon zusammengetragen, was die Bibliothek an Theatralien enthält. Montag früh 9 Uhr fange ich an

zu arbeiten. Castellis Sammlung ist auch in der Bibliothek, er hat sie ihr verkauft. Nun bin ich fertig mit Erzählen, mein liebes Herz, jetzt werde ich in ein besseres Zimmer übersiedeln, hier ist's widerwärtig. Wenn das Wetter sich nur ändern möchte! Die Bäume sind freilich hier schon viel grüner als in Dresden, aber es ist mordkalt. Wien ist übrigens doch eine Großstadt, sie hat in ihrer Eleganz und Menschenfülle auf den Straßen, ihren Läden und Equipagengerassel viel von Paris. Mich bedrückt das auf ganz ähnliche Weise wenigstens. Nun, ich hoffe diese Freuden bald überstanden zu haben. Ich bin schon zu alt für diese großstädtische Wirtschaft, das fühle ich deutlich. Ich fordere mehr Inhalt von den Zuständen. Die Jugend erfreut sich noch der bunten Erscheinung, dieser Reiz blaßt aber ab mit der Zeit. Nun ade, mein liebes Weib, wäre ich erst wieder bei Dir im stillen Dresden, in meiner warmen Stube, wohin Ihr mir Tee und Kaffee bringt, und wo das bequeme Sofa steht. O, ich bin ein alter, steinalter Mensch, die Behaglichkeit und die bequeme Luft der Liebe und Sorgsamkeit ist mir unentbehrlich geworden. Auf Abenteuer ziehe ich nicht mehr, darüber kannst du ruhig sein.

Nun ade! Mein erster Brief mag hinfliegen! Sei nicht böse, daß ich ihn nicht schon gestern geschickt, ich konnte ihn nicht schließen und wollte doch den Tagesbericht vollständig los sein, ehe mir wieder neues über den Hals kommt. Heute abend sehe ich das Burgtheater, freilich nichts Interessantes, „Zurücksetzungen“ [wohl „Zurücksetzung“, L. 4 A. von Töpfer], indessen ich werde doch spielen sehen. Nun ade! Gott behüte Euch alle recht eigen und sauber.

Dein Eduard Dt.

Wien, den 1. Mai 1847, abends 10 Uhr.

Ich habe das Burgtheater von einer höchst vorteilhaften Seite kennen gelernt. Es hat in einer Beziehung meine

vollständige Bewunderung erregt, man übertreibt hier nicht, wenigstens in modernen Stücken nicht. Das ist unschätzbar in unserm lieben Deutschland, und darum finde ich die Schauspieler beneidenswert, die in solchem Ensemble spielen können. Im Trauerspiel muß gerade das Gegenteil walten, der Löwe und die [Julie] Rettich outrieren auf das abscheulichste. Es ist also immer noch wahr, daß das Lustspiel oder vielmehr alle bürgerlichen, modernen Stücke an der Burg am musterhaftesten gespielt werden. Aber ich will in der Ordnung verfahren. Der Zuschauerraum, wenngleich neu gemalt und vergoldet, ist ausnehmend simpel und geschmacklos. Vier Ränge niedriger, kleiner, enger Logen übereinander gepackt in einem lang vertieften Halbrund. Die Brüstungen der Ränge ohne Ausladungen und Simse, glatt, wie von Pappe und weiß angestrichen, nicht einmal mit Ornamenten bemalt. Das ganze Theater sieht frappant wie das vergrößerte Link'sche Bad-Theater aus. Die Bühne ist schmal, die Situationen rücken dadurch prächtig zusammen. Der erste Vorhang — gewiß von Füger [Friedr. Heinr., Historienmaler in Wien] gemalt — stellt Apollo dar, der in einem Hain lauschenden Nymphen etwas vorträgt, der zweite Vorhang stellt auch eine rote Draperie dar, wieder ausnehmend geschmacklos, hart, grell, ohne alle Natur. Die Dekorationsmalerei scheint noch im Bauernstil befangen in dieser Kaiserstadt. Das Theater, ein eleganter Gartensalon, war geschmackloser möbliert, als hätte es [Karl] Dittmarsch angeordnet. Ein glanzkattunenes Sofa halb hereingeschoben, auf der andern Seite ein Tisch und ein ebenso großer Stickrahmen nebeneinander stehend, geschmacklos und äußerst beengend. Daß für das Arrangement der Szene die Regisseure so selten Augen haben, und nichts verletzt doch jedes einigermaßen gebildete Auge als ein schlecht geordnetes Möblement im Zimmer. Nun die Darstellung: Frl. [=Mad. Therese]

Peche die zurückgesetzte Tochter. Ein merkwürdiges Talent, das eine auffallende Kraft in einzelnen Momenten zeigt, deren Innerlichkeit sogleich der nächste wieder Lügen straft. Dennoch aber sind ihre schönen Momente gerade von außerordentlicher und selbst anspruchsloser Wahrheit. Aber es bleiben Momente, sie kann keine Stimmung fortsetzen. Als sie zu sprechen begann, erschrak ich vor dem eiskalten, leblosen, fast schrillenden Ton der Stimme, aus dem kein Stückchen Herz sprach. Ich dachte, es sei eine schöne Modepuppe und nichts weiter. So ging es in den vorbereitenden Szenen hin, gleichgültig, wie ganz außerhalb des Stückes stehend. Nun kamen die Situationen, in denen sie ihr gefoltertes Herz unter scheinbarer Heiterkeit, Ruhe und fein gesellschaftlichem Benehmen verbirgt, das gelang unübertrefflich. Ist es nun, daß gerade zu diesem Maße des Empfindungsausdrucks ihr Vermögen ausreicht, oder wirkt der Gegendruck des äußeren Zwanges bei ihr eine gesteigerte Produktion, ich weiß es nicht, aber alles dies war sehr schön. Wie fein war ihre körperliche Schwäche markiert, das Greifen nach der Sofalehne, um sich zu stützen, dann, wie allen Anmutseffekt verschmähend ihr Zusammenbrechen, als ihr Geliebter sich mit der Schwester verlobt! Sie steht dabei vor dem Sofa und setzt sich plötzlich hart nieder, mit noch geradem Oberkörper, als wolle sie sich immer noch aufrecht halten, und nur die Kniee seien zusammengebrochen. Da war nichts Hingegossenes, nichts malerisch Angelehntes, es war eine fast anmutlose Wirklichkeit, diese wirkte aber um so erschütternder. Als die Mutter, die den Verlobungsplan nicht aufgeben will, ihr nachher zuredet, ihre Körperschwäche zu bezwingen, und da sie ihr leises, leises Nervenzittern [sieht und] mit dem ersten Anfluge von mütterlichem Gefühle fragt: „leidest Du denn wirklich so sehr?“ Und sie nun zum erstenmale dem gefolterten Herzen Luft macht, sich mit dem

Ausrufe: „unaussprechlich!“ an den Hals der kalten, leidenschaftlich geliebten Mutter wirft, hat gewiß kein Herz unerschüttert bleiben können. Und bald darauf fing sie wieder mit ihrem gleichgültig, kalt schneidenden Ton an zu reden, als wäre nichts in der Welt imstande auch nur eine Fiber ihres Innern zu bewegen. Dann kommt sie einem oft wie eine völlig talentlose Anfängerin vor. Eine sehr merkwürdige Erscheinung. Nur aus genauester Kenntnis ihrer Persönlichkeit erklärlich. Eine eiskalte Person ist sie gewiß, und doch — es ist mir ein Rätsel. Frl. [Luise] Neumann, die vorgezogene Schwester, erschien mir auf dem Theater noch viel weniger hübsch als im Zimmer, die angenehm weiche Miene wirkt auf der Bühne nicht. Ihre Stimme hat etwas Näselndes, fast leise Schnarrendes, auch spricht sie so ungezwungen schnell und hintereinander, daß man sich anstrengen muß, sie zu verstehen — aber eine allerliebste, schalkische Munterkeit, die liebenswürdigste Eleganz und Gutherzigkeit nehmen den Zuschauer gleich nach den ersten 5 Minuten ein. Sie hat das Talent der Mutter [Amalie Haizinger], aber dabei das Maß der anmutigsten Bescheidenheit in seiner Anwendung. Sie erfindet eine Menge von lebensvollen Nuancen und bringt sie nebeneinander zum Vorschein, als wäre gar nichts daran, als wisse sie gar nicht, wie hübsch ihre Einfälle sind. Die wahre Bescheidenheit der Natur nach Hamlets Recommandation. [Friedr. Wilh.] Wilhelmi als gutmachender Onkel, der immer wild wird, wenn jemand weint, hat ein einnehmendes Naturell für solche biedere, gutmütige Rollen, die große, starke Gestalt, der markierte Kopf, die körnige Stimme — aber zu dieser Rolle fehlt es ihm an Haltung, er hat nicht das Aplomb der guten Gesellschaft. Daß er die Arme fast immer gerade herabhängen läßt, sieht mehr wie Ungeschick als Ungezwungenheit aus. Solche alte

Herren stehen auch nicht immer vorgeneigt, Haltung des Oberkörpers und der Arme zeigen gewöhnlich mehr Ruhe, Gleichgewicht und Festigkeit. Wenigstens wünscht man das an einem Manne zu sehen, der so delikate und übertriebene Verhältnisse durch sein Übergewicht wieder in Vernunft zu bringen unternimmt. Aber auch er spielt so natürlich und ungezwungen hin, hebt alle Effekte der Rolle so wenig hervor, daß es einem oft zu wenig vorkommt, aber Gott behüte das! besser zu wenig, als zu viel. La Roche als alter Freier ganz charmant. Gar keine Karikatur, der Anzug elegant, das Gesicht nur blaß von etwas hängenden, schlaffen Zügen, er suchte gar keinen Eindruck durch die erste Erscheinung zu machen, erst im Verlauf der ersten Szene wurde man mit ihm bekannt. Das ist des höchsten Lobes wert. Nur das ein klein wenig zappelnde Bewegen der Beine, um die Absicht, sich jung zu stellen, anzukündigen, hätte man hinwegwünschen mögen. Und bei der Narrheit des alten Herren, der sich mit seiner Freierei zum Gecken macht, trat doch so liebenswürdig und versöhnend die Gutmütigkeit hervor, die ihn ursprünglich darauf gebracht hatte, um das zurückgesetzte Mädchen anzuhalten. So spielte er nun fort. Alles leise und fein angedeutet, überall guter Ton und angenehmer Humor. Wenn er zuletzt mit angehört hat, wie seine Braut gesteht, den jungen Mann zu lieben, und er nun mit den Putzschachteln voll Verlobungsgeschenken eintritt, in dieser Aufregung die schwarze Perücke sich verschoben hat und das weiße Haar darunter sehen läßt, so macht er dies doch auch wieder so mäßig, sein Schrecken beim zufälligen Blick in den Spiegel, das Zurechtrücken der Perücke, wobei er doch nun einen kleinen Streifen weißen Haares hinter dem linken Ohre sichtbar läßt, alles das geschieht so mäßig, fein und leise und macht den alten Gecken liebenswürdig, der so leicht widrig wird. Und wenn er

gar zuletzt gegen seinen alten Freund darauf besteht, daß er das Mädchen doch würde glücklich gemacht haben und sich im Abgehen noch ein paarmal umkehrt und mit der Hand winkt, wie „o, o, ich bitte mir's aus, nicht daran zu zweifeln" und immer sagt „sehr glücklich — sehr glücklich", so hat diese Selbsttäuschung eines alten, jugendlich empfindenden Herzens etwas wahrhaft Rührendes, so lächerlich es auch ist. — Eine alte, gutherzige Haushälterin erinnerte mich lebhaft an die alte Eunike [Berliner Kollegin Therese E.], auch in dem Zuvieltrippeln, in der Rührigkeit alter Frauen, es war sehr hübsch. Ein alter Bedienter in österreichischer Mundart sehr gut, einfach, nicht zuviel und doch genug. Mad. Wintersteiner, die Mutter, war neben diesen allen nicht ganz ebenbürtig, hie und da kam etwas Komödiantisches zum Vorschein, aber sie hat doch auch den Stil des Burgtheaters, guten Ton, Leichtigkeit in Behandlung wichtiger Momente, die letzte Szene, in der sie beschämt, zerknirscht der Tochter gegenübersteht, nicht ohne wirklich eindringlichen Akzent. Besonders gelang ihr die Art, mit welcher sie die störende Krankheit der Tochter beseitigt wünscht, mit welcher sie den Zustand als leicht und vorübergehend behandelt sehen möchte. Im ganzen hätte sie mehr und Tieferes, auch Imponierenderes leisten müssen. Der Liebhaber, Herr Wagner, dessen Du Dich von München her erinnern mußt, wo er den Ringer in „Treue Liebe" spielte, nimmt sich auch jetzt noch sehr unbedeutend aus, obschon er nicht ohne Wärme ist. Seine Toilette war sehr ungeschickt, er sah wie ein aus der Mode gekommener Ladendiener aus. Das Zusammenspiel war sehr wohl eingefügt, obschon man, namentlich wenn Wilhelmi sprach, den Souffleur vernahm, so fehlte es doch nie in den Momenten, wo die Reden auf- und miteinander fallen müssen, in jenen Momenten, welche Wendepunkte des Dialoges oder besondere

Rucke für seine Fortbewegung geben. Worauf es ankommt, weiß man also hier sehr gut. Und solche Momente des Ensembles wurden immer mit vieler Natur und Ungezwungenheit behandelt. Das ist die wahre Probe für die Harmonie der Darstellung und auch eine Force der französischen Schauspieler; weit eher kann man ein Schlappen oder eine Lückenhaftigkeit im Spiele des Einzelnen ertragen, als die Mängel der Zusammenfügung, dieses Stocken der Handlung, diese Bankerotterklärung des dramatischen Lebens. Alle sprechen ohne die Stimme zu erheben, leicht und natürlich fort; oft wird die Rede dadurch undeutlich, besonders bei Wilhelmi, der oft die Schlußworte der Phrasen fallen läßt, aber diese Ungezwungenheit macht einen überaus wohltuenden Eindruck. Überhaupt wird man hier nicht so jeden Augenblick mit der Nase daraufgestoßen, daß eine Komödie vorgespielt wird. Das Publikum ist hier sehr verschieden von dem, das ich gestern an der Wien sah. Es lacht gerne, und jede humoristische Färbung, aber auch die feinen, werden markiert, aber diese Wiener Klatschwut ist wirklich mit den Freibillets aus der Burg verwiesen. Und das ist gar nicht so zu beklagen, als man meint. Jeder wirklich schöne Moment wird markiert, das Publikum ist immer bei der Sache, nur die widerlichen Konventionen des Abgangsklatschens und Hervorrufens scheinen hier vermindert. Ich will das Trauerspiel abwarten, ich fürchte, da finde ich eine ganz andere Welt. Übrigens weinen die Wiener ebenso gern, als sie lachen, die Damen taten sich gestern recht etwas zu gut damit. Ein Herr hinter mir, der drei Damen bei sich hatte, hielt sich über das Weinen auf, und sagte zu seiner zuletzt sitzenden Dame, einem frischen, gesund sinnlichen Gesichte; „aber, Nani, wanst denn du a?" Sie schneutzte sich eben und sagte ganz wohlgefällig, halb lächelnd unter Tränen „ja, ich wein", wie ein anderer sagt, „ja, es schmeckt mir".

Da hast Du meinen ersten Burgtheaterabend. Er ist mir sehr wert, er ist mir tröstlich für den allgemeinen Zustand der deutschen Schauspielkunst, hier wäre als Schauspieler eigentlich die mir angemessene Stätte gewesen, wenn ich auch sonst in aller andern Beziehung nicht herpaßte. Es fehlt diesem Lustspiel hier noch sehr viel, um sich mit dem französischen messen zu können, es fehlt den einzelnen Schauspielern die künstlerische Vollendung, die individuelle Erfüllung, es ist immer noch etwas echt deutsch, nicht ganz fertig Gewordenes — aber diese Achtung vor der Natur, diese Bescheidenheit und Prätensionslosigkeit stellt sie den Franzosen gleich und wirft dazu das volle Gewicht deutscher Gemütlichkeit in die Schale, welche recht wohl der französischen Leidenschaftlichkeit die Wage halten kann.

. . . Auf meinem Wege trat ich in die Hofkirche ein, einen Blick auf Canovas schönes Grabdenkmal der Kaiserin zu werfen. Es wurde gepredigt, ich trat dem gedrängten Haufen um die Kanzel hinzu. Ein hagerer Prediger, mit entfernter Ähnlichkeit mit [Karl] Grüneisen, sprach mit sehr starkem Dialekt eifrig gegen den bösen Zeitgeist und pries Österreich für seine katholische Treue. Es kam fast so heraus, als ob ein Österreicher sein, die höchste Staffel des Christentums wäre. Österreich habe mit seinem Herzblut dem Türken widerstanden, die Gewalt des Protestantismus gebrochen, der für den alten Gott einen neugeschaffenen Irrglauben geboten habe, Österreich habe die Herrlichkeit des päpstlichen Stuhles wieder aufgerichtet, diese dreifache Krone habe es sich erworben, und seine Fürsten würden diese auch noch im Himmel tragen. Ja, ihr Sakkermenter! dachte ich, eine glühende Krone, wie Satan in [dem geistlichen Spiele von] „Frau Jutta" seinen Unterteufeln verspricht: „die ist wohl behangen mit Nattern und mit Schlangen". Der Stil Abrahams a Santa Clara hat sich hier erhalten, der Prediger sagte, um

die Hingebung Christi zu preisen: wer von den Menschen würde wohl, wenn er in köstlichen und goldenen Kleidern gehe, gerne den andern aus dem Schmutz ziehen und sich dabei besudeln? Christus aber, der eingeborene Sohn der Herrlichkeit, habe sich in all seiner Pracht und Majestät hingegeben als ein Handtuch, daran wir so recht abwischen können all unsere Unsauberkeit. Als er von der Einwirkung des Zeitgeistes sprach und von dem Verfall der Achtung gegen die Geistlichkeit, zog er den Text an: wie herrlich sind die Füße derer, welch dahingehen über die Berge, das Wort des Herrn zu lehren. Die Heilige von Siena habe den Sand geküßt, auf den ein Geistlicher getreten, und als die bösen Weltkinder ihrer darob gespottet, habe sie geantwortet: „Ihr wisset nicht, was ich weiß". Heutzutage aber, anstatt die Hand eines Geistlichen zu küssen, küsse man lieber die Hände einer Kokette. Der Dialekt gab manchem Ausdruck komische Nuancen, so sagte er, der Inhalt der Schrift komme uns oft streng und bitter vor, aber er sei überaus süße, wenn er nur recht „ausgeleckt" werde. — Über das ewige Wirrsal der menschlichen Dinge! „Ein Hirt und eine Herde", welch ein Traum, daß dies sich je auf Erden verwirklichen könne!

Ich sprach bei Bauernfeld an, beredete eine Mittagszusammenkunft, sah das Kaiser Franz-Denkmal, großartig im Entwurf, die stehende Figur auf hohem Piedestal, unten auf vier besonderen Sockeln der weit ausladenden Basis die kolossalen Gestalten der vier Regententugenden. Auch der Platz ist günstig, nicht zu groß und beschränkt von hohen Gebäuden. Aber die Ausführung ist schwach, der Kaiser übermäßig lang, alles ohne Natur und Stil. In den Volksgarten trat ich ein, sah die Canovasche Statue des Perseus, der den Zentauren tötet. Sehr schön. Er hat den Pferdemenschen niedergedrückt, nur die Hinterfüße machen noch einen

ohnmächtigen Versuch, aufzuspringen, er drückt sein linkes Bein gewaltsam in den Bauch des Zentauren, preßt ihm mit der linken Hand die Gurgel zusammen, daß der schreiende Kopf hintenüber gebeugt wird, und schwingt mit der Rechten die Keule zum Todesschlage. Eine überkräftige, jugendliche Heldengestalt. Dann habe ich einige vergebliche Besuche gemacht, [Franz] Deinhardstein auch nicht getroffen, dies geschrieben, und nun rücke ich wieder aus. Es ist ein Leben wie in Paris damals. Ich sah mir das Kaffeehausleben an, trat in ein sehr elegantes, weites Gewölbe ein. Vier Billards waren dort, eine Dame saß auf der Tribüne hinter Vasen und Zuckerwerk, wie in Paris. Zeitungen wurden viel gelesen. Ich höre, daß man die verbotenen mit wahrer Begierde liest, jedermann weiß sie sich zu verschaffen. Dann besuchte ich den St. Stefansdom. Welche Herrlichkeit! Es ist eine der schönsten Kirchen, die ich kenne. Sie hat den Charakter des gewachsenen, felsenhaften und altersgrauen am entschiedensten. Die prachtvollen Verhältnisse von dem Schiffe, der Reichtum der Baldachine und krausen Verzierungen an den Pfeilern, es ist etwas ganz Wunderwürdiges. Die dunkle Kapelle mit der Mohrenmaria zog mich wieder wie vor 24 Jahren mit magischer Gewalt an. Und das Äußere! Dieser herrliche Turm, den man von untenauf in der einfachen Kegelform aufsteigen sieht, und in dieser simplen Form von so zauberhaften Verzierungen belebt. Welch eine tiefsinnig reiche Welt zeigt uns die gotische Baukunst, aber hier zum erstenmal habe auch ich es klar empfunden, daß auch diese Entwicklungsperiode der Menschheit gänzlich abgeschlossen und vorüber ist für uns. Sie steht wie das Altertum in sich vollendet und zu unserer innigsten Bewunderung da, aber sie hat nicht mehr Teil an unserm Leben als das Altertum auch. Die Gemeinde versammelte sich zum Nachmittagsgottesdienst, besonders viele Frauen

und die Schüler unter Kontrolle der Lehrer, die in schwarzen Röcken mit violetten Skapulieren. Die Gemeinde sang ein Lied, das weich und wie ein Volkslied klang, es wurde gepredigt von dem Könige, der seines Sohnes Hochzeit ausrichtet, und dem die Gäste unter allerlei Entschuldigungen ausblieben. So entschuldigen sich so viele, das allerheiligste Sakrament des Altares oft genug zu empfangen. Diesen Ausdruck brachte der Prediger übertrieben oft an, nahm dabei seine Kappe ab und die ganze Gemeinde neigte sich. Es war, als wollte er diese Verbeugungen recht oft herbeiführen, ich dachte an das Spiel von der Reise nach Jerusalem, wo auch der Hauptspaß ist, die Gesellschaft immerwährend zum Aufstehen und Umdrehen zu nötigen.

Ich aß mit Bauernfeld zusammen, er sagte mir von der hiesigen Stimmung viel und von seinen Bemühungen, den öffentlichen Geist zu beleben, von den Gesellschaften gemischter Stände, die man hier gar nicht kennt, und die er mit einem befreundeten Landtagsdeputierten versammelt hat. Es ist traurig, in welchen Anfängen sich hier alles kümmerlich [hinschleppt]. Dieses Fürstenhaus mit den verdumpften Regierungsformen liegt wie der Alp auf dem schlafenden Volke. Ein Literat, Alexander Baumann, ein junger, hübscher Mann, kam dazu, wir gingen zusammen in den Prater. Die Bäume ergrünen schon ganz herrlich, das Gerassel der endlosen Wagenreihen, neben denen man hingeht, betäubt. Durch den Wurstelprater gingen wir zurück, da war das alte lustige Leben, obwohl auch nicht mehr in aller Frische. Indessen hatte ich Glück, vor einer Kneipe wurde gerade so eine uranfängliche Burleske von Possenreißern gespielt. Auf einem erhöhten Boden, rings umgeben von den Tischen der trinkenden Gäste, standen zwei Kerle hinter einem Tische. Der eine, eine Art von Prinzipal, ohne alle Verkleidung, der andere in einem zer-

lumpten Rock, mit einem Höcker, einer zerzausten Perücke, ein alter zerdrückter Hut darauf, das Gesicht rot geschminkt, mit einer Tabaksnase, hielt eine Flasche in der Hand und spielte einen Tiefbesoffenen. Der Prinzipal hatte seinen Spaß mit ihm und reizte durch sein Lachen, seine Verwunderung, und indem er das Publikum auf alle Pointen aufmerksam machte, zur Lustigkeit: Eine Art von komischem Chorus. Die uralten Späße kamen vor, der Trunkenbold versprach ihm was vorzusingen, taumelt hin und her, tut unendlich lange, als wolle er anfangen und fragt dann: „habens wos gehört?" — „nein" — „Nu i hab a noch nix g'sungen" usw. Plötzlich betrat eine neue Person die Bühne. Ein Weib, breitmäulig, mit geschminkten Backen, eine alte, kleine Strohkiepe verkehrt wie eine Linzerhaube auf dem Kopf, resolut und hundsgemein, gab sie aber der Handlung einen frischen Schwung. Da war nun der uralte Fastnachtsschwank komplett. Der versoffene Mann, das Weib, das ihre Not mit ihm hat, ihn abprügelt, und der Nachbar, der vermitteln will. Der unerschöpfliche, unsterbliche volkstümliche Stoff. Sie sang ein Volkslied in aller Wut, der Trunkenbold akkompagnierte mit Lallen, schwenkte seine Flasche und wurde beim Jodelrefrain immer von dem Weibe tüchtig auf seinen zerdrückten Hut geklopft. — Plötzlich verließen alle umstehenden Zuschauer die Bühne und liefen einer Gegend zu, wo ein Streit entstanden war. Dort hatte ein wirklich Betrunkener Händel, die Bühne stand verödet, um die Streitenden bildete sich ein Auflauf, die Kunst mußte vor der Gewalt der Wirklichkeit die Segel streichen. Noch einige Bajazzos standen auf Stehleitern mit der Trommel vor Buden, in denen Kreuzerkomödie aufgeführt wurde. Wie gern wäre ich hineingegangen, aber ich mußte ins Burgtheater. Ein Bajazzo stand auf einer an die Bude gelehnten Leiter, er hatte eine bloße Hutkrempe auf, von der er

kuriose Formen machte, dann wollte er den Hut abnehmen, und in der Meinung, er habe einen Kopf daran, griff er sich ins Scheitelhaar und riß sich in die Höhe. Der Prinzipal unten unterhielt sich mit ihm, forderte ihn auf, dem Schauspiele beizuwohnen und erklärte ihm die vorhabenden Herrlichkeiten, wobei der Bajazzo sich dann sehr dumm anstellte. Als der Prinzipal ihn aufforderte, eine Einladungsrede an das Publikum zu halten, bewegte er Mund und Gesicht mit ungemeiner Geschwindigkeit, ohne zu reden, das machte er exzellent, und nun wieder derselbe Spaß — Pr.: „aber ich höre ja nichts" — Baj.: „Ich hab a noch nix gsagt." — Die alten Buden standen noch mit denselben Bildern wie vor 24 Jahren, das Salzwerk von Wieliczka ist immer noch zu sehen, die große Wage, wo [Pius Alexander] Wolf und [Wilhelm] Hensel und ich gewogen wurden, ist auch noch da. — Wir gingen zurück, die Leopoldstadt und den Weg in die Stadt, mir so bekannt, ich wohnte dort. Die Fenster meines Eckzimmers standen wieder offen wie damals, dort oben habe ich in Sehnsucht nach Dir, meiner Braut, gedichtet und gesungen, dort faßte ich den Entschluß, umzukehren und München und Salzburg zu lassen, wo es war, um nur wieder zu Dir zu kommen. Nur zu lebendig war mir jenes Gefühl, ist mir doch heut wenig anders als damals zumute, die 24 Jahre liegen wie zwischen heut und gestern. An dem Innersten unseres Lebens verändern wir uns doch fast gar nicht, ich fühle mich hier im Grunde noch, als wäre ich, wie damals, 21 Jahre alt. — Im Burgtheater sah ich „Johann, Herzog von Finnland", [von Fr. v. Weißenthurn, schon 1817 zum erstenmal in Berlin gegeben], dergleichen ist hier noch gangbare Ware. Trotz schöner Einzelheiten war die Vorstellung im ganzen unbedeutend. Löwe spielte sehr gut, den König das Schwankende, Gereizte, Heftige zeichnete er schön, hatte im Aus-

druck oft die präziseste Natur, nur etwas konventionell Theatralisches störte mich oft, wenn er eine Tirade gesagt, das kurze Abwenden vom Mitspieler und Armverschränken z. B.; das machen Dilettanten und Anfänger auch. Man sieht ihm — den Eindruck hat er mir immer gemacht — auf den ersten Blick an, daß er ein Theaterkind, daß er hinter den Kulissen aufgewachsen ist. Seine Tochter [Anna]*) spielte seine Gemahlin, sah hier sehr gut aus, sprach auch nicht übel, wenngleich etwas in der Melodie der Rettich, hatte auch Beifall. Herr [Karl] Rettich als Johann nimmt sich jetzt recht stattlich aus, sein Organ ist männlich und edel, er spricht gut. Seine Frau [Julie] ist in Momenten der Energie, des Ungestüms, der Leidenschaft und Verzweiflung ganz vortrefflich. Der Ausdruck von tiefster Naturwahrheit, das Organ von einem tiefen Klange und eindringlicher Gewalt, aber in ruhigen, sanften, zärtlichen, klagenden, betrachtenden Stellen, also im größten Teil der Rolle, singt sie die allerunerträglichste Deklamiermelodie, die ich je gehört habe. Bei so viel richtigem Verstande, so vielem Talent ist diese geschmacklose, unnatürliche Manier ganz unerklärlich. La Roche als polnischer Gesandter gut, gemäßigt, natürlich. [Heinrich Eduard] Anschütz in der Rolle des redlichen Rates vortrefflich. Er deklamierte heut gar nicht, dehnte auch nicht mehr als nötig, alles war körnig, mäßig, natürlich, warm, und wenn auch die humoristische Färbung etwas merklich hervorgehoben wurde, verletzte es das Gleichgewicht der Rolle keineswegs. Er zeigte sich als Meister aus der besten Zeit. Herr Lehfeldt**) als böser Kanzler nicht übel,

*) Das Besetzungsbuch des Hofburgtheaters nennt sie für jene Jahre nicht, wie mir Ferd. Gregori freundlich mitteilt, sondern Dlle. Zeiner und Mad. Hebbel-Enghaus.

**) Der Name scheint verwechselt zu sein, nach dem Besetzungsbuche wurde der Kanzler in den Vierziger Jahren durch Herrn Lucas und zuletzt durch Herrn Hörtel dargestellt.

schmeckt noch etwas nach der Provinz, erinnerte mich aber in den besten Momenten an [Friedrich Wilhelm] Lemm. [Karl Albrecht] Fichtner: Richers, sehr natürlich von flüssig lebendiger Sprache, lebhaft aber ohne eigentlich schwärmerische Begeisterung und Leidenschaft. Sein Gesicht und sein Stimmausdruck bleibt unverändert, und seine Plastik hat nicht Adel und nicht Energie genug. Aber dafür war auch nichts Gesuchtes in seinem Spiele. Er gehört ganz eigentlich ins Lustspiel. Die Szenierung war höchst gewöhnlich, nicht über Dittmarsch hinaus. Die Dekorationen unerträglich hart und grell, sie liegen den spielenden Personen förmlich auf dem Rücken, keine Gestalt hebt sich vom Hintergrunde ab. Wie weit ist man doch noch von der Erkenntnis zurück, daß die Dekorationen nur in Halbtönen, wie die Hintergründe der historischen Bilder, gemalt sein sollten. Die roten Suffiten mit den unendlichen gelben Fransen sind unerträglich. Auf dem Berliner Weihnachtsmarkte gibt es Kindertheater mit gerade solchen von Stubenmalern gefertigten Dekorationen. Alle Nebenrollen waren schlecht, miserable, aufgelesene Leute. Das war nicht schön, trotz aller einzelnen Schönheiten. Das war, wie es überall ist, oder sogar noch ein bißchen schwächer. Kein einiger Geist sprach aus dem Ganzen, und ohne den bleibt jede Vorstellung, selbst von den besten Schauspielern, ein untergeordneter Kunstgenuß.

Montag, den 3. Mai. Von 9 bis 2 Uhr auf der Bibliothek, zwei Bücher durchgearbeitet. Mit Herrn von Münch [-Bellinghausen = Friedrich Halm], dem Oberbibliothekar [später Gen.-Intendant], lange über Theaterzustände gesprochen. Mir gefällt der Mann besser als seine Stücke, und unsere Ansichten kamen meistens überein. Er versteht die Schauspielkunst lebendiger als die meisten andern Dichter und fühlt sehr richtig, wo es heute fehlt, und worauf es ankommt.

Er wußte von mir durch Rettichs, mit denen er sehr verbunden ist, und bei denen mir Werder eine so große Meinung gestiftet zu haben scheint, daß ich mich scheuen muß, den Leuten nahe zu kommen.

Ich fand keinen Brief von Dir auf der Post, das war schlimm, der Beamte mochte mirs ansehen, wie mir die Enttäuschung tat, er vertröstete mich, es könne ja morgen oder in den nächsten Tagen einer kommen, erst als ich ein paar Straßen davon war und mir überlegt hatte, daß es sich nicht für mich schicke, darüber melancholisch zu sein, fiel mir ein, daß diese Vertröstung sehr drollig war. Ich besuchte Castelli, er las mir wieder aus seinen Manuskripten verschiedenes mit sehr wichtiger, bedeutungsvoller Miene vor. Dann ging ich nach dem Leopoldstädter Theater, kam unterwegs auf eine Bastei hinaus und sah eine herrliche Landschaft die Donau hinauf durch die Steinmassen der Stadt hindurch auf zierliche Türme der Vorstadt, die im Abendsonnenduft sich gegen die hohen Berge lehnten. Diese prächtige Lage gibt der großen, lebensvollen Stadt etwas ebenso Großartiges als Gemütliches. Wenn man fieberhaft aufgeregt und wirblicht von dem Straßenlärm, dem Gewoge der Menschen durcheinander, der verschiedenartigen Trachten, Physiognomien, Sprachen über die Vorstädte hin die blauen Berge herüberschauen sieht, ist man erquickt und getröstet, man fühlt: der liebe Gott ist nicht weit.

Im Leopoldstädter Theater wird jetzt allabendlich eine neue Posse von [Joh. Nepomunk] Nestroy gegeben „der Schützling". Ein Stück, aus überall in französischen Stücken dagewesenen Situationen zusammengesetzt, höchst unzusammenhängend, ohne eigentliche Charakteristik, aber mit geistvollen Wendungen, Reflexionen und scharf geprägten Gesinnungen, die sich inmitten des behaglichen Spasses wunderlich genug ausnehmen. Es ist eine durchaus unorganische Arbeit. Dazu

spielt Nestroy selbst den jungen Mann, ohne auch nur eine Faser dafür zu haben, abscheulich oder eigentlich gar nicht. Er sagt die Rolle her und hantiert auf rüpelhafte Weise dabei umher. Wie ein abgedankter Schulmeister. Von dem gerühmten Ensemble auf diesem Carlschen Theater habe ich eigentlich nichts gespürt, die Anordnungen waren sehr mittelmäßig. [Carl] Carl scheint es nicht der Mühe wert zu halten, sein anerkanntes Regietalent in Unkosten zu setzen, wenn er außerdem guter Einnahmen gewiß ist. Seltsam, daß jetzt in Wien die Neigung für Reflexion beim Publikum wächst, daß man lebhaften Anteil für scharfsinnige und polemische Wendungen der dramatischen Rede zeigt. Sie sind froh, der wachsenden Aufregung über die Zeitzustände im Theater Luft machen zu können. — Das Personal ist gut, über 20 Rollen waren alle gut besetzt. Die jungen Damen mittelmäßig außer einer Dlle. Herzog, die eine Wäscherin exzellent im Volkston spielte. Natürlich, bis zur Wirklichkeit, und so graziös dabei, ein echtes Leopoldstädter Talent. Aber der Hauptkerl ist [Wenzel] Scholz. Der ist vom alten, vollwichtigen Gehalt und zählt zu den größten Komikern, die Wien gehabt hat. So träge und sacht fort, so still gemütlich und doch so grotesk, jede Miene, jedes Maulaufsperren zum Todlachen. Woher kommt es aber, daß das wahrhaft tief Komische für mich immer etwas Rührendes hat? Gewiß, weil die ungeheure Lächerlichkeit, die hinter aller Gottähnlichkeit und allen Leiden und Schmerzen der menschlichen Natur lauert, mir durch solche Komik vor die Seele gerückt wird. Ich empfinde sie, ohne sie zu denken. Es liegt gewiß in der wahrhaften Komik der größte Tiefsinn, die weichste Empfindung für menschliche Hinfälligkeit. Der wahrhafte Komiker gewinnt unsern innigsten Anteil für die lächerliche Menschheit, der Possenreißer verekelt sie uns. Dieser dicke Mensch mit der versoffenen, roten Nase, dem

Glatzkopfe ist so ein lieber Kerl in seiner verwandtschaftlichen Liebe für den verirrten, genialen Neffen, für den er so viele Katzenbuckel macht, bei dessen steigendem Glück er so übermütig wird, ja unverschämt, diese näselnde, schnarrende Stimme hat so viel Rührendes, seine weinerliche Miene, wenn der ungeberdige Neffe sein Glück wieder zerschlagen will, ist so gewinnend, und seine Sauflust selbst, die er aus seinem Leberleiden erklärt, steht ihm liebenswürdig. Der echte Komiker befördert die größte Humanität, er macht uns nachsichtig gegen alle Schwächen.

Das hatte mir sehr wohl getan, aber nun war ich wieder allein, suchte mein Nachtessen im ‚Goldenen Lamm', wo ich vor 24 Jahren abgestiegen war, da es noch ein unscheinbares Haus war, jetzt ist's ein Palast. Einsam saß ich dort, einsam ging ich durch die Stadt nach meiner entgegengesetzten Vorstadt. In einer dunklen Gasse ging weinend ein Kind umher, nicht weit davon suchte eine dunkle weibliche Gestalt etwas am Boden. Ich sagte, was sie hätte? „Wir haben einen Zwanziger verloren und suchen schon eine ganze Stund'.“ Wie wohl tat mirs, einem Menschen etwas Tröstliches antun zu können, ich gab ihnen das Geldstück, das Weib stürzte über meine Hand, sie zu küssen, ich wehrte sie ab, mir war breiweich zumut; als sie einige Schritte von mir waren, nahmen beide auf einmal Reißaus, als ob sie mir das Geld gestohlen hätten. Es mochte wohl so sein. Doppelt unglücklich, wenn sie so das Mitleid ausbeuten müssen und können. — Ich war todmüde, als ich nach Hause kam, als ich inmitten der Nacht aufwachte, brannte mein Licht noch, ich hatte es zu löschen vergessen. So schnell schlafe ich freilich zu Haus nicht ein, aber Gott bewahre doch jeden Menschen vor diesem Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit von aller Liebe und Sorge, mit dem ich hier des Nachts aufwache, in dem ich hier

den Tag abarbeite. Diese Reise ist eine lange Zeit in mir erwachsene Notwendigkeit, und ich will nicht eine Stunde von dem kürzen, was sie leisten soll, aber dann bin ich mit dergleichen für mein Leben für allemal fertig, ich gehe nie wieder von Dir. Diese Reise soll die letzte Konzession sein, die ich meiner äußern Stellung, meinem Berufe mache.

Mittwoch, den 5. Mai. Ich habe Deinen Brief, meine liebe Seele, und bin herzensfroh, so steht alles wie sonst und gut, heut über acht Tage bin ich bei Dir, ich arbeite auf das angestrengteste, um durchzukommen, und ich denke, ich zwinge es. Ich finde hier alles, was ich brauche, einige Persönlichkeiten, von denen ich Aufschlüsse zu erwarten habe, werden schon für mich gestimmt. Gestern früh kam der Schauspieler [Heinrich] Strampfer [vom Leopoldstädter Theater], an den mich der junge Darnaut [Sohn des abgegangenen Burgschauspielers] gewiesen, er wird mir eine wichtige Bekanntschaft mit einem alten Pensionär verschaffen. Heute früh habe ich zu Haus gearbeitet, war dann von 9—2 wieder auf der Bibliothek, sah heut drei dicke Bücher voll Arien und Szenarien der alten Stegreifburleske durch; tolles Zeug, ich bringe gute Sachen mit und orientiere mich in jener Zeit vollständig. Dann holte ich mir Deinen Brief und frischen, frohen Mut damit . . . Wie schön, daß ich nun schon auf der Hälfte meiner Abwesenheit angelangt bin. Ja, mein Herz, daß wir zusammengehören, ist ganz gewiß und durch und durch in unsern Seelen erwiesen; hat meine Entfernung Dich dessen wieder neu versichert, so bist Du auch wieder glücklicher, und ich segne alle Plackerei dieser Reise.. Gute Nacht, meine liebe Seele, gute Nacht und alle Herzensgrüße unsern Lieben. Dein Eduard.

Therese an Eduard. Dresden, 7. Mai 1847.

Es gibt doch nichts Göttlicheres als den Frühling. Wie wirst Du Dich freuen, Du lieber Naturfreund und Luftschnapper, wenn Du unser Gärtchen und die Nachbargärten mit all den Blütenbäumen siehst, mit jedem Jahre lerne ich den Frühling mehr schätzen und lieben, sollte es sein, weil wir immer älter werden? wie alte Leute an Kindern Freude haben und sich durch sie verjüngen? — doch glaube ich es nicht, ich fühle noch ungeheuer viel Frühling in meiner Brust, und wie die schönsten rot und weißen Blüten steht Deine Liebe mitten darin. Ich bin seit einigen Tagen wohler und frischer, Dein lieber Brief und täglich weite Spaziergänge haben mir so gut getan. Wir machen alle Visitenschulden ab, sind sogar bei Keudells in Friedrichstadt gewesen, da er mir einen allerliebsten Brief von Keudells aus Berlin mitgebracht hatte. Er hat Tieck schwach und leidend gefunden. Übrigens spricht man hier jetzt wieder allgemein von Deiner Berufung zum Direktor nach Berlin, [Karl Theodor von] Küstner soll ganz bestimmt seine Stellung niederlegen. — [Heinrich] Laube hat gestern „Gottsched und Gellert", schön gebunden, nebst einem kleinen Briefchen geschickt. Die Einleitung ist lang und breit, nach meinem Urteil ganz im Journalistenstil geschrieben, ohne Schwung, ohne Takt, ohne Geist, eigentlich nur um zu beweisen, daß sein Stück göttlich ist. Von Paris, wo er sich längere Zeit aufgehalten hat, schreibt er in seinem Briefchen — „o wie insipid, wie mechanisch! — vielleicht lesen Sie, was ich darüber in der Allgemeinen Zeitung unter — Paris 1847 — schreibe. Was wird aus unserer Kunst! —" Das Theater ist jetzt hier kolossal gräßlich, [Gustav] Räder ist gestärkt aus Hamburg zurückgekehrt und teilt nun in erneuter Stärke von seinem Beefsteak-Geist dem Publikum mit, und das schluckt alles geduldig hinunter. Heute wird vorn und hinten ge-

tanzt, und dazwischen die „Schule der Verliebten“ wieder mit einem Fremden. [Rudolf] Heese ist fort. — Ich bilde mir ein, heute Abend wieder einen Brief von Dir zu erhalten und darin Deine Adresse zu erfahren, die du im vorigen Brief vergessen hast.

Eduard an Therese. Wien, den 6. Mai 1847.

Früh ein französisches Buch von Maurice-[Descombes, Charles] über die mise en scène durchgearbeitet. Von 9 bis 2 Uhr auf der Bibliothek, da fand ich Szenarien zu den Stegreifpossen und mehrere Haupt- und Staatsaktionen, sehr merkwürdige Soufflierbücher der alten Elenson-Haack-Hofmannschen Gesellschaft, bei welcher die [Karoline] Neuber anfangs war. In einer Medea steht noch ihr Name vorn bei der Besetzung. Ein Stück von dem berüchtigten [G. R.] Haßkarl geschrieben, manche Bücher von andern namhaften Prinzipalen, die aus einer Hand in die andere gegangen sind, und die beweisen, was richtig ist, daß schon in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts fast alles memoriert wurde. Der Dialog ist durchweg ausgeführt, nur Hanswurst behält hie und da Freiheit. — Ich ging vor Tisch in brennender Sonnenhitze über die Bastei nach dem Wasserglacis. Alles ist herrlich grün. Wie schön ist das Glacis rings um die innere Stadt seit 24 Jahren geworden, zahllose Schattengänge durchschneiden es, verbinden die Stadt mit den Vorstädten und schaffen Grün, Frische, Natur mitten in den weiten Koloß dieses Häusermeeres. Ich aß mit Bauernfeld, suchte zweimal Holbein zu treffen und hatte mit einem pensionierten Schauspieler [Franz Karl] Weidemann ein lehrreiches Kolloquium. Ich bin nun lebendig orientiert. An Ort und Stelle lernt man verstehen, was vor hundert Jahren geschehen, es ist, als ob die Steine, die Luft zu einem sprächen. Dann dämmerte

ich umher, bewunderte das elende Denkmal des Kaisers Franz, von dem die Wiener sagen: „das ist scho recht, er hot ka bessres verdient.“

Dann sah ich im Burgtheater „Der unbekannte Beschützer“, ein lumpig französisches Stück, in dem ein junger Lord einem armen Mädchen all ihre mittelmäßigen Bilder zu hohem Preise abkaufen läßt, ihr alter Meister enthüllt den edlen Betrug, und die Leute heiraten sich. Ein recht lausiges Stück Arbeit, hin- und hergewürfelt, bald diese, bald jene Situation ohne organische Entwicklung, ohne Zusammenhang in Zeit und Zuständen. Die Franzosen spielen dergleichen mit großer Lebendigkeit und mit ihrer eigentümlichen Leidenschaftlichkeit, und so hängen diese Fetzen wie Kleider auf ihren Schultern, aber — ich bin enttäuscht über das Burgtheater. Bei der ersten Vorstellung hat mir die große Bescheidenheit des Spieles imponiert, nun sehe ich aber, es ist Gleichgültigkeit, Mattigkeit, Leblosigkeit des Totals dahinter. Eine Menge von Situationen bleiben ungewürdigt, es fehlt an Lebenswärme und Innigkeit, fehlt Leidenschaft, inneres, verdecktes Feuer. Die Szene, in der das junge Mädchen dem Lord Zeichenunterricht gibt, müßte durchglüht sein, es war nur graziöser Spaß von seiten der jungen [Luise] Neumann und hölzerne Eiseskälte von seiten des Herrn Lucas usw., usw. Die Neumann spricht zu rasch und besonders ohne alle Einschnitte und Pausen, also versäumt sie auch alle Übergänge von einer Empfindung zur andern zu fixieren, sie schlenkert alles auf allerliebste Weise fort. Sie könnte den Empfindungsausdruck viel wirksamer machen, die Affekte kommen doch zu pimplich heraus, das ist nicht Schuld des Naturells, es ist Mangel ihrer Kunst. Herr Lucas mit einem gedrückten Baßtone ist kalt, starr, unlieblich, aber er sieht stattlich aus und hat Haltung. Die hat auch Rettich, der recht natürlich spielt, auch [Adolf]

Herzfeld, der sich etwas jüdisch breit macht nnd der einzige ist, der sehr laut spricht, alle übrigen sind nur eben vernehmlich. Wilhelmi stört mich immer durch seine Liebhaberhaltung als alter, großer, starker Mann; diese vornübergebogene verbindliche Stellung, wie ein Supplikant beunruhigt, während die Erscheinung eines alten Mannes, der die Dinge in den Stücken zurechtbringt, etwas Gleichgewichtiges, Beruhigendes haben sollte. — Dann gab man „Flattersinn und Liebe", auch so ein infames französisches Stück, in dem mit der Ehe, mit der zarten Empfindung der Frauen, mit Neigungen und Leidenschaften das veruchteste, leichtfertigste Spiel getrieben wird. Mir ist bei diesen Stücken immer körperlich übel, ich möchte aus meiner Haut heraus. Da reden wir Deutschen nun immer von unserer Sittlichkeit und Zuverlässigkeit, von der größeren Moralität unserer Ehen, von der Achtung vor der menschlichen Natur und ziehen solche raffinierte Schmachstücke auf unsere Bühne. Und warum? Das Publikum hat gar keine Freude daran, seine Empfindungen so malträtieren zu lassen, höchstens die blasierte haute volée kitzelt sich damit und sieht ihr Spiegelbild in diesen Verhältnissen geschmeichelt. Und welch ein Gift für die Schauspielkunst. Von allen Zuständen nur den Schaum oben wegzuschöpfen, nirgends in die Tiefe des Affektes und des Gedankens zu gehen, das macht die Darsteller lüderlich und oberflächlich, die allerseichtesten Effekte beherrschen das Spiel, denn wir sind keine Franzosen, die das kleidet. Herr Fichtner, der flatterhafte Ehemann, ist sehr gewandt und natürlich, eine merkwürdige Ähnlichkeit mit [des Berliner Kollegen Gustav] Crüsemanns Spiel und Tournüren, aber er ist immer wohltuend, überschreitet nie die Linie, hat immer etwas Gemütliches und Drolliges, versäumt nicht eine Pointe. Was mir nicht gefällt, ist sein Organ, das ein wenig an

Freund [Sänger] erinnert und immer in die Höhe ausgleitet, auch bringt er es in seiner Erscheinung und seinem Benehmen nicht über den Banquier hinaus. Ein Kavalier ist er nicht, und einen wahrhaft noblen Humoristen würde man ihm gar nicht glauben. Seine Frau [Elise, geb. Koberwein] ist unbedeutend, ungefähr wie die [Wilhelmine] Unzelmann [=Werner] in Berlin, freilich mit eleganterer Tournüre. Herr Wagner sehr unbeholfen und dickköpfig und ohne inneres Feuer, die Haizinger spielte eine alte Dame, Fichtners Mutter. Wie seltsam war mir's, diese Frau mit grauem Haar zu sehen. Aber das Talent hält Stich, sie war sehr gut, sehr gut, vornehm, fein, nur ein paar Abgangstonfälle mit jener geruckten, nachdrücklichen Gemütlichkeit hätte ich fortgewünscht. Das Schlimmste war, daß die Fichtner der Rolle nicht gewachsen war, und daß der Regieeinfluß hier offenbar auch fehlt, der selbst bei untergeordneten Kräften doch die Wirkungen der Momente sicher stellt. Wie matt oder gar nicht wirkte der Moment, wo die Geliebte des Mannes ihr den Liebesbrief desselben zeigt! Dergleichen sollte bei keiner Winkelbühne vorkommen, bei der schlechtesten französischen Truppe begegnet das nicht. Und diese Geschmacklosigkeit der Dekoration! Ich kann gar nicht drüber hin, meine Augen stolpern über diese neugrünen Bäume, die wie Schwämme aussehen, und diese Steifheit und Anmutlosigkeit! Es ist unglaublich. — Im allgemeinen ist die äußere Haltung der Darsteller im Lustspiel besser als alles andere, was sie machen, die Vorstellungen sehen im ganzen elegant aus. Man spricht zu rasch, zu gleichgültig, es mangelt unendlich an beredten Pausen und mangelt an Würdigung der Haupt- und Wendungsmomente. Es ist kein Geist und Verständnis im Total, sie spielen nicht so gut, als sie könnten, das drückt alles aus. Man sieht, die Regie ist null, wie überall. Wann

wird man das begreifen lernen, daß es darauf ankommt? — Auf dem Glacis ging ich an einigen Herren und Damen vorüber, die sich gar nicht amüsiert hatten, da sei es doch noch besser neulich im „Joh. von Finnland“ gewesen, oder wenn sie doch „Treue Liebe“ gegeben hätten, das sei einmal ein schönes Stück! — Das dachten die Damen nicht, daß sie das dem Autor zu hören gaben.

Den 7ten, Deinhardstein endlich getroffen, wir haben uns gegenseitig dreimal verfehlt. Er spricht von nichts als von sich, von seiner Literaturzeitung, und daß er mein Buch anzeigen wolle usw. Über Gutzkow fragte er mich aus, das geschieht mir überall, und wie ich mich auch klemme, ich sage doch mehr, als ich möchte. Dann verfuhr ich wieder einen Gulden, um mir noch ein Billet zur letzten Vorstellung des Leopoldstädter Theaters zu schaffen. Diese Hunde von Fiakers, überhaupt wie wird der Fremde hier geprellt, das doppelte Geld gibt so schöne Gelegenheit dazu. Ich erzähle Dir das. 10 bis 2 Bibliothekarbeit. Dann habe ich noch in einer Eisbude das französische Buch zu Ende gebracht, mit Bauernfeld gegessen, Löwe besucht, der mich mit Gewalt Sonntag mittag noch wohin schleppen will, auf dem Theaterbureau die Repertoirbücher durchgearbeitet und dann hinaus zum Leopoldstädter Theater. Das wird nun abgerissen, da geht die ganze Kasperlzeit zugrunde, ein großes Haus wird hinkommen, moderne Eleganz und Komfort, aber wie sollen diese Stücke mit ihrem plebeischen Gepräge sich dann darin halten? Es ist aus. Niemand hat eigentlich den wahren Sinn für die dramatische Kunst, solche Direktoren, wie Carl, gar nicht. Den habe ich nun auch kennen gelernt. Ich erwartete einen genialen, geistvollen Kerl, fand einen bloß geschickten Komödianten, der dem Publikum die Schliche abgemerkt hat, und worüber es gern lacht, der aber der Natur nichts abgelauscht. Es ist eine gemeine Seele, das wittert man auf

100 Schritte, seine Abschiedrede an das Publikum gestern war ohne eine Spur von Gedanken, so recht philisterhaft, süßlich, insinuant und taschenspielermäßig. Aber ich hatte das Glück gestern, noch eine Parade von einzelnen Szenen aus den beliebtesten Possen zu sehen und so die Komiker in verschiedenen Rollen. Scholz ist ein Hauptkerl, der allein ist Geld und Mühe wert, die ich an die Reise gesetzt. Ich bringe den Zettel mit und fasse mich hier kurz, denn das Feuer brennt mir auf den Nägeln. Mad. Brüning, auf die Carl ein deutsches Vaudeville stellen will, ist eine grundordinäre Person, ihr ganzes Gehaben gemein wie ihre Nase, aber sie singt gewandt und humoristisch, auch mit einer hellen Stimme. Nestroy ist in Karikaturen nicht übel, der Schustergesell beste Maske, sein berühmter Invalide in „12 Mädchen in Uniform" als Darsteller nicht über [den Berliner Kollegen Albert Leopold] Gern hinaus, aber er ist witzig. Aber Scholz als fideler Schneider mit den tanzlustigen Strampelbeinen, als preziöser, eleganter Fabrikant in „Unverhofft", seine Parodie der Opernsänger, sein Schlosser im „Gewissen" mit der unnachahmlichen Erzählung seiner verunglückten Liebesgeschichte und seiner Karriere als marchand de modes, seine Wut in Beglückwünschung seines Nebenbuhlers, alles von allererstem Range. Wäre er nur nicht zuletzt mit dem ganzen Personale schwarz gekleidet, wie der ärgste Philister blöde und ungeschickt mit herausgekommen.

Den 8ten. Nun beschäftige ich mich mit der Abreise und habe den guten Gedanken gefaßt, die Donau aufwärts bis Regensburg zu fahren und dann die Eisenbahn über Leipzig zu gewinnen. Die Reise wird kaum länger währen als die über Prag, die ich der Anstrengung wegen doch auch kaum hintereinander machen möchte, und so erhole ich mich doch auf dem Wasser von dieser Heidenarbeit, die

ich hier vollführe, und die eigentlich ärger als die Pariser ist, weil das Durchstöbern der Bücher und dies übereilte Exzerpieren die Nerven enorm aufregt. So ruhe ich mich dann doch die nächsten Reisetage, anstatt mich durch Fahren wieder aufzuregen. Und dann sehe ich doch die berühmten Donauufer, die mir nun so zur Hand liegen, ich will's nicht versäumen . . .

Ade, ade, möge ich Euch alle frisch und wohl finden!

Dein Eduard.

1849

Wenn heute unser Schauspielerstand in seinem Schrei nach einem Reichsgesetz für seine Kunst nach staatlicher Aufsicht und Sicherheit seiner sozialen Stellung verlangt, so waren die gleichen Ideen schon vor 60 Jahren auf Veranlassung des preußischen Kultusministers von Ladenberg durch Eduard in seiner Reformschrift „Das Nationaltheater des neuen Deutschlands“ [Leipzig J. J. Weber 1849] behandelt worden, schließlich aber durch den Sturz dieses weitblickenden Staatsmannes nicht zur staatlichen Durchführung gekommen. Als Eduard im März 1849 nach Berlin reiste, wurde er zur eingehenden Besprechung des Gegenstands mit dem Minister befohlen. Ihr Inhalt ist in die Geschichte der deutschen Schauspielkunst V 317 ff. aufgenommen, den Eindruck der Persönlichkeit Ladenbergs schildert ein Brief an Therese vom 10. März.

Eduard an Therese. Berlin, Sonnabend früh.

Nachdem ich eine Stunde im Vorzimmer gewartet, eine Debatte zwischen einem rechten und einem linken Deputierten über die oktroyierte Verfassung zugehört, die mir keinen hohen Begriff von den Fähigkeiten der Herren beibrachte, sprach ich Ladenberg. Er schlug ganz den alten Ton der Vertraulichkeit an, fragte nach Euch, wie es uns

in Dresden ergehe, über die politischen Zustände äußerte er sich unumwunden und lenkte dann in die Zurücksetzung ein, welche die Kunstangelegenheiten in dieser Zeit erführen. Ich dachte schon, er wollte die Sache fallen lassen, aber es sollte nur eine Entschuldigung sein, daß die Sache nicht schon in frischen Angriff genommen sei. Wir sprachen nun gegen eine Stunde lang über die Sache, ich kann Dir hier nicht das Genauere mitteilen, aber dieser Minister entzückte und begeisterte mich durch den Ernst, die Klarheit, die Vernunft und den edlen Willen, den er dartat, daß ich selbst auf den Ausgangspunkt, den er in seiner wohlgeordneten Unternehmung im Auge hat, und der mich betrifft, einzugehen gezwungen war. Erschrick nicht, mein Herz, ich habe nichts zugesagt, als was wir nicht schon als unausweichbare Pflicht erkannt haben, und Ladenberg äußerte sich auf die würdigste Weise, daß er nie das Opfer von mir fordern würde, das er vollständig in einer Direktionsübernahme erkenne, wenn es nicht mit meiner eigenen Überzeugung geschehe, daß ich auf dem Platze allen Forderungen an mich selbst und an die Sache genügen könne. Er hat meine Schrift verstanden; und meine Ansichten sind die seinigen, wie ich fast noch keine andern gefunden habe. Bleibt er im Amte, so macht er etwas Rechtes und, den Rücken an solch eine Stütze gelehnt, kann dann die Bühnenleitung wahrhaft reformatorisch auftreten. Bleibt er nicht, so hat er mir bewiesen, daß die Theaterreform dennoch unausweichbar ist. Ich habe ganz richtig in die Zeit und die Verhältnisse gesehen. Von dem Kunstkongreß in diesem Sommer war auch die Rede, die Sache wird vorwärts gehen. Ich teilte Werder meine begeisterten Eindrücke von dieser Audienz mit. Dann bei ihm ein Rendezvous mit Dr. [Jul. Leop.] Klein, den ich schon vormittags besucht hatte. Er war ein entschiedener Gegner meiner Reform-



Eduard Devrient In der Dresdener Zeit

vorschläge und ist nun ganz bekehrt. Selbst Männer, die mit dem Theater so viel zu schaffen haben wie er kennen den gegenwärtigen Zustand nicht und begreifen einen reformierten nicht. Werder verteidigte meine Sache tapfer und geschickt, und wir schlugen Klein aus jeder seiner Positionen hinaus. [„Wann und wo — so schließt Eduard in seiner „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" jene Epoche ab — wird aber wieder ein Staatsmann von solchem sittlichen Enthusiasmus für den Einfluß der Künste auf die Menschheit an so entscheidender Stelle stehen und Ladenbergs Pläne wieder aufnehmen?!"]

1852

Eduard hatte für Therese und die Kinder, besonders für Marie, die nun auch leidend war, in der nahen Lößnitz ein idyllisch ländliches Sommerhäuschen gefunden, während er selbst zugleich mit der siechen Lore in der Stadt blieb. — Da traf Eduard die Berufung zum Leiter des neu einzurichtenden Hoftheaters in Karlsruhe.

Eduard an Therese. Dresden, den 2. Juni 1852.

Das Wetter hielt mich zu Hause, und ich ging an R. Wagners Buch *). Heut bin ich so ziemlich wieder brauchbar, aber das Wetter! Wagners Buch wird mir sauer. So viel Bedeutendes, Geniales, neben so vielem Willkürlichen, bloß geistreich Zurechtgelegten, um in seiner Beweisführung nicht gestört zu werden. Er ist doch auf dem Kunstgebiete, was er auf dem politischen war. Einer, der nur Welten bauen will, wozu die alte aber nicht zu verwenden ist, und gleichwohl gibt es kein anderes Baumaterial. Auch ist er zu sehr seinen phantastischen Abstraktionen ergeben, um wirklichen historischen Geist zu haben, und das ist schlimm bei Entwicklungen, die auf der Geschichte ruhen müssen. Doch was kritisiere ich Dir über ein Buch, das Du nicht kennst

*) „Oper und Drama". „Ein genialer Kerl", hatte Eduard nach dem ersten Lesen lakonisch ins Tagebuch geschrieben.

und schwerlich wirst kennen lernen. Ich bin nur gerade zu lebhaft damit beschäftigt, um davon gegen Dich zu schweigen. Auch kann ich Dir sonst gar nichts Interessantes von uns erzählen ... Von Lenoren ist nichts als das Alte, nie Endende zu sagen. Sie leidet und leidet. Glaubt, es sei mit jedem Tage schlimmer und täuscht sich mit jedem Tage in ihrem Jammer und ihrem Hoffen. Ist überaus schwach, nervös, klagend, daß sie nicht mehr lebhaft genug an allem teilnehmen könne, und wenn man zwei Minuten mit ihr gesprochen hat, doch wieder lebhaft, energisch im Geist und mit den alten leuchtenden Augen. Nun leb wohl, mein Herz! Habe Du guten Mut, Marie, und um mit Shakespeare zu schließen, „laß mich Deine Katzensprünge sehen. Hopsa, Hopsa!"

Dein Eduard Devrient.

[23. Juni 1852]. Nun kann ich auch von etwas anderm reden [als von dem häuslichen Leide], ich habe das Bild von der Königin Antoinette gesehen. Es ist ihre Führung zum Tode nach dem Spruche des Tribunals. Paul de la Roche scheint sich die gefallene Größe mit besonderer Vorliebe zum Vorwurfe zu wählen, dies hier ist ein schönes Gegenstück zu seinem gestürzten Napoleon. Die Königin schreitet aus dem von Lampen trüb erhellten Tribunalsaale — wo man ihre Richter in der Tiefe, seitwärts auf der Tribüne Köpfe des Volks, in verschiedenem Ausdruck, sieht — in das Morgenlicht hinaus, sie allein vom Tag beleuchtet, die Nationalgarden, die sie eskortieren, im Halbdunkel der streitenden Beleuchtung. Der Offizier voll Königshaß, der eine Gardist tief bedrückt. Sie ist der alleinige Gegenstand des Bildes eigentlich, die wenigen Personen dienen nur, sie hervorzuheben. Aber diese Tiefe des Ausdrucks, diese Individualisierung des historischen Momentes, gerade dieser Person zu diesem Momente ist auch übergenug für ein

Bild. Solch einen vielseitigen, inhaltschweren, nach der vollen Eigentümlichkeit der Person ausgeprägten Ausdruck zu fixieren, das ist der Triumph der Malerei und nach meiner Meinung ihr höchster Zweck. Das ganze tiefe Leid, dazu der Stolz der Königin, der Hohn gegen ihre Verfolger, die bemitleidende Verachtung des schimpfenden, faustballenden Volkes und das mühsam sich Aufrechterhalten, als wollte sie sagen: ihr sollt kein Wanken meines Fußes bemerken, ich bin trotz euch Königin bis unters Henkerbeil. Wunderschön! Meisterhaft! Du mußt es sehen. Die Jungen schicke ich sogleich hin ...

[3. Juli 1852]. ... Der Wiener Gast, [Bogumil] Davison, hat mich heut besucht, ein polnischer Jude, aber wie es scheint, ein Mann von Geist ...

[6. Juli 1852]. Heut vormittag bin ich in meine Käthchen-Bearbeitung [Kleists „K. v. Heilbronn"] geraten, habe darüber das Schreiben an Dich aufgeschoben, und nun drängt die Botenfrau. Von „Hamlet" muß ich Dir erzählen. Er ist ein sehr merkwürdiges Talent, dieser Davison, aber verderblich, wie alle vorragenden Talente unserer Tage in der Dramatik ...

Morgen komme ich zu Dir, aber ich komme in Gesellschaft. [Heinrich] Marschner [der Komponist von Eduards „Hans Heiling"] ist mit Frau und Kind auf 14 Tage in Dresden, und seinem und der Frau Verlangen, Dich zu sehen, muß doch Genüge geschehen, da ich sonst gar nichts für sie tun kann. Also morgen, Freitag nachmittag 4 Uhr, rücken wir ein und finden Euch, so Gott will, munter und gut. Laß den Empfang aber ländlich sein ... Morgen früh soll „Richard III" [zu Davisons Gastspiel] probiert werden, dann komme ich zu Dir, muß aber mit den Freunden wieder zurück, da Sonnabend früh wieder Richard-Probe ist, abends soll die Vorstellung sein und Sonntag „Der Vetter

auf dem Lande". Du siehst, Komödie genug und um so weniger lustig, als sie uns so dauernd auseinander hält. Um so besser wollen wir die Tage genießen, die uns zusammenbringen. Nun ade. Dein Eduard Devrient.

Therese an Eduard. [Lösnitz, 21. Juli.]

Ich kuriere mich auf meine eigene Hand und, wie mir scheint, vortrefflich, durch eine halbe Tasse Kaffee, als das sicherste Rettungsmittel meiner ganz zugrunde gegangenen Kräfte; dagegen protestierten Marie und Otto, aber mein Instinkt und Appetit waren stärker als die Stimmen der Natur, ich hörte nicht darauf, ließ die Kinder schreien und mir eine knappe halbe Tasse Kaffee machen. Mein Sieg war glänzend, die Opposition gänzlich geschlagen; ich war wie neu geboren darnach — und fange nun wieder sachte mit Mandelmilch und Zwiebackessen zu leben an. — Dir gönne ich den heutigen schönen Tag, den Du Dir durch [Otto] Ludwigs schönes Stück [Die Umarbeitung der „Makkabäer"] verschaffst. Lore ist ja ganz begeistert davon. Könnte ich es doch lesen. Wäre das nicht interessant für Dich, die Aufführung [verwirklicht] zu sehen? . . . Versuche es, ein wenig heiterer zu sein, mir steht immerfort Dein sorgenvolles Gesicht so vor, das Stück wird Dich freuen, und Dein Verdienst um Ludwig ist auch kein Geringes. Er hat Georg ein wundervolles Blatt für sein Album geschrieben, mit feiner Beziehung auf ein paar Gespräche, die er mit dem Jungen gehabt. Deine Therese.

Eduard an Therese. Dresden, 16. Juli 1852.

. . . Nun genieße nur die Ruhe und die Morgenluft und etwas von der Abendkühle. Wir müssen uns tropisch einrichten. Mich schreckte gestern die Hitze ab, um neun Uhr zu Schiff zu gehen, ich hätte gerade die Tagesmitte

draußen zubringen müssen*). Abends wollte ich hinaus, um meiner Ausschußpflicht nachzukommen, aber eine Rücksprache hielt mich auch davon ab, wir werden nun Sonnabend in der Früh noch einmal hinausgehen. Dafür fuhr ich mit den Jungen gestern abend wieder zu Gondel zu Felsner, außerdem habe ich die letzten Bogen korrigiert, meine Käthchenarbeit ganz ordentlich gefunden und ein neues Stück eines Dramatikers: [Alfred] Meißner [„Reginald Armstrong oder die Welt des Geldes", bürgerl. Tr.] gelesen, das schon in Wien und Berlin, glücklicherweise nicht mit Glück, gegeben ist. Welch eine Schwelgerei in der Nichtswürdigkeit treiben diese neuen Dichter! Ich habe das Stück vor Widerwillen mehrmals weglegen müssen. Was schreibe ich nun dem Autor, der mir's „in hoher Verehrung" zugesandt hat?

Nun ade! Morgen früh also nach Laubegast, vielleicht abends nach der Lösnitz.

Freitag früh, 23. Juli 1852.

... Ich habe noch nicht an Ludwigs Stück kommen können, weil ich meine Käthchenbearbeitung erst los sein mußte, was gestern gelang, obschon das Neuberdenkmal viel Zeit kostet. Gestern abend waren wir auf dem Friedhofe zu Leuben. Unsere Bemühungen rührten mich, als wir vor der wüsten Stelle an der niedern Mauer standen und unsre Beschlüsse faßten, wie der armen, abgehetzten und verkommenen Frau nun die längst schuldige Ehre angetan werden solle. Wenn man der armen Frau in ihren letzten Stunden noch hätte sagen können: beruhige Dich, die Zeit wird Dir gerecht werden, während jetzt keiner deiner Kunstgenossen sich um dich kümmert, werden nach

---

*) In Laubegast zu den Vorbereitungen für die Vorrichtung eines Denkmals der Neuberin und Instandsetzen ihres Grabes.

92 Jahren drei angesehene, hochbezahlte Schauspieler eines der ersten Hoftheater tagtäglich konferieren, sich mit einfältigen Arbeitern disputieren, zu Schiff und zu Dampfwagen nach den Stätten Deines Strebens wandern, durch Sonnenbrand, Regen, Wind, um deinen Namen zu verherrlichen; wenn man ihr das hätte sagen können, sie hätte sich wohl befriedigter niedergelegt. Die Zeit wird allen gerecht, man muß es nur glauben und abwarten können. . . .

Um 1 Uhr. Drei Akte von Ludwigs Stück habe ich gelesen. Prachtvoll! aber der dritte hat noch die alten Mängel, wollen weiter sehen. — Die Botenfrau erwarte ich mit Ungeduld. — Soeben ist Dein Brief gekommen, gute Nachricht. . . . Wann ich hinauskommen werde, weiß ich noch nicht. Ludwigs Stück muß ich abfertigen, vermutlich mit ihm besprechen, es ist dazu die höchste Zeit. Die Denkmals-Angelegenheit muß zum Schluß kommen, die durch Voreiligkeiten bedenklich verfitzt ist, endlich stehen die Dienstangelegenheiten nebelhaft. Gott mit Euch!

Eduard Devrient.

Therese an Eduard. [Lösnitz] Sonnabend früh.

Wenn Dir mein Schreiben auch nicht gefällt; daß ich schreibe, gefällt Dir, und das ist die Hauptsache. Jedenfalls mußt Du zum Sonntag ein Zeichen von mir haben, etwas, das mit Händen zu greifen ist, und wäre es auch nur, damit Du Dich über das schlechte Couvert oder die schiefe Adresse moquieren kannst. Der gestrige Tag war wenigstens 100 Ellen lang, dabei aber nicht einen Augenblick langweilig, das ist das wunderbare Rätsel des Landlebens. Der Morgen war wundervoll, ich war schon um 5 Uhr aufgestanden, trank ein Glas ziemlich laues Wasser und ging dann zur Quelle, mir ein frischeres selbst zu holen. Wenn ich so ganz allein

gehe, bin ich eigentlich in einem höchst angenehmen Zustand von — Bewußtlosigkeit — möcht ich es nennen. Noch niemals habe ich eine solche Stille empfunden, kein Mensch war zu sehen, noch zu hören, nur die Vögel unten im Grunde und ein ununterbrochenes Summen und Schwirren in der Luft. Als ich die Stufen hinuntertrat und mein Glas hinhielt, klang es reizend, wie das Wasser so hineinlief, ganz von selbst, so heiter, als freue es sich, daß es nach dem langen Weg durch die dunkle Erde, wieder ans Tageslicht komme, ich blieb eine Weile dabei stehen, dann ging ich hinauf nach dem Steinbruch und pflückte unterwegs Blumen für unsre Schale auf den Tisch zu stellen, so emsig, als hätte ich auf Erden nichts Anderes mehr zu tun, ich stand mechanisch an der Stelle, die Dir am meisten gefällt, ich blickte hinüber nach dem Felsen, sah aber eigentlich nichts, dann wendete ich mich zur Stadt um, starrte hin und sah ebensowenig, ich ging langsam zurück, stand vor unserer Tür und erschrak, denn ich dachte, ich hätte Marie viele Stunden allein gelassen, da fand ich Auguste noch beim Reinigen der Stube und Marie noch gar nicht wach.

Leb wohl, Du Lieber, und komme Montag recht frisch zu Deiner Therese.

Eduard an Therese. [Dresden], 25. Juli 1852.

Während wir sehr ungewiß sind, wie es Euch ergehen mag, und ich das Sommerwohnen im Herzen gründlich verwünsche, geht es uns still hin. Ich sende Dir einen guten Brief von Felix, der nach freier Luft und frischer Arbeit duftet. Ein anderer Brief, den ich heut erhielt, wird Dir auch Vergnügen machen, es ist eine Anfrage, ob ich Direktor des Karlsruher Hoftheaters werden wolle, das mit dem neuen Schauspielhause auch innerlich neu organisiert werden solle. Der Badensche Gesandte in Ber-

lin, der bei den Ministerkonferenzen hier war und dadurch von mir weiß, macht diese Anfrage im Namen seines Hofes. Die Sache wird keine Folge haben, aber ich werde morgen die brieflichen Schritte tun, um wenigstens Genaueres zu erfahren. — Auf morgen habe ich mir Ludwig bestellt, um die „Makkabäer" zu besprechen, wann ich zu Dir komme, weiß ich noch nicht. Die Jungen wollen fort, ich muß schließen. Gott behüte Euch, Tante grüßt.

Eduard Devrient.

Therese an Eduard. [Lösnitz] 25. Juli 1852.

... Nun aber welche Freude haben mir die beiden Briefe gemacht. Felixens ist prächtig und der Karlsruher! — Das freut mich, Georg und Marie sind außer sich darüber, Georg wollte gleich zur Stadt, er kenne Dich schon, Du würdest wieder zu allem nein sagen, er war höchst possierlich. Aber nun im Ernste. Wenn der Gesandte im Namen seines Hofes den Antrag macht, so hat die Sache gleich ein ernstes Ansehen, und wenn sie ein neues Haus bauen, mit neuen Einrichtungen anfangen wollen, so kann da schon etwas zu machen sein; Gott, wie mich das erschüttert, Du glaubst es nicht, wie ich mir den Kopf zerbreche, etwas für Dich zu finden, eine Reise, eine Zerstreuung, Anregung, und nun kommt das. Die Kinder lassen mich nicht schreiben, besonders Georg ist Feuer und Flamme, — schade, daß ich deine Antwort nicht sehen kann. Deine Therese.

Eduard an Therese. [Dresden] 26. 7. 52.

Möge das Blatt Euch wohlauf finden, wie die Jungen mir beruhigend beschrieben. Auf Euren Alarm über Karlsruhe war ich gefaßt, beruhigt Euch doppelt! erstens über meine Briefe, die ganz auf die Sache eingegangen sind, wie

es sich gehört, dann über die Herrlichkeit, die Ihr dort träumt. Wir wollen davon reden. Ich kenne die Verhältnisse, Ihr nicht ...

[Drei Wochen später reiste Eduard nach Karlsruhe, sich über die Zustände dort näher zu unterrichten.]

Therese an Eduard. Lösnitz, den 15. August 1852.

Wie doch das Gefühl sich nicht täuschen läßt, ich will mich oft überreden, als seist Du mir noch nah, in Dresden, aber es geht nicht, ich empfinde die Trennung von Dir entschieden anders als die ganze Zeit, wo ich Dich doch auch viele Tage nicht gesehen habe. Du bist nun schon in meiner Lieblingsstadt, dem alten, interessanten Frankfurt, und hast schon manche neuen Eindrücke bekommen, alte aufgefrischt, ich hoffe, die Reise tut Dir in jeder Hinsicht gut. Betrachte Dich als einen freien Menschen, ich bitte Dich darum, laß Dich durch keine Rücksicht auf den langen Schweif von Siechen und Schwachen, die Dir angehören, leiten, der jetzige Schritt ist ein entscheidender für Dein Leben, noch einmal kannst Du einen solchen nicht tun, wer weiß, wie vieles sich von dem, was Dir in Deiner Kunst als das Wichtigste erscheint, verwirklichen läßt, stets sind es die kleineren Fürsten gewesen, die mit gutem Beispiel vorangegangen sind, vielleicht setzt dieser junge Fürst etwas darein, der erste in Deutschland zu sein, der eine Theaterschule gründet, was doch auch seiner Stadt zu gute kommt, — — kurz — denke nicht an uns jetzt, Du wirst sonst durch so viel blasse Gesichter beirrt, daß Du keine freie Entscheidung behältst. — Die Jungen haben gestern ihre Ferien angetreten, kamen mit fröhlichen Gesichtern, Büchern, Wäsche und Otto mit einem Kasten voll Polichinell-Puppen an. Das Wetter war leider schlecht, kalt und naß. Ändert es sich

nicht wieder ganz und gar, so können wir wirklich nicht lange mehr hier bleiben. Na, wir wollen sehen. Ich denke jetzt nicht weiter als von einem Tag zum andern, das strengt am wenigsten an und nützt so viel als das Weiterhinaus-Sorgen.

Wie rührend war mir am Morgen Deiner Abreise, Dein weißes Tuch, das kleine Fleckchen, das mir die Stelle zeigte, wo Du warst; hast Du denn meins gesehen? ich hoffe es, die Sonne schien so blendend darauf. Wie Du dahin braustest, kannst Du Dir denken, wie viel Wünsche ich Dir nachsendete? —

Montag früh.

Ich will den Brief schließen, den gestrigen Sonntag haben wir im Zimmer verbracht, Georg hat deklamiert, daß die kleine Stube gezittert und sich gewundert hat. Abends führte er mit Otto eine Szene mit den Polichinellpuppen auf, in wunderlichem Dialekt, höchst komisch! . . . Wenn Du zum Lesen aufgefordert wirst, wähle doch ja den „Faust"! — ich glaube, er eignet sich am besten. Und nun leb wohl, Du Lieber! Ich weiß nichts mehr zu sagen, als daß ich Dich in Gedanken stets begleite, und mit Rührung — das will freilich jetzt bei mir nicht viel sagen, ich bin immer gerührt — und mit innigster Liebe Dein gedenke.

Deine Therese.

Eduard an Therese. Den 14. August 1852.

Aus Frankfurt a. M. schreibe ich Dir also zuerst, liebes Herz, und aus dem ‚Pariser Hof', wohin ich verlangte, weil ich mit Dir hier gewohnt hatte, im Jahre 1840; und siehe da: das Glück war mir günstig, daß ich dasselbe Zimmer bekommen habe, in dem wir damals wohnten und uns von Döring die Köpfe warm toben ließen . . .

Freitag, 13 ten, bei schönem Wetter fort, draußen angesichts der Lößnitz ließ ich mein Schnupftuch flattern, ob Ihr's

gesehen habt, weiß ich nicht ... Ich ließ nun Dresden und alle Dresdner Sorgen hinter mir und nahm Euch nur als wißbegierige Reisende mit mir. In Leipzig traf ich Dr. Julian Schmidt. Er wußte aber von Karlsruhe gar nichts, wußte mir auch keinen Menschen zu nennen, der etwas von dieser unbekannten Insel zu sagen wußte. Er sah den Antrag bedenklich an, Baden sei demoralisiert und roh infolge der Revolution, die Finanzen unsicher wie die ganze Existenz, der Hof ohne Publikum usw. usw. Kurz, hier wurde allen meinen Ausstellungen vollkommene Bestätigung gegeben, und ich fing schon an mich wahnsinnig zu schelten, daß ich Euch im Stich lassen und das Geld verreisen wollte. Hätte ich umkehren sollen? ... Um 1 Uhr in Halle spazierte ich eine Stunde in die Stadt, die auf dem Markt mit Kirchen und Rathaus sehr hübsch mittelalterlich aussieht, bei den Salzsiedereien schäbig und rumplig, ebenso bei den demolierten alten Mauern und in der Vorstadt, wo nun erst eine neue Stadt von wenig erfreulicher, preußischer Physiognomie entstehen soll ... Weißenfels, Naumburg und Kösen nahmen sich gut aus. Wie rührend lag Weimar, das kleine, eingebuschte Städtchen, da, die Stadt von größtem Namen in ganz Deutschland. Bis hierher war ein Herr mitgefahren, von dem ich mir zuletzt einbildete, er wäre der Bock der Schröder-Devrient [seit 1850 ihr dritter Gatte]. Übrigens schone ich auf dieser Reise meine Stimme außerordentlich, meine Mitreisenden halten mich gewiß für einen Taubstummen oder einen Engländer.

Sonnabend, 14. früh auf, um 4 Uhr in Frankfurt, das ist eine muntre, behagliche Stadt, mit einer sehr schlechten Statue von Goethe aus Schwanthalers Fabrik; rangiert zu Jean Pauls und Mozarts. Ich traf glücklicherweise einen alten Kegelbruder, Komiker und Baßbuffo [Friedrich] Hassel zu Haus. Er ist ganz grau geworden. Zufällig führte er

das Gespräch auf Karlsruhe, wo er mehrmals gastiert hat, der Hof liebt seine Lokalpossen vom „Herrn Hampelmann", und da ließ ich mir erzählen und fragte ihn endlich rund heraus um seine Meinung. Er bestätigt die Dürre des Karlsruher Lebens, Mangel an geistigem Verkehr, Mangel an Natur, denn Karlsruhe liege auf der kahlsten Stelle von ganz Baden, dagegen Vorzug an materiellem Leben, gutes Essen (hörst Du, Richard?) gute Weine (etwas für Marie), und das Theater werde mir eine genügende und ehrenvolle Beschäftigung geben. Die alte Großherzogin habe viel Sinn für die Kunst — d. h. für seine Hampelmaniaden. Die Stadt habe ein lebhaftes Theaterbedürfnis. Umkehren werde ich also nicht, sondern die Sache erleben ...

Mannheim, morgens den 26ten.

Sonntag früh 8 Uhr von Frankfurt fort mit Belgiern, Franzosen, Holländern in einem Coupé. Das wimmelt hier von Fremden, man hört wenig deutsch reden. Graf Redern traf ich auf dem Bahnhofe, er rief mich an, suchte auch auf den Stationen eine Unterhaltung, vielleicht sehe ich ihn in Baden noch, wohin er geht. Die Franzosen im Coupé waren Napoleonisten und stritten sich, daß der Wagen schmetterte, mit einem jungen vorlauten Belgier. In Heidelberg regnete es, sehr schade! Ich fuhr in einer Droschke nach [Georg Gottfr.] Gervinus umher, der wunderschön auf dem rechten Neckarufer, dem Schlosse gegenüber, wohnt. Eine Viertelstunde bei der Frau, die mehr den Professor spielt als er, was nicht wenig ist. Mit ihm war ich eine Stunde. Ein tüchtiger Kerl, aber vom Theater und der Schauspielkunst hat auch er die unsichersten, in der Luft schwebenden Vorstellungen. Auch er will die Kunst durch eine reisende Mustergesellschaft heben. Im ganzen verständigten wir uns sehr gut, vielleicht besuche ich ihn wieder auf der Rückreise. Aber wie schön ist Heidelberg, auch im Regen! Und wie freundlich

und elegant seine Erweiterungen nach dem Bahnhofe zu. Dort und im nahen Gasthause bis $^1/_2 4$ umhergetrieben, dann nach Mannheim. Oberregisseur Düringer aufgesucht, bei dem ich Dr. [Gustav] Kühne von Leipzig traf, er ist sein Universitätsfreund. Wir gingen zusammen ins Theater. Dasselbe, wo Iffland und seine Freunde berühmt geworden sind, Schiller seine ersten dichterischen Freiheitsjahre genützt hat, wo „Fiesko" und „Kabale und Liebe" zuerst gegeben wurden, vorher auch die „Räuber". Bühne und Zuschauerraum ein hölzerner Rumpelkasten in ein altes Zeughaus hineingeklemmt. — Nun muß ich fort nach Karlsruhe, ade! von dort mehr. Gott gebe, daß Ihr erträglich lebt, das Wetter ist schlimm. Allen meinen Lieben meines Herzens Grüße und Dir mein Herz selbst! Ich bin sehr orientiert über Karlsruhe und gehe an die Verhandlungen wie an eine Schachpartie. Ade!

Dein Eduard Devrient.

Karlsruhe, 16. August, abends.

Weiter in meiner heute früh abgebrochenen Relation. Wir waren also im Mannheimer Theater, wo der „Verschwender" [von Raimund] aufgeführt wurde. Ausgezeichnet schlecht von ausgezeichnet untergeordneten Komödianten. Düringer ist ein verständiger Mann und ein guter, braver Kerl, aber er hat verzweifelt wenig Talent oder läßt alles gehen, wie es mag. Seine Stellung zu den städtischen und Regierungsdirektoren, so einem Komitee, das noch schlimmer wirtschaftet als alle Intendanten zusammen und alle zwei Jahre durch Ersatz eines austretenden Mitglieds wieder ein neues wird und dann alles versteht und entscheidet und den künstlerischen Direktor wie irgend einen andern Hausbeamten behandelt, diese Stellung bringt freilich auch die Autorität und die Lust an der Sache um. Auch herrscht hier eins

der sonderbarsten Verhältnisse, daß nämlich der Maschinist, zugleich Dekorationsmaler, die berühmteste Person am Theater und der Liebling des Publikums ist, daß daher alle Vorstellungen für ihn eingerichtet werden, er vor allem mit Verwandlungen und Theatercoups und Dekorationen — die obenein alle kleinlich erfunden und schlecht gemalt sind — hervorstechen muß, und daß er allein applaudiert und hervorgerufen wird. Da ist nun einmal die Karikatur der Dekorationsgeltung komplett. Toll! toll! Die Einzelheiten dieses fratzenhaften Zustandes sind sehr lächerlich, im ganzen aber beweisen sie nur, wie schlecht hier Komödie gespielt wird. Ich war auch auf dem Theater, kroch die Hühnerstiegen dazu auf und ab mit dem Direktor, dem Kunsthändler Artaria, er setzte mir auch einiges an der Theatereinrichtung auseinander. Über die verrückte Welt! Dr. Kühne ist sehr verstimmt, wie ein Literat, der sich viel vornahm und nichts erreicht, er trocknet ein.

Montags, 16ter, noch eine Stunde bei Düringer, über die Karlsruher Sache gesprochen, die uns schon gestern abend beschäftigte, denn Düringer hatte davon gehört, daß man mich für Karlsruhe zu gewinnen hoffe, und mein Kommen bestätigte ihm das Gerücht. So ist die Sache also kein Geheimnis mehr. Ich hörte nun von der schlechten Wirtschaft dort, und wie einige Personen an dem Herrschaftsmantel rupfen und zupfen. Was Hassel mir gesagt, wurde bestätigt und erweitert . . . Gegen 2 Uhr hier in Karlsruhe. Ja, etwas Kahles hat die Stadt mit ihren breiten, langen, geraden Straßen, aber freundlich ist sie doch, und ein gewisses Behagen sieht wohl auch aus den wohnlichen Häusern. An der Wirtstafel wenig Personen. Ich sah sie mir der Reihe nach an, ob es der Mühe wert sei, für die Leute Komödie zu bereiten, und seufzte wie Maria Stuart: „o Gott, aus diesen Zügen spricht kein Herz!“ Ich hatte

mich dem Minister angekündigt, der mich um 4 Uhr erwartete. Ein diplomatisches Gesicht mit kurzer Habichtsnase, etwas zu jung für sein weißes Haar. Er war höflich aber reserviert, lehnte die Angelegenheit von sich ab, sprach sehr viel, besonders in Bewunderung des jungen Regenten [des späteren Großherzogs Friedrich von Baden], ich kam kaum dazu, ihm nachdrücklich darzulegen, wie ich die ganze Angelegenheit betrachte, und daß ich in Dresden erstaunlich zufrieden sei. Von da zum Domänintendanten von Kettner, der vom Regenten speziell beauftragt ist ... Ein Schwabe, aber verständig und ganz auf dem Fleck, wo die Sache ihn braucht, trocken und ruhig. Anfangs gingen wir umeinander herum, wie Fechter, die einander anzukommen suchen, keiner wollte zuerst mit der Sprache heraus, ich wollte eine Vorlage sehen, er wünschte, ich möchte Vorschläge machen. Endlich ging ich doch auf die Sache los und fand ihn überall meiner Ansicht. Der junge Regent will wirklich eine starke, sachverständige Direktion haben und die mit allem Nachdruck ausrüsten. Herr von Kettner löste mir das Rätsel aus der Notwendigkeit, die man erkannt habe, dem verwilderten Zustande, der hier eingerissen sei, ein Ende zu machen. Sie sind hier durch langen Schaden so klug geworden, es endlich einmal in rechter Weise versuchen zu wollen. Wir wollen sehen, wie die Dienstinstruktion auf dem Papiere aussehen wird. Vom Gehalte sprach er auch, und wie ich mir die Reduktion nach hiesigen Verhältnissen denke? Ich schob die Beantwortung hinaus, bis ich mich unterrichtet habe, er meinte, es würden daraus keine erheblichen Schwierigkeiten entstehen. Natürlich, sagte er, werde von einer Wirksamkeit als Schauspieler bei mir nicht die Rede sein, damit ich über den Künstlern stände, sie mich nicht als ihren Kollegen betrachteten. Ich warf ihm meine Ansicht dagegen hin, aber wir kamen davon ab, was ich auch wünschte.

Mir ging es auf dem Spaziergange, den ich darauf durch die nahe Straße machte, die mich durch wundervolle Baumgänge nach großartigen Waldpartien führte, — ich fand es wunderschön — durch den Kopf: gar nicht mehr Komödie zu spielen! Es wäre ein großer Abschnitt im Leben. So leicht wäre es doch nicht, selbst wenn gar keine Bedenken für einen künftigen Rückzug dabei wären. Gar nicht mehr spielen, die Sehnsucht meiner Jugend, die Arbeit meines ganzen Lebens auf einmal an den Nagel hängen. Aber freilich über 50 Jahre bin ich bekanntlich, und so ein ehrenvoller Rückzug von der Bühne, wenn er gelänge, wäre gar nicht übel. Dazu wie bequem, kein Kostüm mehr anzulegen, mit einem Male Anziehen des Tages genug haben. Ah! sehr gut! Da gibt es viel zu denken. Und ich muß das alles allein abmachen. Wir wollen weiter sehen. . . .

Dienstag, den 17. August.

. . . Um 10 zu dem Intendanten aufs Bureau, er gab mir den Entwurf der Dienstinstruktion, den ich so ziemlich angemessen fand, aber doch erst noch genau bearbeiten werde. Der Hofmarschall von Leiningen kam, noch ein junger, etwas korpulenter Mann, elegant, aristokratisch, lebhaft. Er war sehr erfreut, mich zu sehen, meine Angelegenheit, Ernennung, wie sie es alle nennen, alarmiert Hof und Stadt, man ist sehr neugierig, gespannt usw. Er machte mich etwas reden, und ich rollte so ein wenig vor ihm auf, was derlei Leuten Respekt machen kann. Dann ging ich mit dem Intendanten ins Theaterbureau, der Ökonomierat, der jetzt die Dinge im Gang erhält, wurde mir präsentiert, ein dicklicher, unbedeutender Beamter, zwei Regisseure waren auch da, Kerle wie die Handschuhmacher. Alles kratzfüßelte, und hinten und vornen hieß ich „Herr Direktor". Anfangs verbat ich mir's, nachher mußte ich's, der Zeitersparnis wegen,

gehen lassen. Ich ließ mir die Garderobe zeigen, weil die wie der Nähtisch einer Dame ist, woran man sehen kann, ob sie ordentlich oder liederlich wirtschaftet. Die Damengarderobe ärmlich, karg, aber gut in Ordnung, für die Garderobière bin ich nun schon eingenommen. Die Männergarderobe ist nach dem Brande in interimistischen Räumen übereinander gestopft worden, und an dem ganzen Trödel ist auch nichts. Der Herr Rat ging immer mit und strich die Lumpen heraus und meinte, wie viel Herrliches und Neues da sei, ich aber fragte die Schneider, und die groben schwäbischen Kerle sagten grad heraus, daß seit dem Brande „goa nix" gemacht worden sei, worauf dann der Rat sich auf das Rettungsboot einer einzigen neuen Sammetjacke zurückzog, die für „Fra Diavolo" kürzlich angefertigt worden. Dekorationen und Versatzstücke sind auch einstweilen nur untergebracht und übereinander gepfropft, der Theatermeister aber scheint ein tüchtiger und gewandter Mann. Der eigentliche Maschinist dagegen ein altes, rumplichtes Möbel. — Nun ging's ins neue Theater. All das hat doch einen außerordentlichen Reiz, so vollständig neues Leben vor sich zu haben, das Atem und Bewegung verlangt. Denn neu muß hier alles werden, das sehe nicht nur ich, das sagt jedermann, vom untersten Subjekte bis zum Regenten hinauf. Eine Teufelsarbeit, aber wer's leisten kann, hat nachher wenigstens ein Stückchen guten Bewußtseins davon. Das Theater wird dem Publikum sehr gefallen, es ist überaus heiter und anmutig und geschmackvoll. Wenn es nur gelingt, noch die Plätze für das Publikum ganz zu dessen Behagen einzurichten. Nun aber wieder der alte Schaden, kein Sachverständiger ist bis jetzt gefragt worden, und hinter dem Vorhange oder vielmehr hinter der Bühne fehlt es an allem, was man eben an Räumen und deren bequemer Anordnung fordern muß. Das wird ein qualvolles Wirtschaften in dem

Hause werden. Besonders für Aufbewahrung der Garderobe ist unverantwortlich gesorgt. Drei Treppen hoch, unter der Schräge des Daches, ganz für die Mottenbrut eingerichtet und in unzusammenhängenden, gar nicht genügenden Räumen. Die Ankleideräume sehr beschränkt, für Aufbewahrung der Theatermöbel gar nichts bedacht usw. usw. Darüber habe ich nun sogleich meine Meinung rund herausgesagt, denn das Vertuschen solcher Mängel schlägt zuletzt zu einer drückenden Verantwortung für jeden Direktor aus. Man ist für den Baumeister [Heinr.] Hübsch sehr eingenommen und das mit Recht, darum verstoße ich offenbar mit meinen Rügen, das darf mich aber nicht hindern, selbst wenn ich die Stelle übernehme und die scheelen Gesichter nachher tragen müßte . . .

Abends ½10. Ich komme aus dem Theater, das seit dem Brande in einem Orangeriehause aufgeschlagen ist. Ja, es sieht wüst mit dem Wesen hier aus. Dies Theater in Schick zu bringen, ist eine Arbeit wie Bergeversetzen, es gehört viel gläubiges Vertrauen dazu . . .

Karlsruhe, 19ter August 1852.

Gestern, den 18ten, um 8 Uhr nach Baden . . . Das Tal ist sehr schön, die Lage der kleinen Stadt auf der Anhöhe unter dem Schloßberge sehr malerisch. Um den Badesalon und das Konversations-, Spiel- und Speisehaus das üppigste und eleganteste, luxuriöseste Badeleben. Auf dieser Höhe kenne ich das noch nicht, es war mir darum interessant genug . . . Man sieht aber gar nichts Ausdrucksvolles, im Gegenteil ist alles auf die größte Nüchternheit des Aussehens angelegt, denn nichts ist unschicklicher als den Eindruck von Gewinn oder Verlust wahrnehmen zu lassen . . . Ich ging — es war schwül — die schöne Lichtentaler Allee hinauf, saß an einem sehr schönen Punkte, nahm mein Papier

vor und fing an, die Dienstinstruktion bleistiftweis zu kommentieren. Zerbrach mir den Kopf: wozu ich mich wohl entschließen werde. Badens Nähe kann gar kein Gewicht in die Schale werfen, wir haben sehr schöne Punkte bei Dresden und kommen auch nicht hin ... Wie ich da saß, kam ein schlanker, schöner, jugendlich anmutiger Mensch und begrüßte mich sehr erfreut, es war der Dr. Paul Heyse, der mit seinen Eltern und Verwandten schon lange hier ist und nach der Schweiz und Italien geht. Wir waren bald tief in guten Gesprächen, und wie tut einem die norddeutsche Bildung hier gut! Freilich ist das ein ausgezeichneter und liebenswürdiger Mensch. Er ist Bräutigam von Margarete Kugler [Tochter des Kunsthistorikers], Heringsdorfer Angedenkens. Wie das heranwächst! Der alte [Karl Wilh. Ludw.] Heyse kam auch des Weges, ist sehr krank gewesen und hier durch Molken und den Brunnen hergestellt. Ich aß mittags im prachtvollen Saale des Konversationshauses und ging nachmittags zu Heyses. Sie ist ganz eingetrocknet, aber eine gescheite und gute Frau und glückselige Mutter ... Ich ging mit Paul nach der Schloßruine hinauf in guten Gesprächen und prächtiger Gegend ... Bunte Gesellschaft oben. Wieder in der Stadt, am und im Konversationshause bei Gaslicht war nun erst die Badeeleganz, der Luxus auf seinem Gipfel. Zu dem Spieltisch des Morgens war nun der Roulettetisch im großen Prachtsaale hinzugekommen. Hier standen im Gedränge um die grüne Tafel auch Damen, einige Jüdinnen und eine junge, hübsche, elegante Dame, die mich durch ihre mit Festigkeit bewahrte Gleichgültigkeit und Ausdauer interessierte. Wie kann man schöne braune Augen zum Verfolgen der Goldstücke auf der Zaubertafel, so feine, schöne Hände in chamois Glacéhandschuhen zum Zählen und Wühlen in Fünffrankenstücken mißbrauchen! Sie verlor unabläßig,

schob wie eine Fabrikarbeiterin, die den ganzen Tag nur diese Handreichung zu tun hat, immer wieder Geldstücke auf irgend eine Ziffer der Linie. In ihrem eleganten Jäckchen hatte sie im kurzen Schößchen eine kleine Geldtasche, daraus holte sie die Goldstücke und schob sie dem Banquier zum Wechseln hin, um mit den erhaltenen Silberstücken sich das Vergnügen des Verlustes, diesen dämonischen Kitzel, zu verlängern. Diese elegante Welt hier würde mir die ganze Natur gründlich verderben.

Um 4 Uhr mit dem Intendanten und dem Baumeister Hübsch das Theater durchklettert. Hübsch ist ein bedeutender Künstler, aber auch ein alternder, unergiebiger Süddeutscher. Es sind nun nach meinen Angaben alle Räume ihren Bestimmungen übergeben, wesentliche Mängel werden auf mein unnachsichtiges Dringen verbessert werden, soweit es noch geht. Etwas Gutes habe ich dann doch damit ausgerichtet, und wer nun auch drin wirtschaften muß, kann mir's danken. Dann sah ich im Theater „Die weiße Dame". Die Oper beißt sich immer noch besser heraus als das Schauspiel. Hier habe ich zum ersten Male erfahren, warum das Publikum, auch der schlechtern Bühnen, der Oper den Vorzug gibt. Die Musik schafft an und für sich eine nicht zu durchbrechende Harmonie der Vorgänge; daß Rhythmus und Ausdruck schon so weit in Noten fixiert ist und die Dummen und Talentlosen in bestimmten Bahnen hält, macht, daß man sich eher zufrieden geben kann und immer doch eher einen Totaleindruck empfängt. Die Musik koloriert das Ganze so lebhaft und gefällig, daß man die schlechte Zeichnung darunter vergißt. Für einen einigermaßen gebildeten Zuschauer und Hörer ist's freilich nicht, ich stand Hundepein der Langeweile aus, aber den Leuten gefiel es, und hier applaudierten sie lebhafter als im Schauspiel, wo es knapp herging. — Ich habe das Nest nun herzlich satt, hier einsam sein, heißt

lebendig begraben sein, fühlen, daß man tot ist. Dazu die schwüle Luft und die Gewitter und die geraden Straßen, ich schlage Chamade ...

Karlsruhe, 20/8. 1852.

Soeben, 3 Uhr nachmittags, war denn doch mein Herr Intendant bei mir, ... mir zu sagen, daß der Prinz mich morgen erwarte. Nun wollen wir sehen ... Auf dem Wege zu Tisch trat mich ein junger Schauspieler [Friedrich] Haase an, von dem man hier sehr viel hält. Er spielt feine Charakterrollen, Marinelli usw., ist ein Berliner und nennt sich Tiecks Schüler. Er steht im Kontraktwechsel, [Franz v.] Dingelstedt will ihn nach München haben, hier hat man ihm einen schon ganz ungewöhnlich hohen Gehalt geboten, er zögert sich zu entscheiden, wie er mir sagt: weil er nur bleiben will, wenn ich die Direktion nehme, sonst gehe er hier im Sumpf unter. Nun sollte ich ihm vertraulich sagen, ob ich annehmen werde oder nicht? Ich mußte ihn vertrösten ...

(21ter, früh). Nur vom Theater des gestrigen Abends habe ich noch zu berichten. Dabei duckten ganz hübsche Talente auf: Herr Wilke der „Landwirt“. Eine merkwürdig genaue Kopie von Emil in dieser Rolle, in Ton, Bewegungen, Moment für Moment, es war freilich Kopie, und doch möchte ich sagen, stand ihm das Meiste natürlicher als dem Original. Frau [Louise] Schönfeld, das Fräulein, scharmant, graziös und fein, nur in einzelnen Momenten war die Komödiantin zu spüren, namentlich in Gefühlsmomenten, von denen der bebende, schluchzende Gesangton wieder sich breit machte, den die Damen ein für allemal als Empfindungston präsentieren. Herr Morgenweg, der junge Graf, sprach nicht übel, gewandt und mit Humor, nur ist sein Anstand dagegen ungelenk und knotig. Das Übrige ging alles hin. Im „Verschweigen wider Willen“ sah ich dann den Herrn Haase — Du hast die Rolle von Döring in

Frankfurt gesehen —. Offenbares Talent, Maske und sonstige Erfindung allerdings auf Döring gestellt, aber doch auch individuell dabei. Nur spielt er noch, wie auf „Urania", zu viel oder vielmehr zu immerwährend, wiederholt seine besten Züge bis zum Überdruß und hat keine Steigerung in der Rolle. Herr Schönfeld guten Offiziersspli, die andern gingen so eben mit. Aus den Leuten kann man im Lustspiel etwas machen und binnen kurzem. Seit gestern kommt mir's nun wieder vor, als könne man die Stelle annehmen. Die Alten hatten recht, Orakel zu befragen, der schwankende, von Stimmungen bewegte Mensch, unwissend über die Zukunft, vermag sich wirklich nicht überall rein zu entschließen.

Abends 6 Uhr. Dieser Brief bekommt ein ganz anderes Gesicht als der letzte, Du wirst denken, ich habe meine Natur verändert und sei eine Windfahne geworden. Kannst Du Dir denken, daß ich von einem Prinzen entzückt bin? und sieh, ich bin es und bekenne mich dazu. Heut früh kam noch ein Lakai mich einzuladen, um 10 Uhr fuhr ich hin. Was ist das für ein schöner, junger Mann, mit männlichen Zügen und rosiger Farbe und so hellen, blauen, treuen Augen, so freundlich, so bescheiden und doch so fest. Er wußte nicht genug von seiner Dankbarkeit zu sagen, daß ich gekommen sei und sprach über die Sache so verständig und so ohne alle die Prätension, die so bevorzugten Herren eigen zu sein pflegt, alles so gesund und so durch und durch vertrauenerweckend. Du kannst denken, daß ich mit ihm frei vom Herzen weg sprach, ihm geradezu sagte, daß die vielen Protektionen links und rechts, die übel angebrachte Güte und Gnade diese Auflösung der Theaterverhältnisse herbeigeführt habe, daß, wenn er nicht eine starke Direktion mache, wenn auch nur ein Schlupfwinkel gegen deren Autorität offen bliebe, seine ganze Absicht scheitern werde usw. Er versicherte dagegen, was nötig ist, bat mich jederzeit aufrichtig und unumwunden

mit ihm zu sprechen, versicherte gern meine unmittelbaren Vorträge anzunehmen. Meine Modifikationen der Dienstinstruktion sollten, wie ich sie geschrieben, aufgenommen werden, er sei mir so überaus dankbar, daß ich seinen Wunsch erfüllen wolle. Ich sprach davon, daß es mir wünschenswert gewesen wäre, dem engeren Hofkreise eine Vorlesung zu halten, er kaufe mich eigentlich, ohne mich zu kennen; er sagte, die Trauerzeit mache das nicht wohl zulässig und mein Ruf stehe über seinem Urteil. So schied ich, gefangen von zwei blauen Augen, auf die Du nicht eifersüchtig zu sein brauchst, und wenn der Regent nur halb so erbaut von mir war, als ich von ihm, so fühle ich mich sehr geschmeichelt. — Nun wollte ich die Sache auch zum Schluß bringen und ging zu meinem Intendanten aufs Bureau. Wir besprachen alle Geldangelegenheiten, und ich fand den trockenen Mann so nobel und so alles eigentlich meiner Bestimmung überlassend, daß ich mich nun gern für ein Theater um acht Groschen zu allem Erdenklichen engagiert hätte. Ich sah, der Prinz hatte Auftrag gegeben, mich um jeden Preis zu gewinnen, und hier hätte ein Gewinnsüchtiger einen guten Schnitt machen können. Ich mußte mich zusammennehmen, um unsre Existenz doch in Sicherheit zu stellen. Ich habe die Punkte schriftlich soeben abgesandt, und wenn der Prinz sie genehmigt, woran ich eigentlich gar nicht zweifeln kann, so wurde wohl noch selten einem Manne ein solches Vertrauen bewiesen . . . Ich verspare mir, Dir die Details mitzuteilen, wenn ich die Sache erst in der Hand habe. Nun aber, mein Herz, was ist die Folge von alledem? Ich glaube, wir müssen hierherziehen; die kleine Hämi muß auf ihre alten Tage auswandern. Mir ist erschrecklich zumut, wenn ich mir die Verwirklichung vormale: Dresden zu verlassen, mein liebes, heitres, anmutiges, behagliches Dresden. Und doch, muß es nicht sein? Heut mittag habe ich den wirklichen Redakteur der Landeszeitung

kennen gelernt, Dr. Koffka. Er kennt alle Verhältnisse der Theater, auch die meinigen, schlägt die Opfer hoch an, die ich mit meiner Hierherkunft brächte, aber meint, ich würde es tun müssen, weniger um das, was gerade in Karlsruhe auszurichten wäre, als zur Geltendmachung des Prinzips der künstlerischen Leitung. Und das ist der Punkt. Wenn so wie hier Fürst, Minister und Räte, Schauspieler und Publikum einem die Hände entgegenstrecken, darf man da ausweichen, weil man lieber wo anders wohnt? Heißt das nicht die historische Forderung des Momentes ganz verkennen? Man sagt mir, die Tatsache meiner Direktion werde in ganz Deutschland wirken, auch ohne daß man nur wisse, was ich ausrichte, ich sei nun einmal die erste anerkannte Theaterintelligenz geworden usw. Wenn ich so ansehe, was in diesem untersten Winkel von Deutschland mein Name gilt, so möchte ich das alles nicht für bloße Schmeichelei halten, um so mehr bin ich aber gezwungen nachzugeben. Wenn ich nur wüßte, Dir dies süddeutsche Potsdam annehmlich zu machen! Ich würde mit dem Theater für den Rest meines Lebens genug zu tun haben, aber Du, aber Marie, Ihr würdet alles im Stich lassen, was Ihr in den letzten Jahren erworben habt. Wir werden viel zu reden haben. Wenn man doch noch Orakel hätte! Du glaubst nicht, welch aufgeregte Tage ich lebe, und so allein. Nun das wird besser. Aber ruhig werden wir in Dresden dann auch zunächst nicht sein. Mein stiller Genuß des Alters, wo bleibt er? Nun, gute Nacht!

Sonntag, 22. Guten Morgen, mein Herz! Es hat wieder die ganze Nacht über „gedreescht und gepladdert" und der Himmel ist ein grauer Sack. Ihr armen Leute, wenn es in der Niederlösnitz auch so ist. Den Vormittag habe ich lange mit dem jungen Schauspieler Haase verhandelt und ihn hoffentlich gestimmt, den neuen Kontrakt einzugehen, den man ihm geboten. Ein hübscher Mensch von guten

Manieren und guter Gesinnung. Er ist der Liebling des Publikums in kurzer Zeit geworden und bittet doch sich meiner Leitung in die Arme werfen zu dürfen. Zunächst werde ich sehen, ob mein Wort ihm so viel gilt, den Kontrakt zu unterzeichnen.

Therese an Eduard. Freitag abend.

Eben ist Dein Brief aus Karlsruhe gekommen, das gefällt mir alles ausnehmend und ist ganz, wie für Dich ausgesucht, ja, das ist die rechte Aufgabe für Dich, durch das Theater auf das Volk zu wirken, den edelsten, schönsten Zweck erfüllen, was kann wohl Besseres Dir geboten werden, Du Lieber! wie rührt mich das Vertrauen, das diese fremden Menschen zu Dir haben, siehst Du, sie wollen Dich nicht erst sehen, nicht erst prüfen, sie kennen Deinen Wert; schon dieses ehrende Vertrauen verdiente Dankbarkeit; und sage mir doch, was gibst Du auf? — wenn wir alle nur beisammen bleiben, ist's eigentlich nicht ganz gleich, wo wir sind, wenn es nur Bäume, Luft und Wasser gibt? . . . Wenn sonst alles sicher und zu Deiner Zufriedenheit festgestellt werden kann, — so — doch raten mag ich nicht, ich könnte Dir zu veränderungssüchtig erscheinen, ich sage Dir nur, wir alle sind bereit . . .

Leb wohl und lasse nun recht bald wieder von Dir hören.

Deine Therese.

Ich hätte in der Eile fast das unerwähnt gelassen, was mich doch so sehr interessiert und bewegt, Du sollst nicht mehr spielen! obgleich ich es auch durchaus als notwendig für Deine Stellung erkenne, Du weißt es ja, — tut es mir doch auch sehr wehe, und ich kann es mir kaum denken, aber recht haben sie, ich halte es für weit geziemender.

Eduard an Therese. Karlsruhe, 23. 8. 52.

Gestern abend in „Wallensteins Tod“. Herr Hock Wallenstein in der Helden- und Reutermanier, die nun einmal eingeführt ist, und von deren Effekten die Schauspieler sich schwerlich trennen werden, von dieser kriegerischen Parade und Gemütlichkeit. Indessen war der Mann nicht schlecht, setzte die Gedanken verständig und verständlich ins Licht, hat ein energisches Organ und eine stattliche Gestalt. Nichtsdestoweniger waren Leute im Theater, die jedesmal, wenn einiger Beifall sich laut machte, ihn entschlossen niederzischten. Dasselbe geschah dem Gast Wilke als Max, der wieder in Emils Manier, aber mit wohllautendem Organ und Wärme sprach. Das Publikum ist ganz und gar nicht von hochpoetischem Geschmack, und solche Stücke könnte man ihm nur durch imponierende Darstellungen annehmlich machen, während hier ein großer Teil der Rollen, Oktavio, Gordon, Terzky und seine Frau usw., höchst armselig besetzt waren. Das Haus war ganz schwach besucht, dies kleine Nottheater, und das Publikum durchaus geneigt, sich für die Anstrengung, welche ihm die Klassizität des Gedichtes erregt — das doch wundervoll ist und mich durch seine Gedankenfülle neu erstaunen machte — durch Amüsements auf eigene Hand zu entschädigen. Darum zischten sie, lachten besonders, wo es irgend Anlaß dazu gab, kurz die Leute müssen vorsichtig und allmählich zum Besten geführt werden. „Iphigenie“, „Tasso“, „Braut von Messina“ müssen ein für allemal aus dem hiesigen Repertoir gestrichen werden, was im Grunde gar kein Unglück ist. Das sind derbe, kräftige und lebhafte Naturen hier, die verlangen starke und zutreffende Sensationen, man muß sie entweder amüsieren oder erschüttern und rühren; auf Gedankentätigkeit darf man bei diesem Publikum nie rechnen. Freilich ist aus diesem finstern Nottheater die höhere Gesellschaft ganz verbannt, aber wenn die auch mit

dem neuen Hause wieder ins Interesse gezogen wird, so wird man sie nicht anders finden, als das jetzige Publikum. Die Herzogin gut, Thekla, bis auf den Jammerton aus dem „Sohn der Wildnis", sehr gut, sehr schön gespielt, nur am Sprechen ist zu tadeln. Haase als Butler gut angelegt, gut gespielt, aber in so arger Imitation Dörings in der Sprache verrannt, daß er sich damit alles verdirbt. Er hat noch etwas sehr Unreifes und Dilettantisches in seinem Spiel, wenn gleich das entschiedene Talent nicht zu verkennen ist. Er machte mir gestern früh Döring sehr gut nach und hob die Lächerlichkeiten seiner Stimmeffekte sehr gut heraus, und abends nimmt er diese grellen Dinge in sein Spiel auf. Seltsam! —

Abends 1/2 9 — Vormittags kam der junge Haase wieder zu mir, der voll Lust und Hoffnung für die Zeit meiner Direktion ist. Ich habe ihm gleich über seine gestrige Rolle Bescheid gesagt ... Herr von Kettner, zu dem ich ging, sagte mir, der Prinz habe alle meine Bedingungen genehmigt und lasse das Dekret im geheimen Kabinett ausfertigen. Ich habe auf morgen früh um 9 wieder eine Konferenz angesetzt und von dem Intendanten die Herbeischaffung der alten Vorlagen begehrt. Du siehst, ich wirtschafte hier schon herum. Die Arbeit ist enorm, die hier vorliegt. Die Dinge müssen nicht nur neu geschaffen, es muß erst alles aus der tiefsten Verwilderung gerissen werden, das ist viel schlimmer. Aber es hat einen großen Reiz.

[Mittwoch, 25. früh]. Das war nichts Ermutigendes gestern [„Figaros Hochzeit"]. Das Orchester ist sehr mittelmäßig und wird sehr mittelmäßig geleitet. Sie schaben und blasen drauf los, daß man die Sänger fast nur singen sieht, nicht hört, und während des Dialogs schneuzen und husten und plaudern und stimmen sie, als ob sonst im Hause gar nichts vorginge. Fräulein R u t s c h m a n n — klingt das wohl

irgend musikalisch? — ist auch ein großes dickes Trampeltier mit einer zähen Stimme, die nichts als die letzte F-durarie der Susanne leidlich sang, wo sie ein sehr langsames Tempo nimmt, weder ein Parlando noch Koloratur hat sie. Der Page eine gute Stimme, aber sonst eine pure Choristin. Figaro, der Regisseur, erträgliche Mittelmäßigkeit, Hauser [der damals 24jährige Josef H.] ein noch sehr grüner, junger Mensch, der um ein paar heller Töne willen und weil er neu ist, applaudirt wird, was im allgemeinen hier eine Seltenheit ist. Unbegreiflich wie [Franz] Hauser seinen Sohn so durchaus ungeschult entlassen konnte. Alles andere kläglich, bis auf Frau Baldenecker, die eben überall am Platze ist, als Herzogin von Friedland, wie als Marzelline. Eine ordentliche Schauspielerin. Es ennuyiert mich grenzenlos, bei solchen Vorstellungen dabei zu sitzen, und macht das allerneueste Bedenken rege: ob man sich an solchen Trödel hingeben müsse? Aus dem Grunde verändert man ihn nicht. Die unzureichenden Geldmittel um eine Ansehen gebietende Kunstgenossenschaft zusammen zu bringen, die kleine Stadt mit ihrem Mangel an Respekt vor Kunst und geistigem Leben wirken zu nachteilig auf das Leben der Bühne. Nun tagaus und tagein sich abplagen, um eine Mittelmäßigkeit zusammen zu halten, die meinen künstlerischen Ansprüchen niemals Befriedigung geben wird; seine letzten Lebensjahre an diesen alles verschlingenden Arbeitsstrudel hingeben, in dem die Seele gar nicht zur Besinnung kommt. Und Tag für Tag dann die Mühle im Gange halten und nicht einmal einen Bestand des mühsam Hergestellten sehen, denn so bald man ein Talent heraufgebracht hat, geht es natürlich zu einem großen Theater, und der Trost: damit für Förderung und Erziehung der deutschen Kunst gewirkt zu haben, bleibt auch wohl eingebildet, denn, kommen sie zu den großen Virtuosenbühnen, so werden sie wie die andern.

Kurz, zuletzt wird der einzige reelle Vorteil für mich bleiben, daß ich mir den Bart kann wachsen lassen. Große Errungenschaft eines arbeitsvollen Lebens! Wir müssen die Sache noch vielfach überlegen.

Abends 9 Uhr. Der Posten hier wäre ganz schön, wenn nur kein Theater dabei wäre. Das Organisieren, Disponieren, Finanzen-Regulieren usw. macht mir, der Seltenheit wegen, sogar Spaß, aber nun des Abends im Theater sitzen und sich an der lüderlichen Mittelmäßigkeit ennuyieren, das ist zum Totschießen. Wieder ein Gast da und spielt das niederträchtige Stück, mit dem Emil mich von der Oberregie getrieben hat, „Graf Irun"*), und ich muß zusehen . . . Die ganze Vorstellung war über die Begriffe schäbig. Überall Lücken, der Souffleur schrie sich die Lunge aus, das ganze Stück mit Ausnahme von vier Rollen mit Choristen besetzt. Das wird Tänze geben! Heut ist in der Sitzung des Oberverwaltungsrates meine Bestallung durchgegangen. Das ist nun wie ein Lauffeuer herum, und nun kann ich den Direktortitel gar nicht mehr abwehren, jetzt muß ich wirklich machen, daß ich fortkomme. . . Meine Arbeit tagaus und -ein besteht in der Ermittlung des Zustandes des vorhandenen Inventariums und dessen, was fehlt, um das neue Theater anständig eröffnen zu können, und welche Geldmittel auf einem Schlage dazu hergegeben werden müssen. Und nun die Anschläge allmählich einlaufen, gibt das eine enorme Summe. Ich bin gestern Abend über den Kostenanschlägen lange gesessen, habe die halbe Nacht vor Sorgen nicht geschlafen. Es geht nicht anders. Genug, wenn man mit den kärglichen Summen des Budgets Dekorationen und Kostüme erhält, von Grund aus neu schaffen kann man

---

*) Ein französisches Stück, für Frédéric Lemaîtres virtuose Raffiniertheit geschrieben. Vgl. Gesch. d. Schauspielk. N. A. II 477 Anm.

nichts damit. Wer das übernimmt, führt nur einen vertuschten Bankerott fort, der über kurz oder lang schmachvoll ausbrechen muß. Dann fehlt es auch an tauglichen Beamten, es ist kein fähiger Garderobeinspektor da, ich müßte mich zunächst um den Schnitt jedes Kostüms, Angaben bis ins Kleinste bekümmern, wenn das geschmacklose Wesen hier aufhören sollte. Der Direktor muß, wie die Dinge stehen, ein und alles sein, jahrlich 120 Stücke prüfen und darüber korrespondieren, andere einrichten und bearbeiten, alle Proben halten, Kostüm und Dekoration und Requisiten womöglich vorzeichnen, den ganzen Tagesplack der Theaterpraxis auf sich nehmen bis in die Nacht, und dazu junge Talente heranbilden und sie flügge machen zum Ausfliegen an andere Bühnen und immer wieder von vorne anfangen. Das alles ist zu viel auf Eines Schulter, darin müssen entschieden Veränderungen vorgenommen werden. Die Geldfrage muß ein für allemal beseitigt werden und ordentliche Leute zur Unterstützung muß ich haben, sonst fange ich nichts an. Du wirst mich doch nicht gleich nach dem ersten Direktionsjahre begraben wollen. —

[30. 8. 52]. [Vor Tisch]. Den Herrn von Kettner hat die geforderte Aussteuer gar nicht erschreckt, wie ich fürchtete; aus seinen Äußerungen muß ich schließen, daß der Prinz auf eine solche Summe gefaßt ist. Gut! Auf dem Bureau vor dem Intendanten und dem Rat Müller meinen Bericht und meine Forderungen gemacht. Er fand keinen Anstoß, ich übergebe nur noch die schriftlichen Angaben der Dinge zum Vortrag für den Prinzen; ich kann nun reisen, es ist alles so weit in Ordnung . . . In den 14 Tagen hier bin ich eigentlich so wie ein Kreisel umgedreht worden, daß ich von mir selbst im eigentlichsten Sinn wenig weiß. Meine Fähigkeiten und Erfahrungen waren in Anspruch genommen, mein Herz war nicht dabei. Wenn wir beisammen sind,

wollen wir prüfen, ob uns Karlsruhe taugt. Wie viel werden wir uns zu erzählen haben!

Den 31. August. Nachmittags. — Heut bin ich den ganzen Tag schon in der weißen Halsbinde und kann nicht zum Prinzen gelangen . . . Es regnet und ich bin aufs Nachdenken angewiesen. Da kommt mir nun die ganze Unternehmung hier recht unsinnig vor. Die Verantwortlichkeiten, kaum zu bewältigende Arbeiten, die getäuschten Erwartungen, Sorgen, Verdrießlichkeiten und zuletzt die unerreichten Zwecke und die tiefste Unbefriedigung, das alles stellt sich auf einmal vor mich hin und fragt: und Du willst es mit uns aufnehmen? Du? — Mir kommt vor, als gehörte zu der Aufgabe ein Riese mit einer Rhinozeroshaut über Seele und Gemüt und mit unerschöpflichen Kräften des Körpers und des Geistes. Orakel, Orakel! Ich lebe hier in fortwährendem innern Schwanken. Bin ich in der Theaterarbeit, angeregt von dem, was da zu tun und zu schaffen wäre, bewegt von dem Vertrauen, von dem Glauben an Wunderkraft in meine Leitung, dann versteht es sich von selbst für mich, daß ich die Stelle annehme. Und trete ich aus diesem Kreise, den die Bewegung um mich schwirrend zieht, und mache mir die Dinge gegenständlich, dann kann ich mir's wieder schlechterdings nicht denken, daß ich mich darauf einlassen sollte. — Es ist gleich 6 Uhr, es gießt, was nur vom Himmel herab will, und der Prinz schickt nicht.

9 Uhr. Im Theater war ich. So schwer können sich die Karlsruher niemals versündigt haben, um solch eine Komödie zu verdienen. Dergleichen Vorstellungen erklären die Nichtachtung des Publikums, mit dem es sich im Theater benimmt. Heut lachten sie alles aus, o wie gelinde! Freilich, da ist Gotteslohn zu verdienen, wenn man mit dem rauhesten Besen diesen Kunstunrat auskehrt. Es geht doch nirgends toller zu als im Leben und auf deutschen Bühnen.

Welch ein Zauber muß im Theater und welche Gewalt in der Langeweile müßiger Abende liegen, daß die Leute immer noch hineinlaufen! —

Den 1. September, Mittwoch. Um 9 Uhr sprach ich den Prinzen. Er war wieder ausnehmend freundlich, bedauerte, daß ich gestern vergebens dagewesen, wollte von meinem Dank für seine vertrauensvollen Genehmigungen nichts wissen, er allein habe zu danken, daß ich eine so große Arbeit und Mühe übernehmen wolle, war mit dem Geldopfer einverstanden, berührte noch verschiedene Einzelheiten Regierungen, Oberbehörden, Personen, Ausstattungssummen und alle, wie es sich nur wünschen läßt. So scheide ich formell ungebunden, im Gemüte aber gefesselt von der wunderseltenen Persönlichkeit dieses Prinzen. Unter solchem Dienstherrn glaubt man sich gesichert, alles unternehmen zu können.

Ed. Dt.

[Den Abschluß der Karlsruher Reise faßt Eduard in seinen Aufzeichnungen über seine Karlsruher Tätigkeit*) zusammen:]

Auf meiner Rückreise nach Dresden verweilte ich in Mannheim, Frankfurt, Wiesbaden, Cassel, Weimar — — überall fand ich eifrige Zusprache, ich müsse die Karlsruher Direktion übernehmen, es sei eine wichtige Standesangelegenheit ... Auch bei [Gustav] Freytag brachte ich einen Tag auf seinem Landhause in Siebeleben zu. Wir berieten meine Angelegenheit genau und ernstlich durch, und sein Schluß war, daß ich die Direktion annehmen müsse, trotz allem, was mir gerechtes Bedenken einflöße. Die Wahrscheinlichkeit liege nahe, daß die Frage der künstlerischen Direktion sich in Karlsruhe entscheiden lasse, wer aber solle denn dafür

*) Ihr Eingang, auf den Briefen beruhend, ist von Otto Devrient in Eugen Kilians Festschrift zum 40jährigen Jubiläum des Karlsruher Hoftheaters, Karlsruhe 1893, veröffentlicht worden.

eintreten, wenn nicht ich, der schon so lange für diese Frage plaidiert habe. „Nein, lieber Freund!“ schloß er, „lassen Sie nur Ihr angenehmes Dresden und Ihre trefflichen Freunde dort im Stich, und folgen Sie Ihrem Berufe! Aber eines tun Sie mir zuliebe: denken Sie nicht zu gut von den Menschen, und seien Sie Despot!“ In der Hauptsache fand ich bei meiner Frau und Familie dieselbe Überzeugung und den willigsten Opfermut zu der neuen großen Unternehmung, die durch die Übersiedlung zweier, schwer zu transportierender dauernd Kranken an Schwierigkeit wuchs. Auch die Freunde stimmten zu, und mein Entschluß, der im Verlauf der Reise sehr herangewachsen war, stand bald fest: für den Rest meines Lebens mußte die schwerste Arbeit übernommen werden!

Aus der Karlsruher Zeit



Das Karlsruher Hoftheater, unter Eduard Devrients Direktion eröffnet am 17. Mai 1853

1854

Um das Englische Theater kennen zu lernen und zugleich seinen ältesten Sohn zu besuchen, der sich dort zum Schiffbaumeister ausbildete, fuhr Eduard im Juli 1854 nach London.

Therese an Eduard. [Karlsruhe], den 4ten [Juli 1854].

Wenn Du diese Zeilen liest, hast Du Felix schon wieder gesehen, bist in London! — wunderbar — ich verfolge Dich in Gedanken unausgesetzt, habe aber dadurch eine fürchterliche Reise zu machen, da ich alles nicht genau weiß, so kommen immer große Lücken, die ich übersteigen muß, das ist nicht leicht; einen Punkt erreiche ich aber immer und der belohnt mich für alles, das ist Felix am Strande auf Dich wartend. Tausend und abertausendmal sehe ich Eure beiden lieben Gesichter voll Rührung und Freude, Gott gönne Euch den Augenblick so schön, als ich ihn mir denke. Grüße mir nun den Jungen tüchtig, er soll mitschreiben, wenn Du schreibst — wie er Dich findet, wüßte ich gern — und soll Dich pflegen und die schöneZeit genießen . . .

Eduard an Therese.

. . . Montag, den 3ten reisten wir von Bonn, [Ferdinand] Hiller und [sein Schwager] Calonne mit auf dem

Schiff, weiter hierher nach Köln. Imposanter Anblick vom Flusse aus, die vielen Kirchen, die stattlichen Gasthäuser und Packhofsgebäude, das Gewimmel von Menschen zwischen den Schiffen. Wir machten uns bald auf, am Dom vorüber, der herrlich aufwächst unter neuer Arbeit. Dies Unternehmen, den Riesenbau zu vollenden, dazu all die Bauten, welche die Eisenbahnen hervorgerufen haben, diese kühnen Wagnisse der englischen Brücken, Tunnels usw. werden doch einmal unserer Zeit ein gutes Zeugnis stellen. Durch meine ganze Jugend hindurch habe ich gehört, daß die europäische Menschheit dergleichen nicht mehr vollbringen könne. Nun ist es da. Wir besuchten u. a. die Gereonskirche, . . . sahen die schön abgerundete Chorseite der Apostelkirche und auf dem Paradeplatz (Neumarkt) die zwei Schimmelköpfe aus dem vierten Stock eines Hauses, das dieselbe Sage hegt, wie jenes Haus in Magdeburg. Dann zeigte mir Hiller seine Musikschule, Lokal, Einrichtungen, Stundenpläne, es war gerade Klavierunterricht einer hübschen jungen Dame. Das Institut nimmt guten Anlauf, ist sehr beachtenswert und zeugt von einem tüchtigen Sinn der Kölner, die das Geld durch freiwillige Beiträge zusammengebracht, ohne an die Resultate der Schule eigentliche Forderungen zu machen. Die ausgebildeten Schüler können gehen, wohin sie wollen. Hiller hat wohl getan, junge talentvolle Lehrer herbeizuziehen, die noch an dem Institute und ihrer Tätigkeit wachsen und bleiben. Gesang, Rede, Klavier, Orgel, Streichinstrumente, Komposition werden regelmäßig gelehrt, auch Blasinstrumente für die einzelnen Schüler, die sich darin ausbilden wollen. Ich werde den genaueren Prospekt erhalten. Das Institut steigt auf, während Mendelssohns Schöpfung in Leipzig versinken muß. Der Advokat Schleinitz, der sich zu Mendelssohns Nachfolger ernannt hat, hat sein Unternehmen gekrönt, indem er sich jetzt auch den Direktoralgehalt

beigelegt hat, wodurch das Institut nun keine Künstler mehr dafür bezahlen kann. Und solche unsinnige Abscheulichkeiten gehen durch. — Noch sahen wir die älteste Kirche, Maria in Capitolio, drei Seiten des Kreuzes abgerundet, Säulengänge neben jeder, überaus einfach und ruhig in allen Formen, sehr schön. Das Dürersche Bild, ‚Tod der Maria', hat der Kirchenvorsteher jetzt von zwei französischen Malern restaurieren — wie sie es nannten — lassen, ist abscheulich zugerichtet. Die Unterkirche hat er an einen Weinhändler vermietet, so konnten wir sie nicht sehen. Der Staat müßte doch Kunstbehörden einsetzen. — Nun aßen wir in einem der ersten Gasthöfe, wo der Wirt, ein wichtiger Mann bei der Stadt, sich zu uns setzte, Champagner fließen ließ und sich in unserem Diskurs sehr geehrt und rangiert fühlte. Ich hörte viel von dem Kölner Leben, das bei einiger glücklichen Anregung Außerordentliches leisten könnte. Als [Roderich] Benedix*) den Wiener Preis für sein „Lustspiel" nicht erhalten hatte, und das Publikum hier es preiswürdig fand, traten rasch eine Anzahl Personen zusammen und überreichten ihm als anerkennende Entschädigung den Preis (200 Dukaten) und mit gutem Humor noch einen Dukaten darüber, um mehr zu geben als die Wiener Behörde . . . Es war halb 7 Uhr geworden, und ich hatte Calonne versprochen mit ihm in den Dom zu gehen, mußte aber vorher noch zu dem mir empfohlenen Geldwechsler, der (ich glaube) mich gehörig beschuppt hat. Es war spät genug, und im Dom dunkelte es schon, als wir eintraten. Der Dom macht den erwarteten Eindruck der Größe im Innern noch nicht, weil die mittlere Wand, welche den hohen Chor vom großen Schiff seit den ersten Zeiten der Baustockung trennt, noch nicht gefallen ist und noch eine Reihe von Jahren stehen wird, auch über dem Hauptschiff

*) Damals in Köln Lehrer an der Musikschule, gemeint ist hier wohl sein Lustspiel „Ein Lustspiel", Novität. 1853/4.

noch ein Notdach liegt, das künftig um 40 Fuß höher liegen soll, so weit wird die Wölbung noch steigen. Der Chor ist fertig und prächtig — nicht eben bunt, wie ich oft tadeln hörte, reich und majestätisch. Calonne störte mich mit seiner Kennerschaft und seinem steten Negieren aller Angaben unseres Führers. „Ah du tout ce n'est pas du quatorzième siècle, ce n'est plus le style pur, la Cathédrale d'Amiens est beaucoup plus belle et plus grande“, wie er denn schon den ganzen Tag über die Gebäude taxiert hatte. Sobald wir ankamen, Lorgnette vor die Augen, und fertig war der Ausspruch: „première moitié du troizième siècle, en France douzième“, und so fort. Heute früh, wo ich noch eine Viertelstunde allein im Dom war, machte er mir einen viel schöneren, reineren Eindruck. Aus der Kirche gestern kommend, erwarteten uns schon Hiller und Benedix, der hier sehr lebhaft, ungezwungen und fern von aller Prätension ist. Jene steife Falte hatte er nur für sein Auftreten in der Fremde sich zugelegt, er muß sie für kleidsam und vornehm gehalten haben. Wir gingen durch die Stadt, die enge Straßen hat, aber mit stattlichen Häusern, die lebendig und wohlhabend aussehen. In einem Wirtshauszimmer kommen hier alle Montage einige Männer von geistiger Bedeutung zusammen. Hiller hat seine Dresdner Schöpfung der Montags-Gesellschaft hier wiederholt. Zeitungsredakteure, Musiker, Lehrer der Musikschule, Professor Bischoff, der Musikkritiker, Redakteur der Kölner Musik-Zeitung, der Dichter [Wolfgang] Müller [von Königswinter], Benedix also und Hiller. Es wurde lebhaft geschwatzt, und ich war laut genug dabei. Von Wagners Musik und Person war am längsten und lebhaftesten die Rede, von [Franz von] Liszt in natürlicher Folge. Diese Richtung hat in dieser Gesellschaft keine Vertreter. Nach Mitternacht ging's nach Haus. Man setzt mir zu, auf dem Rückwege zur Sängerfahrt einzutreffen.

Aachen, Dienstag, den 4ten.

Den Dom besucht, in dem der gotische hohe Chor schön renoviert wird, auch nun Fensterbilder erhalten hat: wo ich die Ornamentik aus dem 17. Jahrhundert des alten Oktogons von Karl dem Großen wieder sehr bedauerte und meinen alten Grimm gegen den katholischen Gottesdienst fraß. Nach Benedix' Schilderung übrigens macht das protestantische Element, z. B. in Köln, große Fortschritte, die reichsten Häuser sind evangelisch, das ist wichtig. Nun sitze ich in einem kleinen Biergarten dicht am Dom, ich habe das herkömmliche Kotelette gegessen, trinke den Rest meines Bieres und schreibe, während der kleine Springbrunnen vor mir plätschert, und die Philister unter der Bretterlaube neben mir schwatzen in ihrem kauderwelschen niederrheinischen Jargon, und dann und wann die große Glocke des Doms dazwischen ruft. Seit vorgestern abend war ich lebhaft mitgenommen, es ist mir lieb nun allein zu sein und ausruhen zu können. Ich will noch das Rathaus sehen und darin die Bilder des armen [Alfred] Rethel, der in Bonn, zusammen mit [Robert] Schumann, in hoffnungsloser Kur sich befindet. Die Hälfte der Bilder hat er ausgeführt, die andern vier sind nun einem anderen Maler überlassen, den die Düsseldorfer Akademie ernennen soll. Das ist sehr traurig. Dann schlendere ich durch die Stadt wieder zum Bahnhof hinaus und fahre um 5 Uhr nach Lüttich. Von jetzt ab geht es in fremden Zungen und mit fremdem Gelde. Wünsche mir Glück, mein liebes Weib, und seid alle gesund und munter, wie ich es bis jetzt bin. Ich weiß nichts mehr, als lebt wohl und Gott behüte uns!

Dein Eduard Dt.

Lüttich, Mittwoch den 5. Juli 1854.

. . . Nun bin ich in der Stadt gewesen, zuerst in der Kathedrale. Sie wird auch restauriert. Wohin man sieht,

in allen Städten, Baugerüste an den alten Kirchen. Ist das ein Zeichen von erwachtem Kunstsinn in unserer Generation, oder von erwachter Priestertätigkeit? Ich glaube, es ist das letzte, aber es dient dem ersten, und so mögen sie drauf los bauen ... Die Jakobskirche ist eben fertig geworden in ihrer Restauration. Entzückend schön, im Innern gotisch, die Bogen etwas stumpf, wie in den Niederlanden häufig, von der reichsten und geschmackvollsten Verzierung. Im hohen Chor tiefe Fensternischen, die sich so schön zu dem leihen würden, was ich mir immer in den Kirchen wünsche, stille und vertrauliche Religionsgespräche, Befriedigung des höheren religiösen Gedankenbedürfnisses. Man hat der Kirche einen gelblichen Farbenton gegeben, wie man es mit Statuetten macht, das tut überaus wohl. Die Deckenwölbungen hat man aber in Nachahmung des primitiven Zustandes in den Feldern mit grünen Ranken, die Säulenköpfe und die Bogengurten, welche in verschiedenen Kreuzungen zusammenlaufen, mit harten Farben, schwarz, gelb, blau usw. bemalt. Das drückt. Ich hätte es ihnen gern geschenkt. Dennoch ist der Totaleindruck unaussprechlich schön und heilig. Engländerinnen waren mit mir in der Kirche, wie überall. Auf dem Rhein fast die einzigen der sparsamen Passagierschaft, überall in Rudeln zusammen. Und junge und alte, alle wie aus einer Familie, dieselben langen Nasen mit Brillen, dieselben trockenen, rauhen Professorenzüge, immer Bücher und Notiztafeln in der Hand, ein Geschlecht von Blaustrümpfen. Margarethe [Taylor] mag sagen, was sie will; liebenswürdig macht das die englischen Frauen nicht, und liebenswürdig sollen die Frauen vor allem andern sein.

Gent, den 6. Juli.

... Ich bin noch in das Beguinen-Kloster zum Englischen Gruß gegangen, weil der gerade alle 700, siebenhundert,

in der Kirche zu versammeln pflegt. Das Kloster ist ein eigenes Stadtviertel, von einem Kanal umfaßt, nur durch eine Brücke zugänglich. Um die Kirche her und weiter hinaus gehen die Straßen an den Einfassungsmauern der einzelnen Konvente hin, niedliche, holländische Häuser, zu denen verschlossene Pforten führen, an denen der Name des Konventes in flamändischer Sprache geschrieben steht: Convent von de heylige Rosenkranz, dat Huys von de h. Maria usw. Solcher Häuschen giebt es 67, und darin wohnen die Nonnen, ist die Mädchenschule, die sie halten, ihr Hospital usw. Die Kirche bot einen seltsamen Anblick dar. Das Gebäude ursprünglich gothisch, später verändert, ohne viel Zierrat, aber sauber und von einigen Statuen geziert, zwanzig Schritte vor dem Hochaltare, an dem die Priester fungierten, eine Puppe der Maria in rotem Sammtrock, mit Perlenkrone usw., die ganze Kirche gefüllt mit knieenden Nonnen, in schwarzen Röcken und über dem einhüllenden Kopf- und Halstuche ein großes, weißes, steifes Tuch, das wie ein Dach weit vor dem Gesicht herausragte und es dadurch verbarg, auch die Beterin vor aller Störung bewahrt. Sie hatten die Hände teils ausdrucksvoll nach dem Kinn gefaltet. Dazwischen einige Frauen vom Volk in ihren schwarzen Faltenmänteln, deren Kapuze sie in der Kirche ebenfalls über den Kopf ziehen, ferner einige modern gekleidete Frauen auf ihren Betsesseln knieend und dann noch mehrere Engländer außer mir, die als Zuschauer auf einer Reihe von Stühlen mitten in der Kirche saßen, dafür aber auch von der Almosensammlerin in Kontribution gesetzt wurden. Vom Orgelchor herab sangen einige Stimmen den Gruß, triviale Musik, von den Nonnen schlecht abgeleiert. Daß sich der Mensch nicht schämt, dem lieben Gott solchen Lobgesang darzubringen, der an Finken, Lerchen und Nachtigallen gewöhnt ist. Der Organist gar machte

Zwischenspiele, solch ein Heidiedeldum, wie man es in Wiener Possen kaum hört. So ging der Gottesdienst herum, und so geht es alle Tage zweimal, und das ist dem allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erde außerordentlich angenehm, wie man sagt. Die Nonnen erhoben sich, nahmen die Bettücher ab, legten sie in die tief eingeplätteten Falten länglich und schnell zusammen und warfen es auf den Kopf, daß es aussah wie bei den italienischen Bäuerinnen. Sie schlugen die Oberkleider in die Höhe und gingen hinaus in ihre kleinen Häuser. Dies ist die älteste Klostereinrichtung der griechischen und ägyptischen Einsiedler, wie Ihr Euch aus dem Becker [„Weltgeschichte“] erinnern solltet. Dann ging ich noch durch die Stadt, die viele alte Giebelhäuser noch hat, aber ohne sonderliche Zierlichkeit. Eigentlich habe ich erwartet Gent merkwürdiger und eigentümlicher zu finden, es hält eben davon wenig mehr Stich in unsern Tagen. Kapuziner laufen hier auch umher, es giebt mehrere Klöster verschiedener Sorten, das wäre für Dich, Marie. Nun ade, mein kleines Hämchen, seid gesund und munter und denket meiner.

Dein Eduard.

Von nun an schreibe ich auch auf dünnes Papier, beruhige Dich, Marie. Lenoren einen ganz expressen Gruß!

Calais, den 7. Juli 1854, Freitags.

Es regnet wieder und immer und immer. Nun sitze ich, sehe auf die Schiffe hinaus, die träg und still im Regen daliegen, es ist in diesem Teil des Hafens wenig Regsamkeit, und ich denke, wie dumm das Reisen ist. Ich habe bisher vielerlei Eindrücke gehabt, habe meine früheren von denselben Dingen vervollständigt und verbessert, im Grunde ist es doch nur eine Wiederholung früherer und zuletzt nicht wichtig genug, um mich von Dir und Euch allen deshalb so abzutrennen und in der Vereinzelung all das Unbehagen

des Reisens durchzukäuen. Wenn England mir nicht ganz besonders wichtige Erwerbungen bringt, so macht sich diese abscheuliche Anstrengung nicht bezahlt. Es geht mir gar zu viel im Kopf herum, wozu ich diese Zeit so trefflich hätte brauchen können, und mit der Hälfte der Anstrengung und Aufregung und nicht allein. Jetzt kommt mir die Sorge, daß Felix doch könnte abgehalten sein, und nun habe ich die Dummheit begangen, seine Adresse nicht zu notieren, wo würde ich den dann in London erlangen? Hier in den Ländern französischer Zunge bin ich noch ganz bequem zu Haus, wenn ich aber immer jetzt englisch angeredet werde, läuft mir ein Grauen über den Rücken; ohne die Verständigung des Wortes sind die Menschen gar nicht verbunden.

Nun bin ich unterm Regenschirm in die Stadt gegangen, die unbedeutend und leblos ist. Eine Straße aufwärts, eine Promenade am Wall, führte mich zum großen Leuchtturm und auf den Wall. Da sah ich über die Dächer der Hafenhäuser hin, über den Hafendamm von Holzgerüsten und den von der Ebbe bloßgelegten Sand auf das grüngraue Meer. Da war es wieder in seiner langen, vom Regennebel verwischten Linie, da, dort, hier und weiterhin die einzelnen großen Schiffe, wie verstreute Wanderer auf weiter Wüste. Da stand sie auf einmal vor mir, die Bedeutung, der unbedenkliche Wert dieser Reise, die See wiedersehen und einen Teil des Ozeans, das ist der Trennung wert, wenngleich sie dabei um so mehr empfunden wird. Wie der große Eindruck so sich in mich senkte und ich Dein gedachte, war mir auf einmal der Morgen gegenwärtig, da wir die Sonne über der Ostsee aufgehen sahen. Weißt Du noch? Den Tag vorher waren die Liebesforderungen an einander einmal wieder spröde aufeinander gestoßen, und dieser nie endende Kampf der Liebenden hatte uns verstimmt und voneinander entfernt, Du standest mit den Kindern

vor meinem Fenster, und als die glühende Kugel über das Meer heraustrat, und das violette Licht über die Fläche hinströmte und in dem Dorfe zu unsern Füßen das Grau der Nacht aus jedem Schattenwinkel drängte, da wandtest Du Dich zu mir um, mit nassen Augen wohl, aber nicht, wie ich erwartete, in reuevollem Ausdruck, sondern mit heiterem Lächeln, das deutlich sagte: und wir, was für Kindereien treiben wir! Ich verstand es in einem Blick und lächelte auch und zog Dich an meine Brust. — Solchen Maßstab für die eigenen Seelenbewegungen sollte man nur zu jeder Stunde haben. — Von diesem brusterweiternden Momente ging es zu einer Explikation mit einem Mann und seiner Frau, die mit mir überfahren werden, und denen ich die Himmelsgegenden und verschiedene Örtlichkeiten erklären sollte und mußte; dann kam ich über den kleinen Fischmarkt, wo ich mir die Seefische ansah und glücklich einen Zank zwischen zweien der Weiber antraf. Das ging vom Munde wie Klapperräder, so hämmerten die Silben aufeinander, dazu die zornroten Gesichter unter den Kopftüchern hervor, aus denen die heftige Bewegung die langen, kupfernen Ohrbammeln hervorschüttelte, die ausgereckten Arme und die bedenklichen Bewegungen der Messer in den Händen, womit sie die Fische abhäuteten, daneben die Ruhe aller übrigen Weiber, das war ein sehr erwünschtes Genrebild.

Nachdem ich zu Mittag gegessen, ging ich auf den Hafendamm hinaus. Das Meer lag weit vor mir, die Wellenbewegung der anschwellenden Flut war sichtbar. Eine Schar von Weibern, hoch geschürzt mit gut geformten Beinen und auffallend kleinen Füßen, ging mit großen Netzen über den Sand nach dem Wasser zu; nachher sahen wir einige bis über den Gürtel im Wasser nach armseligen kleinen Fischen gehen. Endlich wurden wir in ein Boot mit den Koffern eng gepackt, acht Ruderer führten uns auf die Reede

hinaus, wohin das Boot, der Ebbe wegen, hatte gehen müssen. „Vous aurez bonne passage, la mer ne bouge pas", sagte der Pilot, ich glaube, er meinte, es bujse, denn die Wiegenbewegung war doch merklich. Nun sind wir hier, andere Boote folgen nach, man räumt die Koffer zusammen, einige Damen haben sich unten schon zurecht gelegt, Felixens Universalmittel habe ich genommen, es schmeckte wenigstens vortrefflich, das gekräuselte, graue Meer liegt vor mir. Die Küste von England hat man mir gezeigt, aber wahrgenommen habe ich sie nicht, und so wollen wir denn erwarten, was Gott schickt. Auf dem Hafendamm habe ich mir von zwei italienischen Burschen auf ihrer Leier vorspielen und dazu tanzen lassen, auch die Baukonstruktion dieser Savoyardenleier endlich gesehen. Nun greifen die Räder aus, das Schiff geht ab. —

Dover, den 8. Juli 1854 im Parlour des Castle Hôtel. Alles ist vortrefflich gegangen. Eine herrliche Überfahrt gestern, niemand krank an Bord. Das Wetter war von Mittag ab hell geworden, die See nur gekräuselt, je näher an England, immer ruhiger. Welch eine Pracht des Wasserspiegels, ich zählte einmal 132 Schiffe rings am Horizont. Die Kreideküste von Frankreich sieht man [noch] in bestimmten Umrissen, sobald die schöneren Kreidewände von England und Dovercastle schon ganz malerisch vor Augen liegen. Eine wahrhaft liebenswürdige Seereise. Je näher an Dover, stieg meine Sorge: Felix möchte abgehalten sein zu kommen. Aber wie das Schiff im Hafen ruderte, sah ich ihn oben auf dem Bollwerk unter den vielen Wartenden stehen und mir winken. Das war nun der Moment, mein Hämchen, um den Du mich beneidet hast; er war auch hübsch. Felix hat immer noch das Knabengesicht von sonst, aber die Stirn hat viel gearbeitet und fast auf das Auge gedrückt. Er ist wohlauf und frisch. Der Gasthof, wohin er mich führte, liegt

an der Hafenbucht und hat auf diese eine überaus mannigfaltige und eigentümliche Aussicht. Die steilen Kreideufer dehnen sich weit hinaus, hier wächst die Höhe zum Kastell auf, schöne Formen der Felsen halten auch die andere Seite eingehegt, und darinnen liegt an den Kanälen, Bassins und dem großen Quai hingestreckt die saubere, vornehme Stadt.

[London] Montag, den 10. Juli.

Ganz voll von dem Eindruck des gestrigen Tages und dem Glaspalaste, den ich gesehen, muß ich doch alles zurückdrängen, um Dir von vorgestern und meinem ersten Eindrucke von London zu sagen. Wir fuhren in einem Cab über die Londonbridge und so weiter durch ein rasendes Durcheinander von rasselnden Wagen aller Art, unter denen die Omnibus, auf deren Verdeck immer zwölf bis fünfzehn Menschen sitzen, auf einer Doppelbank der Länge nach und hinter dem Kutscher auf einer Bank, die links und rechts über den Wagen hinausreicht, so daß die auf beiden Enden Sitzenden auf dem Ende des schwankenden Brettes in der Luft schweben, eine Art von Equilibristenstückchen, das aber selbst Frauen hier geläufig ist. Unzählige solcher bepackten Omnibus, zwischen zwei- und einrädrigen Fiacres, Lastwagen aller Art, haarscharf sich an den Rädern vorbeiwetternd, dazu diese Ströme von Fußgängern, alle eilig gehend — ich hatte den Eindruck, als stehe die ganze ungeheure Stadt in Flammen, und die gesamte Bevölkerung stürze über diesen einzigen Ausweg, um sich zu retten. — Das ist der gewöhnliche Cityverkehr. Paris hat an keiner Stelle etwas Ähnliches.

Gestern nun, am Sonntag, den 9., trieben mich um 8 Uhr die Milchverkäufer aus dem Bett, die mit ihrem Ausrufergesange wie die alten Hamburger durch die Gasse zogen. Sie tragen blank geputzte Büchsen von Weißblech

mit Messing gerändert, Mädchen und Männer, aber die ersteren wie Kammermädchen oder Schneiderinnen bei uns gekleidet, mit Putzhüten und Umschlagtüchern, die Männer wie bei uns etwa untergeordnete Lohndiener aussehend. Das ist es überhaupt, was mir das Pariser Treiben von dem Londoner unterscheidet, dort ist mehr Eigentümlichkeit noch vorhanden, oder war es wenigstens vor fünfzehn Jahren, hier hat der Straßenverkehr, bei aller Lebendigkeit und Übereinstimmung der Erscheinung, ein Einerlei der Bewegung. Alles ist hier Geschäftigkeit, Eile; in Paris läuft überall der amüsierte Müßiggänger, der behagliche Rentier, der elegante Flaneur mitunter, der lebhafteste Geschäftsverkehr in Paris hält dieselben Stadtteile mit den Vergnügungsorten, in Paris hat alles Interesse am Pariser Leben, hier macht, wer irgend kann, seine Geschäfte im Kohlenqualm und der kaum zu atmenden dicken Athmosphäre und dem nerventötenden Brandungslärm in möglichst kurzer Zeit ab und eilt hinauszukommen aufs Land, wohin er Frau und Kinder geflüchtet hat. Paris ist amüsant vom Morgen bis in die Nacht, London erstaunlich und überwältigend. —

(Meiner Begierde, das englische Theater kennen zu lernen, [setzt Eduard Dt. in der Einleitung zu seiner Herausgabe in der Augsburger „Allg. Ztg."*) hinzu,] ist in der diesjährigen Saison ein kleiner Kreis angewiesen. Von den großen Theatern, in denen früher die berühmtesten Talente in Shakespeares Gedichten geglänzt, hat die Oper,

---

*) In der Beilage zu Nr. 238—240 der Augsburger „Allg. Ztg." (August 1854) hat Ed. Dt. seine theatralischen Eindrücke in einigen „Theaterbriefen aus London" veröffentlicht. Sie sind unserm Briefwechsel entnommen. Das Interesse des Gegenstands läßt es aber doch wünschenswert erscheinen, das Wichtigste daraus noch einmal wiederzugeben, und zwar in der ursprünglichen, an Therese gerichteten Fassung. Eduards Zusätze für die „Allg. Ztg." sind hier in runden Klammern beigefügt.

und zwar die fremdländische, Besitz ergriffen, denn die Bemühungen, eine englische Oper zu erhalten, sind längst aufgegeben. In Drurylane und Coventgarden lassen sich italienische und deutsche Opern hören, eine französische im kleinen St. James-Theater, wo das deutsche Schauspiel sich in zwei Sommern gezeigt hat. Das Theater Royal-Opera ist geschlossen. Meinem Interesse für die englische Kunst sind nur vier Theater geöffnet: Das Prinzeß-Theater, von Charles Kean dirigiert, das Haymarket-, das Olympic- und das Adelphi-Theater. Das Lyceums-Theater unter Mathews Direktion war in die Provinz gegangen. Sadlers Wells, wo noch bis vor einiger Zeit mit schwachen Mitteln Aufführungen Shakespearescher Stücke stattfanden, die selbst Macready empfahl, ist ganz geschlossen. Die übrigen geringern Theater bieten kein künstlerisches Interesse. So laß mich denn zuerst von Haymarket erzählen.)

Montag, den 10. August. Ein Haus, nicht so groß als unser Theater, von nur drei schmalen Rängen, die ohne architektonische Prätension rundum laufen, goldverziert. Die Decke, etwas gewölbt, schneidet links und rechts die allzu geradeauslaufenden Gallerieplätze wie lange Logen aus, im Bogen die mittleren. Proszeniumsbild auf Goldgrund, der Vorhang eine italienische Landschaft. Staffage Falkenjagd. Alles hat den Charakter eines anständigen Vergnügungsortes, künstlerische Weihe wehte mich aus gar nichts an. Auch haben alle Einrichtungen etwas Provinzielles. Was aber die Anwendung der Bühne für die Darstellung betrifft, so war diese immer zweckmäßig und in vielen Punkten nachahmenswert. Die geschlossene Zimmerdekoration fängt hier erst nach der ersten Kulisse, und nicht am manteau d'Arlequin an, so daß hier ein Aus- und Eingang bleibt, der außerhalb der Lokalbestimmung der Dekoration liegt,

und den, nach altem englischen Herkommen die ersten Künstler gern benutzen. Die Fenster sind meist im Hintergrund, die Türen an den Seiten werden vornehmlich gebraucht, die Flügel schlagen zur Bühne herein, so daß die Abgehenden noch unter der geöffneten Tür sprechen können, was sich sehr lebendig ausnimmt; die Möbel sehr natürlich und geschickt zum Spiel nutzbar gestellt. Aber die Dekorationen reichen noch weniger aus, als unsre alten, man sieht in die Kulissen, über die Soffiten in die Maschinerie hinein, [es scheint,] das geniert nicht. Die Kostüme waren nicht mit Geschmack und Richtigkeit, auch nicht mit Sorgfalt geordnet, das alles hatte durchaus nicht die Vollendung, welche ich gerade in diesen Realitäten erwartet hätte. Andere Theater sollen das besser leisten. Das Spiel aber machte mir den vorteilhaftesten Eindruck, wenigstens von seiten der ersten Talente. Die zweiten und dritten ließen viel zu wünschen, und wenn auch daher rasch und glatt gespielt wurde, man von einem Souffleur gar nichts wahrnahm, so kann ich es doch ein künstlerisches Ensemble nicht nennen, weil die Nebenrollen nicht genug zur Totalwirkung stimmten. Man spielte zuerst und zum 41ten Male in dieser Saison, ein fünfaktiges Stück im Rokokokostüm: „die Ritter von der Tafelrunde". Das sind Spieler, die allerlei Intriguen treiben. Ein breites, umständliches Machwerk, augenscheinlich aus einem Roman gezogen. Vandenhoff gab den Hauptspieler, einen Kapitän, ganz exzellent. Außer einer wiederkehrenden, etwas eitel unternehmenden Stellung und zu vielem Tabaks- und Dosenspiele vortrefflich in sichrer, ruhiger und scharf energischer Haltung eines übergewichtigen Weltmannes, von der Verruchtheit seines Metiers. Eine Verkleidung als Notar, in der er ein junges Mädchen zu seiner Absicht stimmen will, fein und geschickt charakerisiert: Von erstem Range. Ebenso Buckstone, der Direktor dieses Theaters, der den drolligen,

gutmütigen und zugleich tapferen Musikanten spielte. Liebenswürdig, rasch, ohne Absichtlichkeit und doch von scharfem Effekt. Der jüngere Farren [Sohn des berühmten Komikers] spielte einen ruinierten Baronet, der von dem Spieler in seine Intriguen gezogen wird, gut, vorzüglich natürlich und von lebendigen Details, wie denn überhaupt die in allen Einzelhheiten reich variierte Natürlichkeit dem englischen Lustspiele mit vollem Rechte nachgerühmt wird. Miß Reynolds in der Rolle der verfolgten Unschuld ausdrucksvoll im Spiele, aber von wehtuendem Organ, es scheint, daß die englische Sprache die Frauenstimmen fast alle unangenehm und verletzend macht. Die Schauspielerinnen sprechen alle mißlautend. Mrs. Fitzwilliam, die heitere Liebhaberin, ist schon gar zu alt und von unschöner Miene, und ihre Mimik, so ausdrucksvoll und drollig sie ist, entstellt sie komplett. Aber geschickt ist sie und erfindungsreich und darum wohl noch immer mit Recht der Liebling des Publikums. Im einaktigen Lustspiele darauf: „as like as two peas,“ spielte Buckstone einen Ehemann, der seine besondern parties de plaisirs vor seiner Frau damit rechtfertigt, das sei ein andrer, der ihm zum Verwechseln ähnlich sehe, und den die Frau nun einmal wie seinen Doppelgänger behandelt und aus dem Hause weisen läßt, sehr drollig und mit allerliebsten Schelmenmienen. Mrs. Fitzwilliam als Frau als Meisterin; ihre Freundin Mrs. Buckingham trotz ihrer großen Gestalt einmal sehr anmutig und ausdrucksvoll in den Bewegungen, was der Engländerinnen Art gar nicht ist. Mr. Compton ist auch als Komiker sehr beliebt, spielte in beiden Stücken, hat Ruhe, Aplomb und wirksame Augen, so ein Darsteller für Bramarbasse, aber er ist mit den andern doch nicht in einen Rang zu stellen. Zuletzt kam „Skapegoat, der Hofmeister in tausend Ängsten“, wo Chippendale, der im ersten Stück einen würdigen General sehr schlecht ge-

spielt hatte, den Hofmeister sehr gut gab. Am besten war hier Miß Ellen Chaplin als Magd. So natürlich in Haltung und Bewegungen und ohne Absichtlichkeit, die Art, die Arme zu halten, mit der Hand daran herunterzustreichen, die Schürze in den Händen zu reiben, dann die Bewegungen im Zorn, so die Gewohnheiten des Fegens und Scheuerns zu spüren und Spiel und Rede so überaus natürlich und von wohl getroffenem Effekt. (Die humoristische Kraft dieser ersten Talente ist erstaunlich, begierig war ich nur, sie in nationalen Stücken kennen zu lernen.)

Dienstag, den 11. Juli.

Wir kamen spät fürs Theater [von Hamptoncourt] zurück, fuhren im Omnibus die lange, lange Strecke bis zum Prinzeß-Theater, wo wir noch die Hälfte eines Dramas [Married un-married] sahen, in gut durchgeführtem Kostüm der Kaiserzeit. Ein Offizier läßt den vermeintlichen Geliebten seiner Frau in seinem Versteck einmauern, oder vielmehr die Tür mit Zement verkitten, was sehr lächerlich im Grunde ist, aber durch das outrierte Spiel der Frau als etwas ganz Entsetzliches erschien; ein Maurer haut ihm ein Loch in die Wand, und der Vogel springt heraus. Ein jämmerliches Ding und höchst übertrieben und komödiantisch dargestellt. Der Offizier, ein schon alter Künstler, war allein gemessen, prägnant, er heißt Mr. Ryder, seine Frau Mrs. Heath, wie gesagt, abscheulich in eckigen Bewegungen und übertriebener Raserei. Das Aufkreischen, das schreiende Schluchzen, das wilde, trotzige Aufbegehren, das sind die siegreichen Modefarben hier. Miß Murray war in der Rolle eines Dienstmädchens lange nicht so gut, als gestern Miß Chaplin und der Liebhaber, Mr. Cathcart, deklamierte sehr. Nun kam das von Felix uns brieflich beschriebene „Faust und Margarethe", das dummste, ge-

schmackloseste und taktloseste Machwerk. Eine Zauberfarce aus den Momenten des Goetheschen Gedichtes gebraut, das aus diesem Grunde nur um so unverschämter war. Das Ding war gestern zum 61ten male bei vollem Hause, und dieser Anteil, wie der Beifall, den die komödiantische und widerlich outrierte Darstellung fand, gibt dem Londoner Kunstgeschmack ein trauriges Zeugnis. Charles Kean spielte den Mephistopheles. (Er ist ein Künstler von Ruf, darum hält man sein Urteil nach einer einzigen Rolle zurück, die ihm vielleicht nicht zusagt. Seine schnarrende, näselnde, wirklich mißtönende Stimme war aber nicht erkünstelt, und seine Rolle hätte ihm wohl mehr Gestaltungsfreiheit erlaubt, als er benutzte. Er hätte die Pointen der Reden wohl aus ihrer Roheit erlösen und ihnen mehr ironische Grazie geben können, überhaupt hätte die ganze Haltung der Darstellung uns ahnen lassen sollen, daß man mit einem Geist, wenn auch einem höllischen zu tun habe.) Der Faust vollständig untergeordnet und talentlos, Valentin wieder der deklamierende Cathcart, wenigstens ein hübscher junger Mann und voll Feuer, sein Sterben war in echt englischer Manier, noch einmal nach Margarethe schreiend, auffahrend in ganzer Größe und dann rücklings über der Länge nach zu Boden fallend. Solche Equilibristenstücke, wozu auch die Geschicklichkeit im Fechten gehört, die überall Parade macht, sind hier außerordentlich geschätzt. Mrs. Winstanley spielte die Marthe wie ein besoffenes Fischweib und mit einer Prätension, die an Verwunderlichkeit nur dem Beifall, den sie fand, gleich kam. Nur Miß Charlotte Leclerq spielte die Margarethe sanft, naiv, rührend, auch mit angenehmer Sprache, bis ihr Wüten zuletzt, ihre Verzweiflung bei Valentins Tode wieder ganz im Geschmack der Mrs. Heath, offenbar der herrschenden Manier, war. Dieses ohr- und seelenzerreißende Kreischen und schreiende Schluchzen

ist völlig ekelhaft. Die Szenierung ist sorgfältig, ja, aber in Karlsruhe macht man dergleichen auch und mit etwas poetischerem Sinn. Die Dekorationseffekte sehr geschickt, die Malerei könnte besser sein, die Beleuchtung aber von Gretchens erster Erscheinung und von ihrer Himmelfahrt ist das schönste, was ich von Wirkungen derart je gesehen, und ich will mich um das Geheimnis der Hervorbringung bemühen. Das Theater ist nobel eingerichtet, hat vier Ränge — Haymarket nur drei — der vierte läuft in vergoldeten Logen aus, welche zugleich als Träger der Decke erscheinen. Das Theater hat ein geräumiges Foyer, Lüstres im Vorraum, kurz ist, wenn auch nicht so schön als das Karlsruher, doch elegant und würdig. Das Haus verdiente immerhin, daß Besseres darin vorginge. Hier aber ist das Publikum eifrig im Applaudieren, während es bei dem trefflichsten Spiel in Haymarket teilnahmlos blieb. Die Hofloge war von Prinzessinnen besucht, es ist ein protegiertes Theater (dem ein Künstler von Ruf vorsteht, das noch vor zwei Jahren den „King John" aufführte und im vorigen Jahr Byrons „Sardanapal". — Du wirst begreifen, daß ich diesmal etwas niedergeschlagen nach Haus ging. Das einzige Theater, das in London sich die Miene gibt, das ernste Drama zu vertreten, hatte mir einen gar zu beklagenswerten Eindruck gemacht.) — Wir tranken auf dem Heimwege noch etwas Sodawasser, was hier viel genossen wird und von Ärzten empfohlen, um die Magennerven aufzurichten, die Luft und Lebensgetobe zu Grunde richten.

Heute, Mittwoch den 12. Juli, unterbrach mich Marschner im Schreiben. Ich hatte ihn schon bei meiner Ankunft gesehen. Er soll sich auf einer Reise zerstreuen und erholen, seine Frau ist ihm vor einem halben Jahre gestorben. Er erzählte mir das ausführlich. Was man alles zu erleben hat! Dann kam Noel, der mich mittags in

das Britische Museum führte, wo [Joh. Georg] Kohl in der Bibliothek arbeitete und mir diese und eine Menge Details der Einrichtung zeigte. Die Bibliothekare waren sehr zuvorkommende, liebenswürdige Leute. Die Art der Wiederherstellung halbverkohlter Bücher aus dem Brande der Westminsterabtei war sehr merkwürdig. Dann durchgingen wir das naturgeschichtliche Museum von ungeheurer Reichhaltigkeit. Die Gerippe der urweltlichen Tiere zogen mich am meisten an. Auch ein Teil eines Menschengerippes in Urkalk ist da, aber es ist gar nicht groß. Unten sahen wir dann die ägyptischen und babylonischen Monumente und die griechischen Marmorstatuen, unter denen die Figuren, d. h. die Trümmer derselben aus dem Giebelfelde des Athene-Tempels (Parthenon) das schönste sind. Ich kann nicht sagen, daß die Marmorbruchstücke mir größeren Eindruck machten, als ihre Gipsabgüsse; aber hier steht auch ein Modell des Tempels und die Giebelfelder daran, in den Figuren hergestellt, so daß man die Trümmer derselben nun besser versteht. Noel und Kohl sind sehr freundlich und wollen mir allerlei Bekanntschaften verschaffen. —

Mittwoch. Wir waren [mit Noel und Marschner] im Olympic-Theater, das klein und anspruchslos ist, nur mit zwei Logenrängen. Hier ist das Lustspiel ganz zu Haus und in großer Vollkommenheit. Die geschlossene Zimmerdekoration ist hier mit noch mehr Sorgfalt für die Darstellung ausgebildet als in Haymarket, die Stellung der Möbel, die Tische oft zu zweien auf dem kleinen Theater, mitten auf der Bühne, stellen nicht nur die vollkommene Ähnlichkeit mit dem wirklichen Leben dar, sondern geben auch den Darstellern die ungezwungensten Anlässe, mit den Möbeln auf das allerungezwungenste zu spielen und dadurch in die Situationen die reizendste Unbefangenheit und Mannigfaltig-

keit zu bringen. Bald stehen und sitzen die Darsteller an Wänden, am Kamin, seitwärts, rückwärts, immer wie es der Möblierung nach natürlich ist, nie wie in Deutschland, nur um immer sich dem Publikum zu präsentieren und mit ihm zu reden. Im Verlaufe eines Gesprächs, das bei uns unausgesetzt am Souffleurkasten stehend gespielt werden würde, sieht man die Personen zwei-, dreimal die Plätze wechseln, bald sitzt einer hier, der andere geht umher, dann gehen beide und sitzen dann wieder beisammen; dies alles wird durch eine so reichhaltige Natürlichkeit und so lebendige Varietät des Spieles getragen und angewendet, daß die längste Unterhaltung unausgesetzten Reiz ausübt. Ich glaube, man darf die englische Komödie, oder um es bestimmter anszudrücken: das eigentlich komische Drama, über das französische stellen. Sie hält dieser an Reichhaltigkeit der Erfindung und eigentlicher Vertiefung in den Humor der Situationen und Stimmungen nicht nur die Wage, ja sie überwiegt und hat der konventionell nationalen Manieren viel weniger. Das englische Lustspiel ist die drolligste und liebenswürdigste Natur. Aber was für ausgezeichnete und schöpferische Talente sind auch unter diesen Schauspielern. Einen drolligeren Künstler als den kleinen Mr. Robson kann es gar nicht geben, der jedem Momente, auch dem scheinbar gleichgültigsten, solch eine abgründige Lächerlichkeit abzugewinnen weiß und höchst selten einmal einen Spaß macht, der außerhalb der natürlichen Entwicklung läge. Alles findet sich von sebst und doch drängt sich die erstaunliche Fülle von komischen Nuancen aneinander. Er spielte in „Perfect Confidence“ einen Ehemann, der sich von seiner jnngen Frau betrogen glaubt. Seine Selbstgespräche, in denen er sich in Zweifeln umherschlägt, seine Beängstigungen und Leiden mustert, die halblaute, gedrückte Zornesstimme dabei, dies arbeitende Gesicht, das die kleine Nase

hin- und herschiebt neben den funkelnden Augen und dabei das geschickteste Maß einer unverlierbaren Grazie sind unerschöpflich komisch. Der Gipfel der Rolle ist der Moment, wo die hübsche junge Frau, ganz beängstigt von seiner Aufregung, die sie sich nicht zu erklären weiß, ihm Brausepulver einrührt, und er glaubt, sie wolle ihn vergiften. Dies Gesicht, vom Zorne zum Entsetzen, Grausen, Angst und Empörung überspringend, wird mir unvergeßlich sein; dann der Entschluß, wirklich sterben zu wollen, das Ansetzen des Glases, und es doch nicht vermögen zu trinken, ich habe nie etwas so hoch Komisches gesehen. Im zweiten Stück, [einem englischen Originallustspiel], dem alten Colemanschen „die eifersüchtige Frau", spielte das Ehepaar Wigan. Er [Alfred W.], ein feiner, verständiger Schauspieler, den man mit Wolff vergleichen könnte, nur ist er doch erfindungsreicher und übertreibt nirgends. Die Frau, eine exzellente Künstlerin, spielte die eifersüchtige Gereiztheit so stark und dabei so maßvoll, in den höchsten Aufregungen so natürlich, mit versetztem Atem und zurückgehaltener Sprache. Die Szene, wo die vornehme Dame ihr immer mehr Mißtrauen und Verdacht einflößt, so komisch und zugleich so bedauerlich beängstigt. Zuletzt machte sie ein Meisterstück, als sie dem Mann gegenüber, der nun ernsthaft auftritt und Herr im Hause sein will, den letzten Trumpf ausspielt und in Wein- und Lachkrampf ausbricht. Das macht sie so natürlich und bleibt dabei in den Grenzen, die so haarscharf von dem Widerlichen scheiden, mit der sichersten Grazie und der treffendsten Komik. Noch einmal schreit sie hysterisch auf, als der Mann selbst die helfenden Freunde zurückruft, aber da sie nichts ausrichtet, und der Mann beharrlich bleibt, und sie nun den Krampf aufgibt und ihn halb erstaunt, halb verlegen ansieht, da glaubt man wirklich daran, daß die Kur gründlich gewirkt hat, man sieht eine sittliche Ver-

wandlung vorgehen. Das war alles sehr schön. — Das Stück ist veraltet, breit, Kotzebue hatte recht gehabt, die Doppelhandlung wegzulassen, nur hätte er damit nicht die Entwicklung zu sehr übers Knie brechen sollen. Die vornehmen Leute wurden nicht sonderlich gespielt, diese Region scheint den englischen Schauspielern nicht so zugänglich als die bürgerliche, und hierin werden sie von den Franzosen überflügelt. Der Mr. Robson ist als Liebhaber und gar als vornehmer Stutzer gar zu unfähig, aber seltsam ist es, daß die Anfänger hier und die Mittelmäßigen, wohl ungelenk, steif und ungraziös spielen, aber immer durch Züge von Natürlichkeit überraschen, die in Deutschland erst mit der größeren künstlerischen Reife kommen. Das englische Lustspiel fängt bei der Natur an, bei uns kommt es erst zuletzt dabei an. Eine sehr angenehme Liebhaberin hat das Theater an Miß Marston, nicht nur hübsch, auch anmutig. — Zuletzt spielte man ein Scribesches Stück [Heads or tails?], das in Deutschland unter dem Titel „Mein Glückstern" geht. Lebhaft und höchst komisch, Wigan etwas zu alt für den unbesonnenen jungen Mann, Robson sehr drollig mit seinem Schnupfen, das häufige Niesen wurde nur lästig. Vortrefflich Mrs. Wigan als Dienerin des Hauses. So borniert und gutartig auffsätzig gegen den polternden alten Herrn, so hübsch geschwätzig und doch nicht lästig war sie. Und wie fein spielt sie. Die Szene, in welcher der junge Mann, dem sie schon von ihrem eifersüchtigen Liebhaber erzählt hat, ihr ein Hochzeitsgeschenk verspricht, wenn sie auch etwas für ihn tun wolle, und sie sich einbildet, er wolle einen Kuß von ihr haben, und sie sich verschämt dazu bereit hält, und als er nun die Briefe ihr zur Besorgung gibt und nichts weiter will, betreten, beschämt und fast beleidigt ist — alles das spielt sie ohne erklärende Worte, nur durch Mienen und Geberde und ebenso leise

und ohne Absichtlichkeit als scharf und verständlich präzisiert. Ein sehr schöner Abend . . .

Donnerstag, den 13ten.

Wenn ich mit den Theatern fertig bin, bin ich's auch mit London. Es gibt keine ermüdendere Stadt, keine, deren man trotz allem Merkwürdigen so bald überdrüssig wird. Das Straßentreiben in Paris ist immer amüsant, hier nur lästig, weil es ein ewiges Einerlei von ganz gleichen Wagen und Fußgängern ist. Die Straßen — bis auf wenige von architektonischer Opulenz — alle mit den glatten, schwarz berußten Häusern, unten Laden an Laden, ein jeder reichhaltig genug für die Schaulust, aber in ihrer unaufhörlichen Menge unerträglich einerlei, machen den Vorübergehenden zuletzt nur schwindlig, man unterscheidet gar nichts mehr, weil zu viel zu unterscheiden wäre. Eine Straße sieht zuletzt wie die andere aus, man stumpft ab in dieser Monotonie der Mannigfaltigkeit. Ich habe mich nicht vergebens davor gescheut, London macht mir ganz den erdrückenden Eindruck, den mir Mendelssohn schon geschildert hat.

Freitag, den 14ten.

Gestern vormittag ging ich mit Felix zu Russel, da ich ihn nicht traf, in die National-Bildergalerie auf dem Trafalgarplatz. Hier sind wieder große Schätze angehäuft. Von allen berühmten Meistern Meisterstücke, Morillo zog in zwei Bildern meine besondere Aufmerksamkeit an: Welche Innigkeit und Heiligkeit, Unschuld und Lieblichkeit, und welch ein Farbenglanz! Von Zurbaran ein betender Franziskus, die Kapuze über den Kopf gezogen, der obere Teil des Gesichtes tief beschattet, man erkennt nur den betenden Mund. [Solche] Andacht vermögen nur die Spanier zu malen. Von Guido Reni sind hier schönere Bilder in Form und Farbe, als ich noch von diesem Meister gesehen.

Andromeda, die geschmückte Venus, Lot und seine Töchter, Susanna mit den Richtern. Eine Anzahl Landschaften von Claude Lorrain belehrten mich einmal vollständig über diesen Meister. Rubens ist in bekannten Bildern vertreten; von Caracci war nur eine Landschaft merkwürdig und ein toter Christus, von Leonardo: Christus unter den Pharisäern, Brustbild. Von van Eyck sind zwei wundervoll gemalte Porträts da, ein Kopf mit einer roten Schalmütze und ein Ehepaar, das, ganze Figur, etwa fußgroß, sich bei der Hand hält. An Malerarbeit ein non plus ultra. Von Bellini gefiel mir der Kopf eines Genueser Dogen besser als alle seine Heiligenbilder. Was von Raffael hier ist, zieht mich nicht an, das kleine Bild der Heiligen mit dem Stachelrade und ein Stück aus dem Kindermorde . . .

Nun muß ich noch an den Mann von Mrs. Faucet [Mr. Martin] schreiben, der mich sehr zuvorkommend auf morgen eingeladen hat, wo ich aber schon zu [Julius] Benedict geladen bin. Ist mir alles beides gleich fatal. Es kostet wieder einen Theaterabend und trägt mir nichts ein. Noel hat mir seinen Klub gezeigt, d. h. einen Palast, in dem die Mitglieder zu Haus sind, wohlfeil wohnen und essen und trinken wie die Fürsten, Schreibzimmer, Lese- und Sprechsäle, Bäder, Ankleidezimmer und Gott weiß was haben. Eine merkwürdige Einrichtung, ganz für das Londoner Leben geeignet. Dann führte er mich zu [Gottfried] Semper, der hier bei einem Institut in Marlboroughhouse angestellt ist, der mir den merkwürdigen Leichenwagen des Herzogs von Wellington zeigte, ein Kunstwerk von Schnitzarbeit, dann eine Ausstellung von Stoffen, Vasen, Waffen, Majoliken, Statuetten, Modellen und Gott weiß was, ein Rest und Denkmal von der großen Industrieausstellung. Es geht ihm ziemlich gut, sagt er, der alte Raisoneur ist er natürlich immer noch. Dann führte mich Noel zu dem

Schriftsteller Tom Taylor [dem Dramatiker], dem angenehmsten Manne auf diesem Gebiete, der Emil sehr nützlich gewesen ist, in Dresden war, auch meine Kunstgeschichte kennt. Er war sehr liebenswürdig, offen, mitteilend, spricht sehr gut französisch, wir schwatzten ziemlich lange, und er lud mich und Felix auf Montag in seinen, den Garrikklub ...

London, 15. Juli 1854.

Wir haben gestern das Adelphi-Theater besucht. Es ist klein, wie Olympic, hat auch nur zwei Ränge, die aber bunter und geschmackloser bemalt sind, Eingänge, Bänke und die ganze Zurüstung sind unbehaglich und schmierig und abgerissen. Das Dekorationswesen budenhaft, kein Vorhang, keine Kulisse, keine Souffite deckt, man sieht groß und breit in die Maschinerie hinauf, schäbig, unsauber ist alles, und doch geht die große Welt hierher, und ein Mann wie Tom Taylor läßt seine Stücke hier aufführen. Das Theater macht gute Geschäfte. Man spielte lauter Bearbeitungen aus dem Französischen. Ein elendes Stück [The discarded son] fing an, worin ein junger Mann von Familie, der, mit seinem Vater entzweit, Ulan geworden ist, von einer vornehmen Dame geliebt wird, die mit ihrem Kammermädchen als ihresgleichen verkleidet aufs Land in die Soldatenkneipe kommt, sich da tüchtig herumzerren und abküssen läßt. Im zweiten Akt kommt der junge Ulan in Zivilkleidern unter anderm Namen in das Haus der vornehmen Dame, gerät in Nebenbuhlerschaft mit seinem Obersten in Streit und wird von ihm in den Arm verwundet. Da die Dame den jungen Mann militärfrei machen will, wird er vor den Obersten gebracht und stellt sich betrunken, um nicht erkannt zu werden. Betrunkenheit ist die Hauptwürze aller modernen französischen Stücke seit der neuen Kaiserzeit. Der Oberst glaubt den Herrn von gestern zu erkennen,

und da all seine andern Prüfungen fehlschlagen, erinnert er sich des verwundeten Armes seines Gegners und faßt ihn fest daran, läßt ihn seine Mütze aufheben, kurz, peinigt ihn, daß mir übel wurde, beinahe bis zur Ohnmacht, und das Spiel des jungen Mannes, in dem er die Überwindung dieser Marter darstellt, ist die Pointe des Stücks. Sind wir nicht mitten in dem Geschmack der römischen Kaiserzeit? Das ist dasselbe Plaisir, wie an den Gladiatorenspielen. Dazu wurde das Stück mit vielem Talent, aber sehr gemein gespielt. Die höhere Gesellschaft wird in diesem Theater ganz besonders schlecht dargestellt ... Im zweiten Stück, „Hopes and fears“, wird man in der Teilnahme einer Mutter, Schwester und Braut eines Seekadetten gemartert, dessen Tod man betrauert, und der frisch und gesund zurückkommt. Jeder einzelnen muß das nun beigebracht werden, und wie sich Hoffen und Fürchten und endlich die Freude äußert, das ist die Aufgabe der Darstellung. Sie wurde sehr gut geleistet. Miß Woolgar war als Seekadett sehr gut, ein übermütiger, gutherziger Schlankel. Mad. Celeste, eine französische Schauspielerin, die sich hier englisch eingebürgert hat und dies Theater eigentlich dirigiert, als Mutter: gehalten und geschickt in französischen Manieren, sie spricht nicht gut Englisch, was aber unendlich angenehmer klingt, als die Sprache der anderen Damen mit ihren vielen Zisch- und Gurgellauten. Zuletzt gab man eine Posse, „a moving tale“, worin alle Kalamitäten des Wohnungswechsels bei Bürgersleuten dargestellt wurden. Dies spielte die Familie Keeley, die humoristischen Matadoren an dieser Bühne. Der Mann, ein kleiner, dicker Mann, der wesentlich durch völlige, trockene Gleichmäßigkeit, durch Stillesein, Sichbesinnen wirkt; die Frau, ein starkes, erfindungsreiches Talent, voll der reichsten Nuancen und Effekte, natürlich durch und durch, die Gemeinheit mit dem

größten Aplomb und doch immer angenehm zeichnend. Ihr Weinen, ihr Lachen, ihr Maulen und dann ihr Gesetzt- und Vornehmtun, dann ihr Schelten und Toben, alles meisterhaft, energisch bis zur äußersten Grenze, aber immer nur bis dahin. Die Tochter spielte in dem Trauerstücke [Hopes and fears] die Schwester des Seekadetten so rührend im Schmerze, so hübsch naiv verschämt in Beziehung auf ihren Liebhaber und dann die Freude, als der Bruder lebt, so überfließend, so überschwänglich jugendlich, mit tausend Küssen und Hüpfen und Springen, daß man vor dieser Stärke der Wahrheit bei so viel Anmut erstaunen mußte, zumal das Mädchen nicht hübsch ist; und dieselbe machte in der Posse ein schmutziges Kindermädchen, mit berußtem Gesicht und Schultern, rotem Hals und Armen, einem Kleide, bei dem der Schlitz hinten klafft, und die aufgerissene Seite den blauen Unterrock zeigt, die sich das zottligste Haar zu Zeiten kratzt, in abgetretenen Schuhen laatscht, erst die Bettpackete schleppt, nachher das jüngste Kind, und alles so ungeschickt und so schrecklich mühsam. Obschon die Nebenpersonen hier gar ganz untergeordnete Leute sind, so spielen sie doch eben alle natürlich und charakteristisch. Das bloße Hersagen und mit Routine Abfertigen einer Aufgabe, bekommt man auf diesen Komischen Theatern gar nicht zu sehen. Aber gewiß ist: das Edle, Ideale ist dem englischen Theater fremd, die Schauspielkunst ist im Wiedergeben der ungebundenen Wirklichkeit außerordentlich stark, reich, frappant, vielleicht stärker als die französische, aber dem Theater fehlt die Durchbildung, fehlt alles, was man unter den Begriff Schule faßt . . . Das englische Theater kann uns deutlich belehren, wohin es kommt, wenn es von der Zucht ganz und gar entlassen ist, wenn kein Interesse der Staatsautorität ihm Unabhängigkeit vom Geschmack der Menge, keine Maßstäbe, keine Gesetze gibt und den Zusammenhang mit der besseren Richtung

der Literatur. Man zehrt hier von dem Abwurf der Pariser Boulevards-Theater, Shakespeare ist in dieser Saison auf keinem der Londoner Theater zu spüren, man sagt mir allgemein, daß er eigentlich nur noch in den Provinzstädten, in London nur höchst selten, aufgeführt würde. Das ist eine wahre Nationalschande, und sie hat ihren Grund in dem Unternehmerwesen, in dieser hochbelobten, freien Entwicklung der Kunst nach dem Volkswillen, das heißt in dieser Vorteilsjagd, die die Buhlerei mit dem großen Haufen notwendig macht. Man hat hier für unnennbare Summen Kunstschätze zusammengebracht, man unterhält italienisches, französisches und deutsches Theater, und die Nationalkunst liegt elendiglich darnieder, wird nur durch die außerordentliche Stärke der vereinzelten Talente des Interesses wert erhalten. Was wäre es denn für die englische Regierung, ein British-Theater zu errichten von wirklich nationaler Richtung, mit einer Schule versehen, auf der der Direktion ein Dutzend Shakespeares und die andern vornehmsten englischen Autoren zur Repertoirepflicht gemacht würden? Und wenn das zunächst jährlich 100000 Pfund kostete. England kauft eine Menge Unsinn viel teurer, könnte es für ein heilsames Nationalinstitut nicht so viel tun, das bessere Einwirkung verspräche und stärkere als alle Museen? Es ist unerklärlich in einem Lande von so bewunderungswürdiger Nationalkraft, von so ergiebigem Nationalstolz, daß es den Einfall eines Nationaltheaters niemals gehabt hat. So bleibt nun alle Bemühung einzelner Unternehmer vereinzelt, es ist kein Institut da, welches die gelingenden einzelnen Unternehmungen erhalten könnte, die Unternehmer wechseln wie die Jahreszeiten, und jeder will nur seinen Vorteil, und jeder glaubt ihn in anderer Weise als sein gescheiterter Vorgänger suchen zu müssen. Das englische Theater geht zugrunde, weil es suchen muß dem Publikum es recht zu

machen. Dahinter verbirgt sich eine Menge schlechter Geschmack, Faulheit und Schlendrian der Direktionen; aber auch der beste Wille könnte diesen Zustand nicht reformieren, ohne starke, rückhaltsvolle Institutionen, ohne höhere Autorität. Dabei ist nun das Publikum natürlich von außerordentlicher Unbildung und Rohheit. Nur das Frappante findet Beifall, die frappante Wahrheit allerdings auch neben der frappanten Affektation, aber man hat auch hier wenig Manieren. Man spricht laut, und niemand wehrt es, man kommt und geht, wie man Lust hat, um 9 Uhr, wo die halben Eintrittspreise eintreten, entsteht allgemeiner Rumor im Hause von den Eintretenden, zu Ende des letzten Stückes findet eine förmliche Auswanderung statt, man geht aufrecht an den noch Sitzenden vorüber, so daß diese nichts mehr hören und sehen können. Das Publikum auf den geringer bezahlten Plätzen hat noch einen Anteil an der Bühnenhandlung wie an einem wirklichen Vorgange. In der „Eifersüchtigen Frau" sagte eine Dame hinter uns zu ihrer Nachbarin, als der Mann am Ende des Stückes wieder schwankte, in äußerster Spannung: „wenn er nur nicht wieder nachgibt". Gestern, als der Frau Keeley ein Brief des Mannes, den er ihr verheimlichte, in die Hände fiel, rief eine Frauenstimme vom Paradiese: „da hat sie ihn doch!" Selbst bis in die höchsten Stände, bis in den ersten Logenraum reicht gespannte Teilnahme, ich sehe neben mir in den Parterresperrsitzen die Damen wie die Männer vorgebeugt und gespannt die Darstellung verfolgen, ja, die Lippen bewegend sich die gesprochenen Worte einprägen. Ein Publikum von so starker Teilnahme, das auch alle frappanten Wendungen des Stückes mit Akklamation aufnimmt, selbst wenn die Darsteller gar kein Verdienst daran haben, kurz, das die lebhafteste Sympathie für das Dargestellte hat, ein solches Publikum ist ganz gewiß zu dem höheren Anteile zu erziehen, für das Edelste.

Die Zeit der großen Talente ist für England so gut wie für die ganze Welt verloren, und es scheint auf allen Gebieten, die Ebene steigt, und die Berge versinken, die Arbeit auch des Genius wird immer mehr geteilt, und der Geist der Gesamtheit muß jetzt die großen Dinge tun. Keine Kunst ist fähiger, in dieser Richtung den Forderungen der Zeit zu entsprechen, als die Schauspielkunst, die ihrer Natur nach auf die Gesamtwirkung angewiesen ist. Warum kommt das assoziationsstarke England nicht darauf, diese Kunst der vollkommensten Assoziation aller künstlerischer Mittel zu einem großen Hebel der Nationalveredlung zu machen? Es ist nur aus der Gewohnheit erklärbar, daß hier in England alle gemeinnützlichen Einrichtungen von der Gesamtheit oder einem repräsentierenden Teile derselben ausgehen. Aber auf Aktien ist ein British-Theater nicht zu errichten, denn Geld eintragen soll es nicht, es soll nützen, wie Kirche und Schule, im weitesten Sinne, d. h. wie Museen, Akademien und Konservatorien. Es muß einen dauernden Rückhalt an Geldmitteln, es muß eine dauernde Beaufsichtigung im höheren Sinne haben, darum kann ein British-Theater nur von der Krone gestiftet, nur von ihr aufrecht erhalten werden, und entschließt man sich nicht dazu, so sinkt das englische Theater immer mehr zur Schaubude herab, was das belobte Prinzeßtheater schon jetzt ist, wenn man ganz aufrichtig sein will — und wird andererseits nur noch zur Belustigung der untersten Klassen da sein. Würde ein solches Theater für die edlen Gattungen des Dramas errichtet, so höbe dann die weitere Frage an, über die Ausbildung des englischen Ideals. Bis jetzt hat man es in allzu großer Annäherung an die französischen tragischen, pathetischen Manieren gesucht und hat diese mit der Kraft der englischen Natur auf grasse Weise übertrieben, ich sehe, daß das dem reifen und verfeinerten Urteile hier keineswegs zusagt, ich glaube, wenn der Eng-

länder seine Auffassung der höheren Seelenbewegungen aus seiner Auffassung des gemeinen Lebens herauswachsen ließe, so würde etwas ungleich Besseres und Edleres und etwas ungleich mehr Englisches hervorgehen. Will die englische Kunst sich für ihre Wiederaufrichtung an eine fremde Kunst anlehnen, so wäre die deutsche ihr die nützlichste. Einmal weil sie eine stammverwandte Auffassung der Dinge hat, dann weil unsre Bühne — wie gering wir selbst auch davon denken mögen, wie groß uns die Arbeit auch erscheinen mag, die vor uns liegt, um die deutsche Bühne unseren eigenen Anforderungen entsprechen zu lassen — sie immerhin in der Tätigkeit ihrer hervorragenden Institute unendlich mehr Grundsätzlichkeit, mehr Würde und Weihe, wenn auch nicht besitzt, doch anstrebt, als man das im gegenwärtigen Augenblicke von dem Theater irgend einer andern Nation sagen kann, denn das Theater Frankreichs hat in dieser Beziehung in neuerer Zeit sehr eingebüßt. Das Herüberrufen deutscher Schauspieler war daher wohl durch eine instinktive Stimmung Londons herbeigeführt, aber das genügt nicht. Talente, die erst für den Zweck von 20 Vorstellungen etwa zusammentreten, können ein Theater, können das Wesen unserer Schauspielkunst gar nicht repräsentieren. Es wird damit nur ein Kampfplatz für einzelne hervorragende Talente eröffnet, es ist das Schauspiel der Virtuosität, an dem die Londoner Gesellschaft sich schon so lange Zeit und zum Verderben ihres Geschmacks unterhält. England muß den Einfluß eines deutschen Theaters zu Hilfe rufen, dessen Ensemble einen sicheren Stil gewonnen hat, so daß es wirklicher, dramatischer, d. h. Totalwirkungen fähig ist. Man hat deshalb schon den Vorschlag gemacht, ein durch ein gutes Ensemble sich auszeichnendes Theater zu einer Saison in seinem ganzen Zusammenhange herüber zu rufen. Kann sein, daß dies die gewünschte Wirkung hervorbrächte, kann sein, auch nicht.

Es hängen solche Unternehmungen von Zufälligkeiten ab, die sich nicht immer beherrschen lassen, auch wird eine geschlossene Kunstgenossenschaft in ihren Wirkungen schon verändert durch den neuen Ort, die fremde Bühne, den fremden Apparat. Viel sicherer würde mir ein wohltätiger Einfluß der deutschen Kunst auf die englische erscheinen, wenn man Künstler, Regisseure oder literarische Dramaturgen auf einige Zeit nach Deutschland schickte, die besten Theater genau im Verfolge ihrer Studien und Leistungen zu studieren und die empfangenen Eindrücke, in ihrer nationalen Weise verarbeitet, dem Vaterlande zurück zu bringen. Wie die Dinge jetzt stehen, würde ein solches Studium so gut als nichts nützen, der Boden für das höhere Drama existiert eigentlich nicht mehr. Macreadys Bemühungen [um Shakespeare] sind überflutet und verwischt, das kleine Theater ‚Sadlers Wells‘ hat mit seinen mittelmäßigen Versuchen mit Shakespeare nichts ausgerichtet, tragische Talente, wie Helen Faucet treten zurück, weil sie keine Stücke, keine Mitspieler mehr haben; mein censeo heißt: England muß sich in seiner Hauptstadt eine tonangebende Kunststätte schaffen, in der die Schule und die Tradition der Nation ihre größten poetischen Schätze lebendig erhält und den Typus dessen, was sie für die höhere Menschheit hält, in lebendiger Anschauung erhält. — Doch von dieser Herzensergießung muß ich eilen, auf mein Tagebuch zurückzukommen.

Am Sonnabend rückten wir — gestern war's — um 2 Uhr aus, nahmen unterwegs ein Frühstück, reisten per Omnibus an das Ende von Westend, Bronzetown, wo es reizend zu wohnen ist, Squares überall, d. h. Plätze mit Gärten, ringsum schöne Häuser, gleichmäßig mit Säuleneingängen, kleine Wohnungskomplexe, wo wir Herrn Martin, den Mann der Schauspielerin Faucet, in einem wunderschön

und überaus reich und elegant eingerichteten Hause fanden. Sie war nicht da, er ausnehmend zuvorkommend und mit jener angenehmen Vertraulichkeit der gebildeten Engländer, die überaus wohltuend ist. Wir mußten versprechen, womöglich um 10 Uhr [abends] noch hin zu kommen, die Frau zu sehen. Nun reisten wir in einem Cab weiter an das entgegengesetzte Ende von Regentpark, wo der Zoologische Garten von Menschen wimmelte, Militärmusik da war, und wir in den prachtvoll gehaltenen Anlagen des Parks die überaus schön gehaltenen fremden Tiere in ihren angemessenen Stätten besuchten, so rasch das in zwei Stunden zu ermöglichen war. Dies ist das vollkommenste Institut dieser Art. Die Tiere sind alle wunderschön, und ihre Erhaltung im besten Gedeihen gelingt ersichtlich . . . Am unerwartetsten war mir der Anblick der Meergeheimnisse, wenigstens der kleinen, den große Glaskästen darbieten, in denen man zwischen Muscheln und Steinen zauberhafte Pflanzenbüschel aufwachsen sieht, und daran Seespinnen, seltsame Krebse, wunderlich behaarte Fische, kurz, das abenteuerlichste Gewürm umherkrabbeln und bunte, faserreiche Polypen ihre kleinen, gewürmartigen Bewegungen damit machen sieht. Schlangen und Alligatoren, Bullfrösche und dergleichen, alles ist da und alles auf das Beste gehalten und dargestellt. Als wir fort wollten, ich zu Benedict zu Tisch, fanden wir kein Cab und die furchtbarsten Regengüsse überfielen uns . . . Benedict wohnt ebenfalls auf das glänzendste, ein Diner von etwa zwölf Personen wurde mit allen Luxus-Schikanen serviert. Ich saß bei der [Pauline] Viardot-[Garcia], die gescheit und gebildet ist, und bei Benedicts ältester Tochter. Er hat auch einen erwachsenen Sohn und noch zwei jüngere Mädchen. Wie rührten mich diese Kinder, deren Dasein mich nun an ihren Ursprung, an die Liebessehnsucht erinnerte, die Benedict vor 24 Jahren so ungeberdig und damals noch

hoffnungslos zu der Mutter hegte. Wie die Welt geht! Ein Mr Charley, Redakteur des ‚Athenäums', ein Freund Mendelssohns, schloß sich mir mit großer Freundlichkeit an, ruhte nicht, bis ich ihm mich noch für Dienstag zugesagt, wo ich Miß [Fanny] Kemble bei ihm kennen lernen soll, setzte mir zu, ich solle Mendelssohns Biographie so rasch als möglich machen. Nach dem Diner war in den obern Räumen Gesellschaft, [Felix Mendelssohns Jugendfreund Karl] Klingemann kam hin. O wie unkenntlich alt, grau und kahl und kupfrig geworden. Er kannte mich anfangs auch nicht wieder. Ich beschloß, noch eine halbe Stunde zu Mr. Martin zu gehen. Da ich Charley fragte, wo ich wohl die nächsten Cabs fände, nahm er seinen Hut, meinen Arm und führte mich durch mehrere Straßen zu einem Cab, bedingte die Fahrt, woraus ich ersah, daß ich über eine gewöhnliche Tour von zwei englischen Meilen wieder zu fahren hätte, und ging dann zur Gesellschaft zurück. Diese Freundschaftlichkeit fand ich wieder in der Aufnahme bei Martins, aber vonseiten der ganzen Gesellschaft dort. Es ist dies etwas Erstaunliches für uns. Man kommt zu den fremden Leuten hier, sobald man empfohlen ist, wie ein Verwandter, den man bis dahin nicht gekannt hat, alle haben das zutrauliche, zuvorkommende Benehmen von Vettern und Basen, die die Angehörigkeit sobald als möglich betätigen möchten. Alle sehen einen wenigstens freundlich an, wenn sie nicht ansprechen, sich vorstellen lassen und die Hand schütteln ... Kohl, der da war, und mit dem ich zeitig fort wollte, hatte sich plötzlich sciſiert. Die deutsche Dame forderte meinen Arm, sie zum Souper zu führen. Heiliger Gott, es war schon, ich glaube, 99 Uhr. Nun mußte noch über eine Stunde ausgehalten werden. Die Gesellschaft war nicht sehr fein, Advokaten, Redakteure, Musiker, der junge Schauspieler Farren, Stiefbruder der Faucet usw. ... Diese war sehr angenehm und liebens-

würdig gegen mich, unsere Freunde müssen uns nicht schlecht herausgestrichen haben. Als ich zuletzt verlegen war, wie ich nach Haus reisen würde, sagte Mr. Martin einem Herrn ein Wort, und ihrer zwei nahmen mich unter den Arm und brachten mich nach Haus. Das dauerte aber anderthalb Stunden. Die Straßen waren anfangs ganz leer, dann standen noch Cabs in den großen Verbindungsstraßen, nun mochte ich die freundlichen Begleiter, die sich plagten, mit dürftigem Französisch mich zu unterhalten, nicht verlassen, hatte auch nicht Courage, mich der Willkür so eines Cabführers zu überlassen. Wir kamen an nächtlichen Kaffeeschenken vorüber, weiterhin war noch Hin- und Wiederlaufen, ich war endlich froh, noch ins Haus und zu Bett zu kommen. — Gestern vormittag war auch der alte Professor Taylor da, ein angenehmer alter Herr, mit dem ich französisch radebrechend meist durch Felix' Verdolmetschung über Geschichte der Oper diskutierte.

Montag, den 17. Juli. Es war ein angenehmer Nachmittag gestern in Weybridge bei Whittle und Frau [Sarah] Austin, die mir ihre Rückkehr durch ihren Bruder, den alten Taylor, hat ansagen lassen: Zunächst durch das Luftschöpfen, das mir ein um den andern Tag notwendig wäre; in London ist kaum zu atmen, und ich fühle mich für alle englischen Leiden hier sympathisch angeregt. In Weybridge fanden wir Whittle schon am Bahnhofe, er sagte, Mrs. Austin warte oben an der Brücke bereits auf uns. Wir fanden dort auf einem ganz kleinen, offenen Wagen eine dicke Dame sitzen, der zu Zügel und Peitsche in der Hand ein merkliches Bärtchen auf der Lippe recht angemessen stand. Nach englisch verwandtschaftlicher Bewillkommnung mußte ich zu ihr aufsitzen, Whittle ermutigte dann Felix auf den kleinen Bedientensitz hinten, aber sie verbat es sich unbefangen, ihr Pferd sei zu alt und schwach, um so viel zu

ziehen. Sie fuhr mich nun über eine Strecke echt englischer Heide, wir knüpften das Gespräch bei unsern beiderseitigen Freunden in Dresden an, besonders bei Frau von Lüttichau, die sie sehr liebt. In dem Pferdchen, das uns ziehen sollte, erkannte ich sehr bald das von Dir so geliebte aus Boz' „Wanduhr". Mrs. Austin hatte viel an ihm zu entschuldigen, und ich stieg ab und ging nebenher, bis wir über die Heide hinaus wieder auf Chausseen kamen. Felix ging mit Whittle. Die Hauseinrichtung war bescheiden, ländlich, aber englisch behaglich, das Gärtchen mit dem kurz geschorenen Rasen fehlte nicht. Bei Tisch wurde von englischen Sitten, der Religiosität, dem strengen Sonntage usw. gesprochen, und Mr. Austin ging weidlich darüber her, schalt auf das Sektenwesen, auf die Verkehrtheiten, in welche das Volk durch diese Art der Religiosität gerate, dem der Indifferentismus vorzuziehen sei. Es kam nachher noch ein Bildhauer, [Karl] Hassenpflug, ein Sohn des verhaßten Staatsmannes, ein Maler Scharf, der am Kristallpalast beschäftigt ist, der Bruder Margaretens, Mr. Taylor mit seiner deutschen Frau. Vorher war schon die Tochter vom Hause, Lady Gordon, mit ihrem Mann zu Pferde da, mein Besuch dort konnte nun auf zukünftige Zeiten verschoben werden. Whittle führte uns zu seiner Mutter, einer sanften, verständigen und sehr wohltuenden Frau. Dann ging's nach Haus, wo wir noch ein Stündchen beim Tee saßen.

Heute um 1 Uhr habe ich den Prinzen [Albert, Gemahl der Königin Viktoria] gesprochen, er ist ein schöner und was man so nennt, ein charmanter Mann. Sehr unbefangen, in einem selbständigen Gespräch rückhaltslos über die Theaterzustände und ihre Verursachung durch die Mode, die von den höheren Ständen gemacht wird, sich auslassend, in fast zu zwangloser Haltung in das Fenster gelehnt, dann auf einen Stuhlsitz das eine Knie legend, dazu geschmacklos

gekleidet, wie die Engländer gemeiniglich. Daß er das große, blaue Ordensband unter der erbsgelben Weste mit grünen Pickchen trug, machte sich sehr wunderlich. Das ist also auch dagewesen und so, wie ich es erwartet und anders, als Du es erwartet. Übrigens orientiert mich die Bekanntschaft der Persönlichkeit des Prinzen über die Verhältnisse. — Danach habe ich die Galerie der englischen Maler gesehen, Reynolds, Lawrence und die neueren, Wilkie usw. Von Hogarth ist nur der Zyklus der Bilder ‚le mariage à la mode' da. Die Darstellungen gewinnen in Farbe und in dieser Größe ungemein, aber deutlich ist mir, daß diese Weise des körnigen Humors und der Effekte national englisch und eigentlich der Kern ihrer künstlerischen Produktivität ist. So spielen die komischen Schauspieler, wie Hogarth malt, und so ist Boz, wenn er sich englisch gehen läßt. Das Ideal ist schwach bei ihnen in aller Kunst. Ist doch auch das Universalgenie Shakespeare stark englisch koloriert. Dann gingen wir in den Garrikklub, wohin uns Tom Taylor geladen. Er zeigte uns die theatralische Bildergalerie, die sehr interessant ist, Porträts von Schauspielern und Schauspielerinnen und Dichtern, die Darsteller in ihren Rollen, oft ganze Szenen, viele darunter, die ich aus Kupferstichen kenne, viele lebensgroße Bilder, auch kleinere Aquarelle, eine unzählige Menge und sehr charakteristisch.

Den 18ten. Ich holte Felix ab, mit dem ich nach dem Tower fuhr ... Besonders merkwürdig waren die ganz alten Rüstungen mit Kettenhemd und schönen Panzerschilden, auch die Sarazenenwaffen. In einem wohl erhaltenen alten Zimmer, wo Walter Raleigh gefangen gewesen und in einer Kammer ohne Luft- und Lichtzufluß geschlafen haben soll, wo eine Holzfigur der Königin Elisabeth zu Pferde aufgestellt ist in aller Gold- und Perlenpracht ihres Einzuges

in London, steht auch der Block, auf dem Anna Boleyn enthauptet worden, und das Beil daneben. Wie diese geschichtlichen Schauerstückchen jetzt der Neugier der Besucher dienen! Auch den Platz auf dem Hofe, wo diese Hinrichtung und andere stattgefunden, sahen wir, auch das achteckige Zimmer, wo die Gefangenen von Auszeichnung eingesperrt waren, und wo sie ihre Namen in die Steine der Wand gekratzt haben, die weicher war, als die Herzen ihrer Peiniger. Wir gingen zu Fuß weiter ostwärts an den Docks hin. Dann gewinnt die Stadt einen neuen Charakter durch das Matrosenleben und, was daran hängt an eigentümlichen Kaufläden, an Straßenverkehr und geschminkten Dirnen, die dem hellen Tage ihre Verworfenheit zeigen, die man im Westende doch nur in der Nacht den Platz behaupten sieht. Recht viele indische Matrosen sahen wir, die braunen Kerle gehen hier umher wie die wilden Tiere in der Menagerie, so gedrückt. Wir kamen endlich zum Tunnel, mit dessen oft vernommener Beschreibung ich Dich hier nicht ennuyieren will, der aber hier eine bloße Merkwürdigkeit ist, vom Verkehr eigentlich gar nicht benutzt wird. Von da gingen wir auf ein Dampfboot, fuhren die Themse immer weiter hinab, bei Greenwich vorüber, wo im Palaste der früheren Könige jetzt die Seeinvaliden wohnen, kamen bei Russells Werft vorüber, wo ich den Riesenbau des größten bis jetzt erbauten Schiffes in Angriff sah, und endlich zu den Ostindischen Docks, wo die größten und tiefgehendsten Schiffe in weit ins Land gebauten Bassins liegen und ihren Mastenwald weithin strecken. All das Enorme zu sehen, zu vielfältig, um sich mit dem Einzelnen beschäftigen zu können, ermüdet ungemein. Dazu war es ein heißer Tag, den Gott vervielfältigen möge! Wir fuhren wieder auf der Themse zurück und bis nahe an unsere Wohnung. Dann zu Herrn Charley, wo ich wieder den Klavierspieler H a l l e, Viardots

und einen Mr. Reith, einen feinen Mann und Neffen der Austin fand und Miß Kemble. Sie war schon bei Tisch der Mittelpunkt der Unterhaltung, die sie französisch zu führen wußte, und über den Zustand des englischen Theaters mit einer Ironie und einer Resignation sprach, die ein starkes und echtes Künstlerherz verriet und einen sehr gebildeten und energischen Geist dartat. Sie ist längst vom Theater abgetreten, ist auch alt, aber von so liebenswürdiger Bizarrerie, wie sie nur einem genialen Weibe stehen. Nach dem Diner machten wir eine Verschwörung, sie zum Lesen zu bringen. Halle fing mit einer Beethovenschen Sonate an, dann las ich den Osterspaziergang aus „Faust". Leider hatte Charley nur eine sehr kleine, in Spalten gedruckte Ausgabe, und ich mußte fast unausgesetzt das Glas vor den Augen und das schwere Buch gegen das Licht halten. Doch machte sich's, und Miß Kemble zeigte sich sehr erregt davon. Es wurde noch ein „Lied ohne Worte" gespielt, dann las sie aus „Antonius und Kleopatra" einige Szenen des zweiten Aktes. Des Enobarbus Bericht über des Antonius Liebe und erste Begegnung mit Kleopatra und die Verlobung des Antonius mit Cäsars Schwester, dann die Szene der Kleopatra, wo diese das letztere erfährt. Ganz besonders schön las sie die Männer, charakterisierte den Enobarbus, wie ich wünschte ihn gespielt zu haben, keck, energisch, voll frappanter Details. Sie spielt noch mehr beim Lesen, als wir in Deutschland es wagen. Das Beruhen in irgend einem mimischen Ausdrucksmoment bringt sogar Lücken in der Anschauung des Hörers hervor. Ich glaube, das geht zu weit, wie denn auch der Ausdruck des Zornes und der Verzweiflung der Kleopatra zu weit ging. Nicht nur diese Übertreibungen, dies Zähnezeigen usw., was der Anmut der Kleopatra doch zu großen Abbruch tut, war mir nicht recht, noch weniger die Manier, die doch wohl französischen

Ursprungs ist, dies langgedehnte tremulierende Ah! dann dies Schleudern und Wegwerfen der heftigen Phrase, das in der englischen Färbung noch greller wird. Aber das sind nur künstlerische Ausstellungen, denn bei alledem war diese gelesene Darstellung etwas durchaus Geniales und wirklich Überkräftiges, wobei man die Auswüchse gern hinnimmt, ja, wovon sie unzertrennlich zu sein pflegen. Diese Bekanntschaft ist mir unendlich wert, ich wollte, ich könnte sie kultivieren. Aber sie reist auf 4 Tage fort, so lange kann ich natürlich um deswillen nicht bleiben. Auch den alten 80jährigen Vater: Charles Kemble [ber. Komiker, er starb schon im Nov.] werde ich schwerlich sehen, zudem ist er taub und die Verständigung würde nur möglich und interessant gewesen sein, wenn die Tochter sie vermitteln könnte. Nachdem die Viardot noch gesungen hatte, deren Stimme sehr in Verfall ist, brachte mich Benedict, der mit Klingemann spät hingekommen war, an ein Cab, und so gelangte ich zu Bett.

London, 20. Juli 1854, Donnerstag.

Leb wohl, England! Ich scheide ohne Bedauern, daß ich wohl niemals wiederkehre. Es war mir alles höchst merkwürdig, was ich hier gesehen und erlebt, aber es verlangt mich nicht weiter danach. Die Menschen der eigentlich gebildeten Kreise sind das Angenehmste, was England hat, im Grunde hat es darin nichts wesentlich voraus vor andern Ländern, denn die eigentlich gebildeten Menschen bilden eine unsichtbare Loge über die ganze Welt hin, sie sind das höhere Resultat des menschlichen Seins überhaupt und das fehlt nirgends, auch in China nicht, und überall verstehen sich die Brüder dieser Loge. — Aber ich habe Dir mein Tagebuch noch nachzuholen, und das hat von einer tüchtigen Anstrengung zu erzählen, die wir gestern

nachmittag darangesetzt, um den Kristallpalast noch einmal bis in jeden Winkel durchzustöbern. Der Reichtum ist unendlich, es ist hier zusammengebracht, was nur in der Kunstwelt bedeutend ist. Besonders an Skulpturen ist der Palast überreich, aus alter und neuer Zeit. Diese Emsigkeit, auch im Herbeibringen der deutschen Skulpturen, hat mir denn auch die Ehre verschafft, in diesem Weltmuseum zu paradieren, es sind von den Rietschelschen Porträtreliefs Schwinds, Gutzkows, Auerbachs und das meine aufgestellt. Von Emils Abbildung haben wir keine Spur entdecken können, vielleicht kommt sie noch hin. Übrigens steht hier kein einziger berühmter Mensch um seiner Berühmtheit willen da, der Kunstwert seiner Abbildung allein verschafft ihm den Platz; der Kristallpalast ist kein Pantheon. Gestern war öffentlicher Tag und Tausende von Menschen hier, es hat das Ansehen eines großen Volksfestes. Über die lachende, weithingedehnte Landschaft blickend, sieht man unten den Park von Menschen wimmelnd, die, so viele ihrer sind, bequem sich umherbewegen auf den enormen Terrassen, den Laubenhügeln, an den Riesenbassins und dem kleinen Hügelterrain am Wasser, wo man die vorweltlichen Riesentiere, nach den Maßstaben der Knochengerüste im Britischen Museum, in lebendiger Gestalt und Bewegung dargestellt hat. In der unabsehbaren Reihe von Sälen des Nebenbaues saßen gedrängt zahllose Familien an kleinen Tischen, und je näher dem großen Palastraum, je höher um eine Treppe der Saal, je vornehmer wurde die Bewirtung. Selbst im Palastraum hatten die Tische sich eingedrängt, und man speiste neben den aufgestellten Figuren der Menschenfresser ohne Scheu. Diese Bewirtungen aber finden auch noch mehrere Male mitten im Palaste statt, dies ist eine der englischen Taktlosigkeiten, der Roheiten, wie Du es nennen willst; ja fast verletzender ist für mich die allzu

große Vermengung des täglichen Straßenhandels mit dem Kunstgenusse und der Überschauung der höheren Kulturgeschichte. Mitten unter den Statuen, unter den Denkmalen der antiken und mittelalterlichen Baukunst, in dieser durchaus ernst und edel gehaltenen Hälfte des Palastes ist, wo Du hinsiehst, ein kleines, geschmacklos bunt und reiches Tempelchen oder Schränkchen hingestellt, worin Parfümerien oder Handschuhe, Seife oder ich weiß nicht was von einer Dame feilgeboten wird. Die Londoner müssen eben überall schachern, sie wissen gar nicht anders zu leben. Taktlos, geschmack- und anmutlos sind sie; darum sind sie unkünstlerisch. Und wenn sie Bildwerke zusammenhäufen, ist's der Rarität und des Geldstolzes halber; wo etwas Großes und Schönes zu sehen ist, sagt man Dir sogleich, was es gekostet hat. Darum sind sie künstlerisch unproduktiv, und darum ist die Kunst der momentanen Produktion, die Schauspielkunst, bei der das ganze Publikum miterschaffen muß durch seine Empfängnis, jetzt ganz der rohen Schau- und Lachlust verfallen. Aber die Größe und der Reichtum dessen, was hier geschieht, behalten innern Wert. Wenn man auf der ersten Galerie des Kristallpalastes die ganze ungeheure Länge des innern Raumes übersieht, diese kleinen Palmenwälder mit den Palästen der heidnischen und christlichen Welt, mit diesen Bassins und Kristallbrunnen, dieser Legion von weißen Statuen in dem dunkeln Grün und danach diese weiten Räume, auf denen tausende von Beschauern bequem umhergehen, von denen die obersten Galerien, fünf Stock hoch herab, wie die Fliegen aussehen, so hat man doch ein stolzes Gefühl, daß Menschen das vollbringen konnten. —

Abends 8 Uhr an Bord des Dampfbootes. Dover. Nun bin ich in 2½ Stunden von London hierher gesaust und genieße der Freude, auf dem Wasser zu sein, das mich

aufs Festland und wieder — zu Dir tragen soll. Ich habe heute noch viel gesehen in London, die stillen Seitengassen und Höfe in der City, wo die Kontore der Kaufleute sind, und wo es sehr vornehm, sauber und still aussieht, dann die andern Höfe mit den vielen Mietleuten, Guildhal und dem großen Saal mit den beiden Riesen, die Boz reden läßt, dann Lincolnsinnfield, das überaus stattlich im alten Stil erbaut ist, mit Terrassen, Grasplätzen und einem nahen Square; der große Saal ist sehr schön und reich, alles anders, als ich es mir nach Boz' Beschreibung gedacht. So haben wir denn noch einmal das Tavernenelend des Speisens zusammen durchgemacht, und dann hat Felix mich auf die Eisenbahn geliefert, um hoffentlich bald nachzukommen.

Den 21. Juli, Freitags früh 7 Uhr, was mir soeben die Glockentürme von Ostende anzeigen, wo ich vor einer Stunde wohlbehalten angelangt bin. Wieder eine sehr günstige Überfahrt, die Nordsee hat sich gegen mich so sanft und so zärtlich gezeigt, wie eine liebenswürdige Frau nur sein kann . . .

[Seebad] Blankenberg, mittags, da ich keinen Brief gefunden in Ostende, so habe ich mich hierher aufgemacht und will, insofern meine Ungeduld, wieder bei Euch zu sein, es zuläßt, vielleicht ein paar Tage die fiebernden Nerven sich beruhigen lassen, bevor ich mich wieder auf die Eisenbahn packe . . .

Den 22. Mai 1854, Sonnabend.

Du glaubst nicht, wie seltsam ich mir hier vorkomme. Immer allein, nichts zu tun, als an den Strand und auf den Dünenwall zu gehen, der sehr hübsch eingerichtet ist, eine lange, gedielte Promenade hat und ein hübsches Kaffeehaus, wo man unter einer großen Markise sitzend im Anblick des weiten Meeres des süßen Nichtstuns genießt.

Hier sitzen, am Strande auf- und niedergehen, das Kommen und Gehen der Flut ermessen, dort im Geflecht der hinausgebauten, kleinen Düne zur Ebbezeit einen zurückgebliebenen Seekrebs oder Seestern aufsuchen, auf dem Boden gehen, der dicht, wo Moos wächst, mit kleinen, aufrecht stehenden Muscheln gepflastert ist, wo dann die Fischerweiber die größten mit ihrem Messer herausgraben und zur Mahlzeit sammeln; oder den badenden, dunkelblauen Nymphen zusehen, die an der Hand von stämmigen Fischerburschen den weiten Weg ins flache Meer hineinstapfen, bis sie dann bis zur Hüfte im Wasser sind und sich nun von ihren Kavalieren schwimmend hin- und herziehen lassen, hüpfen und tauchen und zu halben Stunden alle im Wasser bleiben — das freilich jetzt fast ohne Wellen ist — dann an der Hand des Kavaliers wieder zum Ufer steuern, den mühsamen, langen Weg durch das kaum bis zum Knie reichende Wasser, nur wenig bemüht, das nasse, formanschmiegende Kostüm zu lockern. Dies Beschauen all dieser Natur und Natürlichkeit hat meine heutigen Frühstunden neben einer andern, nicht minder wichtigen Tätigkeit gefüllt: das Essen und Trinken nämlich. Nach der miserablen Verköstigung, die man für gewöhnlich in London hat, ist einem hier zumute, als sei man auf die Mast geschickt worden zur Dickfütterung . . . Was man zu physischer Erholung braucht, habe ich hier, aber gedeihen würde sie mir nur, wenn Du bei mir wärest, darum werde ich diese Ausfütterungszeit auch nicht lange halten. Jetzt will ich sehen, wie mir das Bad bekömmt. — Herrlich, wenn gleich ohne Wellen, doch aber das große, schöne Meer mit seiner Lust, sich darin zu kühlen . . .

Sonntag, den 23. Juli. Da ich eingesehen, daß ganz ohne Beschäftigung es nicht gehen will, habe ich heut angefangen, mich mit dem „Coriolan“ abzugeben. Dann

und wann vom Buche aufsehend, habe ich gefunden, macht der Meeresspiegel einen frischeren und belebenderen Eindruck, als wenn man ihn unablässig betrachtet und zuletzt gar nicht findet, was man sucht. Wir sind eben nicht vermögend, dauernd ein und denselben Eindruck zu ertragen und zu verarbeiten . . .

Brügge, Montag, den 24. Juli, abends 8 Uhr.

Soeben angekommen, eile ich den Brief abzusenden. Es litt mich nicht länger in Blankenberg. Nun will ich das kunstberühmte Brügge noch besehen, so viel ich meinem sehr schwindlig gewordenen Kopfe noch zumuten kann, und dann komme ich nach Haus. Lebt wohl und Gott führe uns freundlich zusammen.

Eduard Dt.

1855

Nachdem Eduard im Sommer mit Therese und Otto im Schwarzwaldbade Freiersbach gewesen war, blieb er im Herbst, als das Theater wieder begonnen hatte, mit Lore in Karlsruhe, während Therese mit Georg, Otto und der kranken Marie in Baden-Baden Erholung suchte, von Zeit zu Zeit von Eduard besucht.

Therese an Lore und Eduard.

Baden-Baden, Dienstag früh.

Obgleich ich mir vorgenommen hatte nicht zu warten und zu hoffen, so kann ich es doch nicht lassen und ärgere mich, daß ich noch nicht eine Zeile von Euch habe. Wie mag es Dir [Lore] nach der Aufregung der letzten Tage gehen? und wie bringt Eduard seine einsamen Stunden zu? Wenn sie alle noch in den Betten liegen, und ich die Aussicht von unserem Hause in dem frühen Morgendufte so göttlich schön sehe, dann freue ich mich immer nur auf das Gesicht, das er machen wird, er hat so ein ganz eigenes liebes Naturgesicht. Gestern nachmittag haben die Jungen den ersten großen Spaziergang nach dem alten Schloß hinauf gemacht und sind ganz außer sich vor Entzücken zurückgekommen, Otto zum erstenmal auch ganz frisch und frei; das Wetter und die Bergluft haben ihm offenbar sehr gut

getan. Ich ging unterdes mit Anna nach dem Holzplatz, Holz zu bestellen, und dann mit ihr, die einen Korb am Arme trug, an den Kursaal, mitten durch die glänzendste beau monde! Wir taten geschäftig, blieben an einigen Buden stehen und fielen dadurch nicht auf. Lore! Jeder andere wird es dumm finden, aber Du stimmst mir gewiß bei, hier habe ich Dich nur ein Viertelstündchen hergewünscht, das wäre etwas für Dich. Ich finde es hier am feinsten und ausgezeichnetsten, ganz einfach gekleidet zu sein, denn der Luxus an diesem Nachmittage war so groß, daß es unmöglich wäre, Dir nur den kleinsten Begriff davon zu geben. Aber wie unglücklich erschienen mir diese Leute alle, wie froh war ich, als ich zurück in unser einfaches stilles Leben kam und mir diese geputzten Fürsten, Ladys und Gott weiß was zur Unterhaltung dienen mußten, wenn es mir einmal einfiel, neue Moden zu sehen, daß sie als Modepuppen an mir vorbeiziehen mußten . . .

Freitag früh. Heut scheint einmal wieder die Sonne, eine erfreuliche Aussicht nach dem gestrigen trüben, kalten Tag, den wir noch dazu mit einem Besuch auf dem alten, sehr interessanten Kirchhof feierten. Das ist ein ernster, schöner Aufenthalt, mit hunderten von alten Grabsteinen längst vergangener Zeit, viele Bäume, Gras und Blumen schmücken ihn, und dennoch macht er, von den hohen Bergen umgeben, mehr einen trüben als freundlichen Eindruck. Sehr gerührt hat mich das Denkmal, das auf dem Grabe von Roberts*) steht. Es ist mit Sprüchen aus seinen Dichtungen geziert; sie liegen beide in einem Grabe. Wunderbar! wie ich die heitere, glänzende Erscheinung, diese Frau manchmal bewundert und beneidet habe, dachte ich nicht, daß ich einmal in einem fremden Lande an ihrem versunkenen, ganz

*) Ludwig Robert, Berliner Schriftsteller, und seine Frau Friederike. Vgl. Ther. Devrient, Jugenderinnerungen S. 232 ff.

mit Moos überwachsenen Grabe stehen und fröstelnd mit einem leisen Schauer mich davon abwenden würde . . .

Eduard an Therese. Karlsruhe, 2. September 1855.

Zuerst also, mein liebes Herz, den Bericht, daß es uns Städtern so wohl ergeht, als wir gewohnt sind, d. h. ich bin gesund und Lenore kläglich krank, aber sie ist seit den letzten Tagen viel munterer und hat, wenn ich hinaufkomme — was jetzt viermal des Tages geschieht, wie sonst oft in vier Tagen einmal — immer einen frischen Gesprächsgegenstand auf der Zunge, als ob sie darauf vorbereitet wäre. Ich bin sehr überhäuft und werde auch auf dies Blatt nicht so viel schreiben können, als ich möchte, ich muß um 10 Uhr wieder zur Probe. Ich stecke von früh bis in die Nacht in der ‚Bude', die gestrige zweite Tageshälfte abgerechnet, die meinen hohen Schloßbekanntschaften gehörte. Ich war anderthalb Stunden bei der Großherzogin — sie hatte sich nach Euch erkundigen lassen — und zwei volle Stunden beim Regenten. Wir haben über vielerlei gesprochen. Er kennt die Übelstände überall recht genau, sie abzustellen erschwert man ihm ungemein. Er hat aber nicht auf jedem Gebiete Männer, die durch dick und dünn ihre Sache durchzufechten Lust und Ausdauer haben. Die vielen Schlafmützen in der Welt schaden mehr als die vielen Schurken . . . — Daß Du so kühne Wanderungen in dem Bergstädtchen machst, mein Hämchen, hat mir sehr imponiert. Du schreibst aber nichts vom Schloßgarten und der schönen Aussicht von dort, die habt Ihr doch nicht versäumt? — Der Malerschauspieler König von Leipzig hat im Namen des Schillervereins angefragt, ob ich zum Jahresfeste am 11. November die Festrede übernehmen wolle? Das wäre ganz hübsch hat aber viele Bedenken . . . Kettner hat sich in der [Laura] Ernstschen [Disziplinar]-Angelegenheit [wegen Überschreitens des

Urlaubs] eine unbegreifliche Blöße gegeben, er tritt auf die Seite ihrer unhaltbaren Entschuldigungen, findet eine Bestrafung exorbitant, schiebt mir aber die Kompetenz darüber zu. Der Mann ist unbegreiflich in seiner Leidenschaftlichkeit, er hätte gerade in diesem Falle auf volle Strenge des Gesetzes dringen müssen und selbst meinen Milderungsvorschlag verwerfen. Ich habe mir gestern den Rücken gesichert und gehe grad vorwärts, wie immer in dieser Sache. Nun weißt Du, was mir besonders begegnet ist; hier zu Haus ist es ganz hübsch. Die Wohnung mit offenen Flügeltüren sehr stattlich, alles in Ruhe und Ordnung, ich arbeite, ungestört von dem kribbelichten Hämchen, das mir immer zwischen die Feder zu laufen pflegt, wenn meine Arbeit am pressantesten ist, Lisette sorgt für eine gehörige Verköstigung, und so magst Du nur in Gottes Namen in Baden bleiben und so vergnügt sein, als Du irgend zustande bringen kannst, ich vermisse Dich gar nicht, auch nicht ein kleines Wenig, Du kannst ganz gleichgültig über mein Schicksal sein. Für Lenore ist auch gesorgt, für Katzen und Blumen auch, kurz, Dein Herz ist mit keinem Fädchen an Karlsruhe gebunden, es kann sich ganz der Lust an ‚Bäde=Bäde' ergeben.

Und nun behüte Euch Gott und erhalte Euch das gute Wetter. Wann ich zu Dir komme, mein Herz, weiß ich noch nicht, aber ich habe so ein leises Gefühl in der linken Seite, als ob es bald geschehen würde. Nun lebt wohl, Ihr Lieben. Eduard Dt.

Therese an Lenore und Eduard.

Baden=Baden, den 8. September.

Das ist heute ein schöner, heller Herbstmorgen. Die Sonne kämpft mit dem Nebel, aus der Stadt hat sie ihn schon siegreich verjagt, ein Haus nach dem andern wird sicht=

bar, nur an den Bergen klammert er sich noch [an] mit seiner letzten Kraft, es hilft aber nichts, bald wird er auch da verschwunden sein. Wie reich und mannigfaltig ist die Natur, man guckt und guckt und wird nicht müde. Das schöne Wetter kommt heute vielen zu statten. Wohin man sieht, werden Vorbereitungen zur Feier des Geburtstages des Regenten gemacht. Illuminationen, Feuerwerke, Konzerte, kurz, das wird ein Spektakel werden, vor dem wir uns schon jetzt ängstigen. Aber ein schöner Anblick steht uns bevor, die alte Schloßruine soll ganz erleuchtet und nachher dort oben noch ein Feuerwerk abgebrannt werden, das können wir ganz behaglich von unserem Sofa aus sehen. Nun muß ich Euch aber von einer Heldentat erzählen, die ich gestern begangen habe, oder vielmehr, die Otto mich hat begehen lassen. Hört und staunt! — Ich bin auf dem alten Schloß gewesen und zwar zu Fuße! — Der Junge ist jetzt in dem Alter [nicht ganz 16 Jahre] und der Stimmung, etwas Gewaltiges zu unternehmen, zu schützen, zu sorgen, kurz, er möchte Heldentaten begehen und ruiniert uns darum. Ihr werdet sagen, wir wären alt und verständig genug, nicht darauf einzugehen, er ist aber in seinem Bitten unwiderstehlich und, während er uns zugrunderichtet, dabei so sorglich, liebenswürdig und gut, daß man sich ihm in allem Unsinn ergibt. Einmal, beim Hinaufsteigen, war ich mitten im Walde einer Ohnmacht nahe, es ging aber glücklich vorüber, auch hatte er so viel Ruhe und Besonnenheit, mich an keiner der hunderten von Bänken, ohne erst zu sitzen, vorüber zu lassen, er setzte sich stets so neben mich, daß er mir als Lehne diente, stellte seinen Fuß unter meine Füße, wo die Bank hoch war, plauderte auf das liebenswürdigste, sobald er merkte, daß ich angestrengt und schweigsam wurde, trug meinen Mantel und hing ihn mir geschickt jedesmal um, sobald ich mich setzte, kurz, er hatte seine liebe Not,

klagte über die Schwächlichkeit unserer Familie, wäre aber gewiß nicht mit mir gegangen, wenn ich kräftig und rüstig gewesen wäre. Zu meinem Troste hörte ich, während wir den Fußweg gingen, einen Wagen nach dem andern hinauffahren und schlug ihm vor, einen davon nachher zum Hinabfahren zu engagieren, das schmerzte ihn aber sehr, und obgleich er noch nicht sicher war, ob er mich lebendig hinaufbringen würde, sagte er doch: „die Kränkung wirst Du mir nicht antun, daß wir angefahren kommen!“ O ihr Männer! Beim Hinabsteigen, was allerdings unvergleichlich leichter ist, freute ich mich über die wundervolle Schönheit dieser reizenden Gegend. Den Abend über und die Nacht fühlte ich mich sehr angegriffen, heute ist es aber vorüber, und eben, es ist 8 Uhr morgens, ist Otto hinaufgewandert, ein Brötchen in der Tasche, den Stock in der Hand, wohl in der Hoffnung, etwas Besonderes dort zu finden . . .

1856

Am 14. März fuhr Eduard zur Jubiläumsvorstellung des Darmstädter Hoftheaters.

Eduard an Therese.

Im Theater. Ein übervolles Haus, hier eine Rarität, Empfangsjubel beim Erscheinen des Hofes, dann die Oper [Webers „Euryanthe"] zu Ehren des Tages und zur Darlegung dessen vor dem Publikum von nah und fern, was die Oper hier durch die freigebige Liebhaberei des Großherzogs zu leisten vermag. — Wenn jemals eine solche Vorstellung unter meiner Verantwortung, wenn auch vor leerem Hause stattfindet, so lasse ich mir, bevor der Vorhang fällt, ein Requisitenpistol laden und schieße mich im Direktionszimmer tot. Nach Hause gehe ich dann nicht mehr, das habe ich mir gestern gelobt. Der Kapellmeister aber sprach sehr harmlos und selbstzufrieden mit mir im Zwischenakte, und der Direktor hat noch bis 12 Uhr bei mir im Wirtshause gesessen, heiter, wie man es im Bewußtsein, eine gute Tat vollbracht zu haben, ist. Himmeltausend D — — —, nichts habe ich bedauert, als daß nicht das ganze Karlsruher Publikum, unter K . . .s Vorsitz, dieser Vorstellung beigewohnt. Der Chor schreiig, immer falsch, immer mit dem Orchester auseinander, wiederholentlich umgeworfen, das Orchester selbst in sich nicht beisammen. Der berühmte

Kontrabassist ein wahres Unglück für das Orchester, denn er rumpelt überall hinein, damit man den berühmten Mann merkt. Euryanthe, eine unreife Blondine, sang falsch zum Verzweifeln, warf das Largoensemble im II. Finale um, und ihrer Schwäche wegen war die Waldszene im III. Akt all ihrer großartigsten Momente beraubt worden. Überhaupt war die Oper infam zusammengestrichen und die Partieen punktiert. Dem Bariton die Partie des Königs überall hinaufgelegt, und er spielte einen jugendlichen Theaterprinzen dazu. Frl. M. machte mich erstaunen über den Rückgang all ihrer Fähigkeiten. Die Stimme hat nur noch im Rostral Klang, aber von f an schon ist sie ganz dünn und altweibermäßig geworden. Dazu ist ihr Spiel klein und unbedeutend, die Armida von vor zwei Jahren gar nicht in ihr mehr zu finden. Der Tenor G. hat eine angenehme helle und sehr gleiche Stimme, aber ist nur zu sanften Partien geboren, er hat kein Feuer und keinen energischen Ausdruck. Ausstattung und Szenierung provinziell und geschmacklos. Die Dekorationen alle noch geringer, als aus Gaßners [in Karlsruhe] früherer Zeit, die Kostüme der Solisten nicht übel, aber die der Massen aus allen Zeitaltern zusammengewürfelt. Die Szenierung ohne Berücksichtigung der dichterischen und musikalischen Wirkungen, nichts sonderte sich, nichts trat hervor, alles ein unklares Gemenge von Falschem und dazu noch überall Verunglücktem. Der Direktor ist seines Zeichens Balletmeister und versteht die Musik des pompösen Reigens im I. Akt nicht. Der hochgerühmte Maschinist [Carl] Brandt spart den Effekt des Erscheinens der Schlange bis zum sichtbaren Kampfe. Nach den Worten Adolars: „mit Gott will ich den Kampf bestehen“, bleibt er auf der Bühne und läßt einen weißlichen, langen Regenwurm an sich herankommen, Euryanthens ganze Ausmalung des Gefechtes „schirmende Engelschar“ usw. ist rattenkahl weggestrichen, der Regen=

wurm reckt den Kopf empor, und Adolar haut ihn mit einem einzigen kühnen Schwertstreich herunter, daß man die Wulst puffen hört, mitten durch das schallende Gelächter des Publikums, und Euryanthe singt: „nun laß mich sterben". Ich wollte, er hätte ihr nun auch so den Kopf heruntergehauen, so wäre der Jammer doch mit eins vorüber gewesen. Schändlich! Denn daß [Kapellmeister Louis] Schindelmaißer nicht wissen wollte, wie elend die Aufführung war, ist nicht zu denken. Ist das bodenloser Leichtsinn, oder will man dem unklassischen Geschmack des Großherzogs die Schmeichelei antun, Webers Werk zu verhunzen, damit sein Wiederverschwinden vom Repertoir gerechtfertigt erscheint? Miserabel unter allen Umständen. — Ich wurde gestört, leb wohl, also Sonntag komm ich zurück.

Dein

Eduard Dt.

1857

Neue Kräfte für seine Bühne, besonders für die Oper, zu gewinnen, fuhr Eduard im Februar 1857 nach München, Dresden, Berlin, Hamburg und Hannover. Er benutzte die Gelegenheit dazu, sich Verwaltung und Kunstleistung anderer größerer Bühnen wieder anzusehen und den Stand seiner eigenen jungen Schöpfung daran zu messen. Die Sommerferien führten ihn dann in die Schweiz.

Eduard an Therese.

Ulm, 12. Februar 1857, abends 8 Uhr.

Von der ersten Nachtstation dem lieben Hämchen einen Gruß! Die Württemberger Waggons sind und bleiben unerträglich, im Winter, wo sie geheizt sind, gar. Vier barmherzige Schwestern und vier jüdische Kaufleute reisten mit mir. Die ersten mit ihren gesunden, runden, heitern und stillen Gesichtern, immer miteinander vergnügt schwatzend und die gesunden, weißen Zähne zeigend. Klostergesichter haben in ihrer Stillgewordenheit für einen mit neunzig Teufeln gehetzten Theaterdirektor etwas sehr Neidenswertes. Die vier Juden waren dagegen um so unruhiger und widriger. Übrigens fängt meine Geschäftsreise wieder richtig an. In Stuttgart fand ich kein Theater, hier keines, dazu bin ich in einen öden Gasthof geraten, wo man nichts vom Theater und

seinen Tenören weiß. — Ich habe jetzt gegessen, mich eingerichtet und will dann wieder ins Wirtszimmer hinunter, wo ich hoffentlich einige Gäste und Theatergänger finde und etwas erfahre von dem Wundertenor. — Unterwegs hatte ich im Waggon mein Fahrbillet verloren, der Kondukteur anerkannte zum Glück, daß er mir's markiert habe. Ich war zweifelhaft, ob ich ihn für sein Zeugnis belohnen solle? Zuletzt tat ich's doch im Interesse anderer Reisenden bei ähnlichen Fällen, aber im Bewußtsein, daß es streng genommen nicht recht sei. Siehst Du, von Karlsruhe bis Ulm kann man schon in moralische Skrupel geraten. Mein großes Zimmer wird schwer warm. Am Fenster sehe ich auf die hohen Giebelhäuser und ihr seltsames Durcheinander hinaus. Die Leute sprechen und pfeifen laut und tragen Handlaternen, die große, die an Seilen über die Straße hängt, ist ihnen nicht genug, um ihre alten reichsstädtischen Gewohnheiten zu unterdrücken. Die Glocken klingen prachtvoll. — Der Gastwirt ist ein Theaterhabitué, der hat mich unterrichtet. Ein junger Tenor, namens Horn, hat hier allerdings eine hübsche Stimme, ist aber ein Anfänger, den man hier selbst noch mit Geringschätzung ansieht. Das kann nicht lohnen, bis morgen abend 6 Uhr hier zu bleiben. Also fort zu Bett und morgen um 9½ nach München. Gute Nacht allesamt!

München, 13. Februar.

Heut früh habe ich mir in Ulm den Dom wieder rundum angesehen. Das Portal, das jetzt von Gerüsten frei, ist von einer Großartigkeit und Schönheit wie keine andere gotische Kirche. Eine offene Vorhalle von zwei kühnen, schlanken Bogenpfeilern vorbegrenzt, dann zum Turm aufsteigend, der — wenn er jemals fertig würde — den außerordentlichsten Eindruck machen müßte. Auch den Wundertenor habe ich noch gesehen, es ist ein junger Mann,

den ich im August in Karlsruhe geprüft, eine Choristennatur mit Gaumenstimme und Stockschwabe.

Unterwegs nach Augsburg las ich Brachvogels „Adalbert vom Babenberge". Eine recht wilde Ritterkomödie mit einzelnen schönen Zügen, aber das Stück bedeutet zuletzt nichts als etwa eine Sittenschilderung des Mittelalters, die sogar anachronistisch ist. Ferner las ich „Bild und Stimme" von Mosing. Mit Feinheit und Grazie gemacht, aber so fein, daß es gar keinen Eindruck macht. Blaß und uninteressant. Gestern habe ich unterwegs auch Paldamus' Buch über das moderne Theater „Das deutsche Theater der Gegenwart" ausgelesen. Es ist meine zu zwei Bänden erweiterte Reformschrift. Nur in einem geht er weiter als ich, und ich meine: zu weit. Er will, alle Theater im Lande, große und kleine, sollen Staatsanstalten sein. Vom Staate geregelt und beaufsichtigt ist genug und mehr, als voraussichtlich jemals geschehen wird. Um 1 Uhr im Augsburger Bahnhofe in Hast gegessen, Suppe und Rindfleisch darin, sonst war nichts mehr zu haben. Als ob Waschtag oder Weihnachtstag zu Hause wäre. Es hat nicht den Anschein, als würde ich auf dieser Reise viel verschwelgen . . .

[München,] Sonnabend 14ten.

Um 8 Uhr ausgerückt zu [Franz] Hauser, der Rekonvaleszent ist, [Franz v.] Dingelstedts Entlassung ist hier das allgemeine Gespräch. In meinen Geschäften wußte er wenig Rat. Von da zu [Moritz] Carriere, der ein Anhänger und Verfechter von Dingelstedt war aber auch zugesteht, er habe sich alles verfeindet. Seine Knaben und seine Frau, eine spitze Blondine, stellte er mir vor. Dann bei Bayer [Sänger], das Fräulein Feldhaus gehört, Arien aus dem „Nachtlager", Ännchens [„Freischütz"] „Kettenhund"

und Zerlinens [„Don Juan"] „Schmäle, schmäle". Talent hat das Mädchen offenbar, Stimme und Persönlichkeit nehmen aber nicht ein. Ich verabredete vorläufig eine Probeanstellung auf ¼ eventuell 1 Jahr. Beachtenswert ist das Mädchen. Dann führte mir Bayer einen seiner Schüler, einen Studenten Wallenreuter, vor. Blond, in Langes Figur, massive Stimme, aber stark Holzbock. Dann nach dem Konservatorium, wo Brandes Unterricht gab. Fräulein Eisenmann, eine korpulente Jüdin mit schönem braunen Haar und eigentlich wohlgebildet, aber sie kann kaum über ihren Busen hinaussehen. Was zu viel ist, ist zu viel. Das arme Mädchen wird von ihrer schönen, vollen Stimme keinen Nutzen für die Bühne ziehen können ... Nun nach Haus, etwas umgekleidet, zu [Minister von der] Pfordtens gefahren. Sie war zu Haus, hatte viel zu klagen, sie hat ein Kind, eine Mutter und Schwiegermutter verloren, und ihr Mann hat den Arm gebrochen, alles binnen sechs Monaten; daneben fühlt sie sich sehr unbehaglich in Süddeutschland. Sie hat ihr hübsches, freundliches Gesicht behalten und führte gute norddeutsche Konversation. Sie lud mich in ihre Loge für den maskierten Künstlerball am Abend. Nun sprach ich noch im Theater den Generalmajor v. Frays, der die Intendanz hat übernehmen müssen und darüber auf das kläglichste jammert, nur Trost in dem Gedanken findend, daß es nicht lange dauern werde. Ein hagerer, krummnasiger Graubart, unverkennbar eine gute Haut, altersschwach, so daß er die Dinge im Kopfe herumwürfelt und nicht recht weiß, was heut und gestern ist. Ganz zum Intendanten gemacht. — Nach Tisch lief ich hinaus nach der Neuen Pinakothek, um die Freskobilder zu sehen, mit denen Kaulbach sie rundum bemalt hat. Die Bekämpfung des Zopfes, so wenig sie zu billigen ist als monumentales Werk, nimmt sich immerhin am bedeutendsten aus, die

andern Bilder sind lauter Komplimente für den König und die Maler. So viele Oberröcke, Pantalons und Mäntel, bei denen man sich gar nichts denken kann. Diese Bilder sehen den Bildern der Studentenverbindungen oder der Abgeordnetengesellschaften ähnlich. Höchst abgeschmackt und unkünstlerisch. Dann traf ich in allem Kot glücklicherweise eine Droschke und setzte meine Besuche fort. [Paul] Heyse traf ich nicht, fuhr hinaus auf die Theresienwiese zur Bavaria und stieg ihr zu Kopfe. Das ist ein kolossales Frauenzimmer, aber schön ist sie gar nicht. Plump, gestaucht, von wulstigen Gliedern, ein Gegenstück zu dem Frankfurter ‚Goethe'. Nun zurück zu [Emanuel] Geibel, den ich schmal, eingefallen, klagend über allerlei Krankheitsnöte fand, der aber in der Stunde, die ich bei ihm zubrachte, ganz auflebte, lebhaft und frisch wurde. Ich mußte von meinem Wirken erzählen, von dem man hier richtig gar nichts weiß. Er fragte mich, ob mein Theater so wäre, daß ich mich an Shakespeare wagen könne. Von Dingelstedt war ausführliche Rede, und wie ein Mann meines Wirkens hier not täte. Dann sprach er von seiner neuen Tragödie, einem Nibelungenstück [Brunhild], das unaufführbar scheint. Von [Otto] Ludwig dann, für den die Dichter hier viel vom König erwirken. Danach fuhr ich zu Dingelstedt. Man mochte lange überlegen, ob man mich annehmen möge; begreiflich. Doch geschah es, und Dingelstedt war, obschon er anfangs seinen leichten, blasierten Spottton anschlug, dann doch rückhaltlos genug, sich zu beklagen und seine Entlassung bitter zu bedauern. Wenn ich nun alle die verschiedenen Urteile über den Vorgang zusammenfasse, so ist sein unwahres und zum Teil übermütiges Benehmen an seinem Sturze schuld. Ein Defizit im vorigen Jahresabschluß ist der Anfang seiner Ungnade gewesen, dann haben hochgestellte Personen, die er verletzte, gegen ihn gearbeitet, dann hat die Dichtergruppe ihn im Stich

gelassen, weil er nun die klassischen Stücke vernachlässigt, um durch geldbringende Trivialitäten das Defizit wieder einzuholen, dann scheint er selbst den König durch Gott weiß was persönlich verletzt zu haben, und so ist er denn den Weg aller Fürstengunst gegangen. Der König hatte ihn in der Abschiedsaudienz [vor des Königs Abreise] noch sehr gnädig entlassen, bedauert: daß er die „Grille" von der Birch nicht noch sehen könne, Dingelstedt werde ihn aber wohl nach seiner Rückkehr schadlos halten, er hoffe ihn heiter und besonders recht gesund wieder zu sehen, und indes war seine Entlassung schon unterschrieben, und andern Tages reiste der König ab. Eine lehrreiche Historie. — Nach diesem letzten Besuche kleidete ich mich um und benutzte das Billet zum maskierten Künstlerballe, das mir Frau von der Pfordten geschickt hatte. Ich fand sie oben auf der Galerie in einem wahren Dampfbade. Den Aufzug, Rubens' Hochzeit darstellend, hatte ich versäumt, sah aber das Gewühl und später unten auch die Kostüme genau, die alle niederländische Bilder getreu kopierten. Pfordten sah ich auch kurze Zeit, sein Gesicht ist schärfer geworden, sein Ton nicht hofmännisch. Überhaupt ist der Ton in Karlsruhe besser als hier, was ich hier vom Hofe sah, hatte auch die Eleganz unseres Hofes nicht. Auch die badischen Offiziere haben viel mehr pli, als alle andern süddeutschen . . .

Nürnberg, 15. Februar 1857.

Unterwegs habe ich ein Lustspiel von Dr. Gieseke aus Leipzig „Die beiden Cagliostro" gelesen. Wenn Betrüger und Betrogene auf der Bühne interessieren sollen, so kann es nur durch die Details des Betruges geschehen, dessen freies Gewebe wir miterleben. Aber Betrug und Betrogensein als bloße fertige Tatsachen hinstellen und bloß geistreich damit manövrieren, heißt mit dem Spiele spielen.

All diese Menschen und Vorgänge sind vor uns wie Seifenblasen, kaum eine Sekunde fesseln sie unsere Aufmerksamkeit. Wie viel Talent und Geist verpufft in Deutschland nutzlos. München hat mir einen unheimlichen Eindruck hinterlassen. Alle Menschen fühlen sich so unsicher, das klingt aus jedem Worte. Mir scheint in der Luft zu schweben, daß des Königs Max Reise nach Italien den Protestanten in seiner Umgebung den Rest geben werde. Pfordtens sehen mir nach dieser Ahnung aus, und Geibel geht auch wie auf Glasscherben. Vielleicht ist Dingelstedt nur der erste Nachfolger von [Wilhelm Ritter v.] Dönniges gewesen. Dazu sind die Leute alle hier verfeindet, so viel Musiker und Gesanglehrer, so viel Parteien und Verhetzungswinkel. Und dabei ist alles so unfein, bayrisch plump, wie es Kabalen gar nicht kleidet. Aber äußerlich wächst die Stadt prachtvoll heraus. Merkwürdig! Alle Städte bauen nach allen Seiten hin, Karlsruhe rückt um keinen Stein weiter . . .

Nach Tisch in der Stadt [Nürnberg], die Kirchen betrachtet und die Häuser. Schön ist's in solchen Städten, wo man alle Augen voll Geschichte hat. In Karlsruhe ist man wie in einer amerikanischen Stadt, von allem historischen Anhalt entblößt, in die moderne Welt ausgesetzt. Aber recht hast Du doch, daß trotz aller Häuser und Kirchen Nürnberg die tiefste Langeweile und Verstimmung atmet. Fräulein Schaumberger suchte ich auf. Feine Züge, blitzende Augen, aber nicht regelmäßig schön. Übrigens Münchner freie, lustige Manier, die mich nicht poetisch anmutete. Und so fand sich's denn auch abends, wo sie die Königin in den „Hugenotten" sang. Sie sieht sehr fein und zierlich aus, singt aber falsch in jeder Fortschreitung, es ist wahr, was man mir in München davon sagte, und ist wohl ohne Talent, wenigstens in ihrer künstlerischen Entwicklung vollständig in der Kinderstube. Nur als stumme Person zu empfehlen.

Alle Plage bis jetzt umsonst. Dazu friert man in diesem Theater wie in Sibirien, ich blieb auch nur zwei Akte. Solche Theatervorstellungen machen Herzweh. Daß Leute dafür Geld ausgeben und dabei still sitzen und aushalten, gehört zu den Unbegreiflichkeiten . . .

Den 16 ten. 9 Uhr früh. Ich denke noch immer mit Verwunderung an diese Opernaufführung. Es war, als ob die Leute auf dem Theater die Oper mehrmals gehört hätten und nun versuchten sie aus dem Gedächtnis miteinander zu singen, wo jeder dann seinem eigenen Stiefel nachging, und wobei sich niemand amüsierte als sie selbst. Kurios! Und nun ade Nürnberg, ich schließe Mappe und Koffer. Begierig bin ich, zu erfahren, wie Ottos Eremit [im „Freischütz", Otto Dt. war als Eleve in Oper und Schauspiel am Karlsruher Hoftheater angestellt] sich gestern abend ausgenommen. Wenn seine Intonation nur reiner war als aller derer, die ich hier gehört. Lebewohl!

Dienstag, den 17. in Leipzig.

Wie heimisch bin ich hier in der flachen singenden Sprache rings um mich und den Gesichtern, denen man Essen und Trinken nicht so sehr ansieht und in den bekannten Straßen und allen Erinnerungen von meines Vaters Erzählungen von der Leipziger Messe. Die zitronengelben Briefträger machen mich gar nicht erstaunen, und daß hier auf dem Markte so unendlich viele Äpfel ausliegen, die Du in Karlsruhe nicht erlangen kannst, erfüllt mich mit norddeutschem Stolze. Auf der Reise hatte ich [Rudolf] Gottschalls Trauerspiel „Mazeppa" ausgelesen. Drei Akte voll grader sympathischer Leidenschaft, dann geht es konfus her, und an diesem 4. und 5. Akt muß das Stück verbluten. Die Sprache — wenn auch hocknisch [Hock, Karlsruher Väterspieler] geleckt — doch energisch; aber warum nichts als Blumengleichnisse in dem Munde der wilden

Kosakenhäuptlinge? Dann ein Lustspiel von Feldmann „Zwei Ehen" gelesen. Immer dies elende Spiel mit der Ehe und die Anfrischung der Liebe durch künstliche Eifersucht und elende Streiche. Wird denn nicht einmal jemand ein Stück schreiben, in dem die Folgen dieser elenden Lustspielbeispiele ins rechte sittliche Licht gestellt werden?

Vor Tisch fand ich [Gustav] Freytag, der wie seine Frau, jetzt gesund aussieht und recht gut Freund war. Ich bin abends wieder dort, er will mir Leute zusammen laden. An der table d'hôte saß ich dem hiesigen Tenoristen [Heinrich] Kreuzer gegenüber, und der Wirt an meiner Seite unterhielt mich. Dann fand ich [Julius] Rietz, mit dem ich das Anhören der Sängerin, die Hiller mir schon empfohlen, verabredete. Nun zu meinem Verleger [J. J. Weber]. Nach seiner Angabe sind von meiner Kunstgeschichte wenig über 400 Exemplare abgesetzt. Es klingt unglaublich bei einem so bekannt gewordenen Buche. Weber treibt zum vierten Bande und spricht, trotz des schlechten Geschäftes, mit großem Aufheben von dem Buche. So bin ich nun so ziemlich herum, will noch ins Theater horchen, auf die Zaubertöne von Flotows „Martha", und dann zu Freytag. — Einen Besuch machte ich noch bei dem Geschäftsführer des Schillervereins. Im Theater sieht es wie ehemals aus, keine Eleganz bei den vielen reichen Leuten. Die Oper ging gut [unter Rietz' Leitung], das Orchester vortrefflich, die Mayer, eine alternde, aber sehr gute Sängerin, Tenor Kreuzer moderne Manier, aber für Grimminger allenfalls zu brauchen. Bedeutend niemand, der Chor sang schlecht, aber spielte lebhaft, das Ganze war präzis, frische Tempi. Nach anderthalb Akten ging ich. Der Schauspieler [Gustav] Laddey erwischte mich und unterhielt mich unterwegs von seinen Fortschritten usw., daß Frau Höffert, des Oheims Ludwig Tochter, in Chemnitz in großer Theatermisère steckt, teilte er mir auch mit.

Wie wird da zu helfen sein? — Bei Freytag fand ich Julian Schmidt, dem seine Heirat sehr übel zu bekommen scheint, einen Seidenhändler Meier und einen Juristen. Gescheite und gebildete Leute. Musik, Theater, Shakespeare, unsere sächsischen Vereinsepochen 1848—49 usw. wurden besprochen.

[Donnerstag, den 19. Februar.] Um 11 Uhr in der Probe vom Gewandhauskonzerte. Trio von Beethoven mit Orchester, [Ignaz] Moscheles, [Ferd.] David und [Bernhard] Coßmann. Die Musik wird hier musterhaft getrieben. ‚Res severa est verum gaudium' haben sie über den Orchesterraum geschrieben, und sie sind dessen eingedenk. Otto wird dies strapazieren. Dann hörte ich ein Terzett und ein Duett aus Beethovens erster Komposition des „Fidelio". Die Stücke sind trocken und würden, wieder eingelegt, wie man hie und da verlangt, der Oper schaden.

[Dresden, den 19. Februar 1857.]

Nach meiner Ankunft sah ich noch die mittlern drei Akte von „Emilia Galotti". Gutzkow traf ich auf dem Amphitheater, der mich mit großer Hingebung von den äußerst zerklüfteten Literatenverhältnissen in Dresden unterhielt. Wie bloße Vorteilsspekulation die Leute zusammengebracht, so hat sie sie denn auch richtig verfeindet. Gutzkow und Auerbach grüßen sich nicht mehr, Wolfsohn macht des letzteren Trabanten, [Hermann] Hettner in seiner unentschiedenen Weise hat die Verhältnisse, scheint es, nur mehr verwirrt, so ist geworden, was kommen mußte. Das wird Wasser auf Deine Mühle sein, Hämchen, daß wie hier die Klagen über gesellige Verstörung mir auch bei Freytags das Ungenügen an der Leipziger Gesellschaft entgegen getragen wurde. [Intendant] Lüttichau sprach ich auf dem Korridor, der mich sehr freundlich emp-

fing, aber dann, je länger er mich bei der Hand hielt und mich ansah, in eine fast komische Steigerung der Freundlichkeit geriet: „Nu, aber ich freue mich wirklich außerordentlich," diese Rede variierte er im Ausdrucke, daß man daran studieren konnte. Er lud mich zu Tische. Aber ein Diner könne er mir nicht geben, er hätte grade gestern eins gehabt, ich fände nur seine Tochter und seinen Schwiegersohn. Ganz Lüttichau und ganz gut. Die Theatervorstellung war in der Besetzung z. T. verändert, man hatte es auch im Kostüm gewollt und war in der antiquierten Puderfurcht auf den Einfall gekommen: in Louis XIV. Kostüm zu spielen. Dadurch wurde denn der feierliche und ehrbar langweilige Ton, den ich hier wahrgenommen, nur noch vermehrt, und das Stück, das gerade blühender Färbung bedarf, wurde nun aschgrau. Dawison war durch das Kostüm, in das er sich in keiner Weise zu finden wußte, völlig um sich selbst gekommen; er war unbedeutend und uninteressant. Das nonchalante moderne Wiegen und Überbeugen des Oberkörpers, die Pantalonshaltung der Beine usw. nahmen sich in dem Kostüm, das notwendig Tanzmeister-Feierlichkeit der Haltung bedingt, wie unsicher und linkisch aus. Am Ende war er auch wohl nicht in Stimmung, denn die Momente, die er sonst wenigstens sehr wirksam gegeben, waren matt, obenhin, seine Sprache, die allzusehr an Chrudimskys erinnert, nahm sich heut auch unenergisch und geistlos aus. [Alexander] Liebe steht, wo er vor vier Jahren stand, [Emil] Walther als Appiani ebenfalls, [Eduard] Winger: Odoardo dito, vielleicht noch etwas mehr Bäckermeister. [Friedr. Wilh.] Porth, Angelo, war ehemals auch präziser in der Charakteristik, so meine ich. Die [Franziska] Berg [Claudia] zu feierlich, keine „eitle, törichte Mutter". Frl. Michalesi: Emilia, routiniert geworden, aber ohne Sinn und Verstand,

wie vorauszusehen war. Die [Marie] Bayer-[Bürck]: Orsina, wie wir sie kennen, wirkungsvoll, auf der Bühne umher, Fäustchen machend nach jeder Handbewegung, mit dem Fächer in die Hand schlagend, gut sprechend, eine hochbelobte Künstlerin, der aber doch die rechten, tiefern Dinge überall fehlen. Kalt und schneidend, wo sie nicht sollte, warm und innig, wo sie nicht dürfte, der eigentliche Spiritus fehlt eben an der lieben, guten Freundin, mit der (und mit der Berg) ich nachher in der Garderobe beisammensaß, wo die treuen Seelen der zwei Jahre meiner hiesigen Leitung mit immergrüner Freude gedachten. — Auf dem Neumarkt vor mir sieht es aus, als wäre ich kaum einen Tag fortgewesen, wie mir denn alles hier ganz bekannt und vertraut ist. Und all die guten Sachsen freuen sich so hübsch, daß ich einmal wieder da bin, gastliche Naturen sind es doch, sage, was Du willst. Mein Oberrock ist defekt geworden, ich habe ihn zu dem großen Akademiker Müller hinübergeschickt, der mich aber lange warten läßt. Vermutlich näht er eine Abhandlung über das höhere Ärmelfutter hinein. — Und nun denn lebe wohl, mein Herz, vom lieben Dresden aus! Ich setze mich nun in Trab zu allen Bekannten und Freunden, wovon Du dann ein weiteres hören sollst. In Berlin finde ich hoffentlich die Bestätigung, daß Ihr in alten Zuständen fortlebt. Wie wird nur morgen die Oper „Tell" gehen? Otto, benutze nur fleißig das freie Theater und sprich mit den Lippen. All den jungen Leuten, die ich geprüft, fehlt es daran. Ade Marie! Lenore, meine Hand auf Deine Stirn! Dir, mein Hämchen, mein altes, unverändert junges Herz! Dein Eduard.

Dresden, 22. Februar 1857, früh 9 Uhr.

Ich war im Wirbel der meist frohesten und wohltuendsten Bewegung. Am Donnerstag, den 19., habe ich

Dir meinen letzten Bericht gesandt, unruhig wirst Du also nicht sein. An jenem 19. denn bin ich zuerst zu Mathilde [seiner Schwester] gegangen, fand Stägemann [deren Mann], der kaum das Krankenbett verlassen, sehr hinfällig, die beiden Mädchen und Mathilde voll und rund. — Dann sah ich Margarete [Taylor], behaglich und elegant eingewohnt, ihr Gesicht ist noch schmaler geworden, glaube ich, aber sieht klar und gut aus, und die blauen Augen so treu, als einer englischen Freundin zukommen, und daß sie sich so oft röteten, wenn ich von Euch erzählte, verstärkte nur ihren Ausdruck. — Inzwischen ging ich zu Auerbach, fand die Frau in seinem Zimmer, das eheliche Verhältnis ist zeitweilig gut, dann aber — wie mir die gute Frau Hübner nicht nur erzählte — prügeln sie sich aber auch, und sie läuft davon, und er klagt es dann dummer Weise allen Leuten und holt sie wieder, und dann kommt sie ins Wochenbett, und dann beginnt der Kreislauf dieser Abwechslungen wieder. Dies häusliche Leben versinkt wenigstens nicht in Langeweile und Gleichgültigkeit. Er war frisch und warm, wie sonst. — Nun kam die Visite bei Frau Hübner, es gab eine ganz gute, verständige Unterhaltung, und sie erbot sich mir abends einige Freunde zusammenzuladen. [Eduard] Bendemanns waren nicht zu Haus. Umgekleidet gings dann zu Lüttichau, wo erst ein Besuch vornehmer Österreicher war, dem Lüttichau all seine kleinlichen Direktionsangelegenheiten auf das Kleinlichste ins grandioseste Licht zu setzen suchte. Dann kamen Tochter und Mann und zuletzt der himmellange aber sehr schön gewordene Sohn. Die Tochter zeigt jetzt ein rührendes Erbteil von Ähnlichkeit mit ihrer Mutter, besonders in Miene, Lachen, Ton, Handbewegungen, raschem Vorbeugen des Oberkörpers beim Sprechen usw. Sie liebt den Bruder gewiß zärtlicher als den verständigen und angenehmen Mann und plaudert

mit Karlchen und tuschelt bei Tisch, wie damals in Pillnitz. Es war abends ein maskierter Ball bei Minister Beust — also gleichzeitig mit dem in Karlsruhe — der hier auch den ganzen Adel alarmierte. Nach Tisch erschien das lange Karlchen auch in seinem Louis XIII-Kostüm, zu dem ich dann noch einige Vervollständigungen angeben konnte. Lüttichau ist sehr herzlich und kollegialisch mit mir, dem Globigschen Paare war ich auch ein alter Hausfreund. Darauf ging ich zu Rietschels, er war etwas unwohl und kam darum abends nicht zu Hübners, sieht allerdings etwas abgearbeitet aus. Friederike ist von behaglich runden Formen geworden, sieht blühend und vergnügt aus. Ich fand viel Liebe bei ihnen. Von der Doppelstatue der großen Dichter konnte er mir nur die Photographien zeigen und dann schenken, aber das Anschauen rührte und erhob mich schon außerordentlich. Dies Beieinanderstehen schon der bedeutenden Menschen dem deutschen Volke gegenüber, dies sichere in sich Beruhen des kräftigen Goethe, das Selbstbewußtsein, mit dem er den Kranz hält und die linke Hand dem Freunde, wie zum Schutz, Lob, Vergewisserung und Antrieb auf die Schulter legt, der fast schwebend vorzuschreiten scheint, wie sinnend verzückt und suchend nach oben schaut und den Kranz, den Goethe hält, nur wie im Vorbeigehen berührt, höhere Ziele verfolgend, es ist sehr, sehr schön und soll in der wirklichen Gruppe einen unbeschreiblichen Eindruck machen. Es wurde eine Verabredung auf morgen getroffen, und ich ging zu Schnorrs [Schnorr v. Carolsfeld], wo ich mit Jubel empfangen und mit freundlichen Gesichtern gehalten wurde, unter denen das der stattlichen Mutter, die mich als den Meister ihres dicken Ludwig [des später berühmten Wagnersängers] immer mit dem vielsagenden Mutterlächeln ansah, mir besonders rührend war. So war's zu spät fürs Theater geworden, wohin die Vor-

stellung von [Laubes] „Gottsched und Gellert" mich auch wenig zog. Bei Hübners fand ich Margarete, später kam [Karl Ludw.] Ehrhardt und sehr spät Bendemann, die Männer waren von einem Malerdiener ganz katzenjämmerlich zugerichtet. Nach 10 Uhr brach ich auf, um — zu gelinder Beleidigung der Hübner — noch zu [Graf] Baudissins zu gehen, wo ich viele Freunde und Bekannte wußte. Schnorrs waren da, Frau Gome, Gutzkow, ein Präsident von Rönne ein hagerer alter Herr, der seine Bekanntschaft von der Behrenstraße her und dem Blindekuhspiel in Eurem Zimmer geltend machte. Flüchtig waren wir uns schon einmal in Berlin bei Humboldt begegnet. Wie seltsam stehen sich zwei Menschen gegenüber nach solcher Lebensstrecke, wie zwei Wahrzeichen, Denksäulen lebensgeschichtlicher Epochen. Wie huscht die Erinnerung in solchen Momenten über das ganze eigene Leben, wie zur Revision und Kontrolle zurück. Hettner lernte ich persönlich kennen, der, wie Du weißt, sich schon vor Jahren brieflich mir genähert. Er ist hier ein teilweiser Ersatzmann für [Heinr. Wilh.] Schulz. Ist gescheit und von richtiger Gesinnung, nur etwas weichlich und unfesten Charakters, bringt er in das sächsische Wesen kein neues Element und kein aufrichtendes und verläßliches. Den Mann der [Jenny] Lind [Pianist Otto Goldschmidt] fand ich da, sie hielt sich, ihrer vorgerückten Schwangerschaft wegen, zu Haus. Ein etwas süß aussehender, hübscher, jüdischer Kopf; daß so bedeutende Frauen, für die man umherzusehen pflegt, nach einer Sommität, die ihrer wohl Herr werden dürfte, sich so gern an einen angenehmen Lakaien hingeben. In so weit ist es gescheit: sie ersparen sich die Mühe, ihn zur Fügsamkeit zu gewöhnen, diese Lebensaufgabe der Frauen, die so manche schöne Natur in immer wachsende Verirrung von sich selber reißt. Herr Goldschmidt sieht wie ein geborener Schleppenträger aus, und daß er dem

das Selbstgefühl: je suis le père, verdankt, hat etwas, das einem männlichen Herzen widersteht und ein weibliches empören sollte. Baudissins waren sehr liebenswürdig, der General [Otto Friedr. Magnus, Graf v. B.], ist auch noch da, hat hier als Vorsitzender des Kunstvereins durch etwas Haltungslosigkeit vielerlei Zerwürfnisse veranlaßt, an denen denn überhaupt kein Mangel zu sein scheint. Mit Gutzkow und dem Baurat Nicolai ging ich noch in eine bayrische Bierkneipe, um meinem herabgestimmten Magen für die Nacht aufzuhelfen, was dann doch nicht glückte. Gutzkow ist sehr anschließerisch gegen mich, er will auf einige Zeit nach Karlsruhe kommen.

Freitag, 20. Februar. Der Tenor Rudolph zeigte sich, es wurde eine Gesangprobe beredet. Bendemann dann, der mit mir bis zu [Karl Gust.] Carus ging. Der war sehr lieb, es wurde auf morgen mittag eine Zusammenkunft beredet. Da Carus es, wie hier verschiedene Personen, für schicklich hielt, daß ich mich bei dem Könige melde, so ging ich zum Oberhofmeister Obirn, Backbirn sollte er seinem Aussehen nach heißen. Kein anderer Mensch als ein Sachse kann doch dergestalt zusammenschrumpfen. Diese sehr freundliche Exzellenz übernahm dann die Sache. Den hergestellten Zwinger und das neue Museum besuchte ich dann, wohin Schnorr mich zu führen kam. Das ist alles von der anmutigsten Schönheit, wie denn die ganze Stadt, besonders in ihrer Ausdehnung nach dem böhmischen Bahnhofe, mit Palaststraßen sich herausbrüstet. Es ist erstaunlich, was da geworden ist in den vier Jahren. Das Museum hat an Schönheit, harmonischer und heimlicher Einrichtung, an Farbenpracht dieser wie neugeborenen Bilder, an praktischer und liberaler Einrichtung des Kupferstichkabinetts seinesgleichen in der Welt nicht. In Rietschels Werkstatt bewunderte ich dann eine neue Büste, die er

von Rauch macht, das Modell zu dem Viergespann für das Braunschweiger Schloß und eine Skizze zu Webers Standbilde. Für das letztere war ihm mein Rat willkommen, der der Statue noch mehr Individualität aus meiner persönlichen Kenntnis des Originals geben dürfte. Rietschels Meisterschaft wächst mit jedem seiner Werke in einer erstaunlichen Fortschreitung. Diese Feinheit, Lebenswärme und tiefempfundene Natur hat gar keiner mit ihm gemein. Dann besuchte ich [den Schauspieler] Walther, was ziemlich unfruchtbar war, ging bei unserer Wohnung vorüber, die neben den ringsum entstandenen Palästen sehr lumpig aussah, zu Dawisons Villa, die mit einer zierlichen Front, Säulenstellung und geräumigem Altan auf dem Ruschplerschen Grundstücke am Einschnitte der Eisenbahn steht. Sehr geschmackvoll durch und durch wird die Einrichtung mit aller Liebhaberei daran von ihm vervollständigt. Es hat ein nobles künstlerisches Ansehen, er selbst hat aber das eines artistischen Spekulanten. Bei Quanter [Schausp.] sah ich dessen Tochter, einen muntern Kanarienvogel mit blitzenden Augen. Sie las ein Gedicht mit ungebildeter schwacher Stimme, aber ließ sehr wohl das frühere Kindertalent erkennen. Müßte tüchtig geschult werden. Sie tritt zunächst hier ein, um natürlich stehen zu bleiben und für untauglich erklärt zu werden. Was geht in Deutschland alles zu Grunde! — Im Theater den ersten Akt der Zauberflöte gehört. Unter der Mittelmäßigkeit. Das schöne Orchester stadtmusikantenmäßig. Räder, der als Papageno seine Spässe unterließ und graziös sein wollte, mit nackten Armen und Beinen über die Lampen hinausgelehnt von süßen mitfühlenden Trieben mit der Anmut eines Mondkalbes flötend; Frl. Krall [Pamina] unbedeutend in Stimme und Talent, Krüger [Tamino] mit hübscher Stimme ordinär und unmusikalisch, Colbrun [Sarastro] roh, und

alles dem ähnlich. Es ist unglaublich, daß mit solchen Vorstellungen jährlich —: 120000 Reichstaler vom Publikum erlangt werden. Ja, da läßt sich etwas ausrichten. Den Rest des Abends bei Rietschels mit Schnorrs, Rektor Klemm, dem ich den Erziehungsrat übertrug, den Mathilde [Stägemann] mir für ihren Max mit Mutterangst abverlangt, später kamen von Serre's noch Hettner, Margarete, Dr. [Otto] Roquette, der lyrische Dichter ... Der junge [Friedr.] Dettmer kam, sich anzutragen, Lüttichau will ihn aber nicht entlassen.

Sonnabend, 21. Februar. Ich setzte an zu schreiben, da kam der unselige, langweilig breite Direktor Lecerf wieder, wie seit zehn Jahren seine Komposition von „Jery und Bätely" anzubringen, und deren sämtliche unglücklichen Schicksale erzählend, auch eine junge Sängerin, [Josef] Eichbergers Tochter, empfehlend. Und kaum glaubte ich ihn los zu sein, und [Jul. Christ.] Koch war gegangen, der seine Tochter anbringen will, und Wolfsohn, der mich zu anderer Ansicht über seine Tragödie „die Osternacht" bereden wollte, kam Lecerf wieder und brachte die Schwester der Eichberger, und im Verlauf dieser Besuche mußte ich meine Morgenverrichtungen, vom Zähneputzen an vollbringen und wurde sie nur los, als ich mit ihnen zum Hause hinausging. In Bendemanns und Hübners Werkstätten sah ich ihre Arbeiten. Hübner hat viel Unverkauftes stehen. Ich nahm Abschied. — Um 11 Uhr beim Könige, der wohler aussieht als sonst und sich verständig und ziemlich lange unterhielt und mich viel ausfragte. Im ganzen ist er auch indifferent dem Theater gegenüber, und es gefällt ihm manches, was — wenn er sich die Mühe dazu nähme — er schärfer beurteilen würde. — Von Stägemanns nahm ich Abschied, fuhr zu Weber [Max Maria, Sohn des Komponisten] hinaus, sah Nettchen im Scheuertagskostüm, aber wohl und rüstig, ihn

fand ich nicht. Bei Frau Serre bestellte ich meine Erklärung und Dank für ihn, traf das Goethesche alte Fräulein [Ulrike] von Pogwisch, die mir Grüße für Allwine [Frommann] mitgab, nahm von Gutzkow Abschied, verfehlte Auerbach. — Carus' hatten eine stattliche Mittagsgesellschaft geladen und waren recht wie liebe alte Freunde. Ich saß bei der Alten wohl aufgehoben, wie bei einer Großmutter. Die Bayer [=Bürck] war da, Hettner, Rietschels, der Kupferstichkabinettsdirektor Gruner und die ganze Carusfamilie. Wir haben in aller Herzen hier eine gute Stätte. Erst gegen 5 Uhr kam ich aus den nach Tisch etablierten Kunstgesprächen los und konnte [Otto] Ludwig, als den letzten, aufsuchen. Er wohnt ganz gut in einem Gartenhause der Rampischen Gasse. Seine Frau ist rüstig, einen seiner Knaben sah ich, der wohlgebildet und gesund ist. Er war bestürzt über mein unvermutetes Kommen, Du weißt, er muß sich in alles Neue erst, wie aus einem Rausche, zurecht finden. Sehr ergiebig war unsere Zusammenkunft nicht, weil ich im Theater Dawisons Spiel nicht versäumen wollte, und doch kam ich für das erste Stück zu spät, und während des letzten, „das goldne Kreuz", worin Dawison den Grenadier macht, hielt Lüttichau mich im Salon der Kgl. Loge mit Erzählungen von seiner Geschäftsführung fest. Wäre ich doch bei Ludwig geblieben! Dazwischen sah ich ein gut Teil von „Er ist nicht eifersüchtig". Fräulein Schönhof ist nur gewandt theatralisch, ihre Stimme stumpf, wie ihre Nase. Die Rolle hat ein anderes, naturkräftiges Gesicht bei der [Johanna] Scherzer. Haase von seiner Krankheit erstanden, ist ein alter zusammengefallener Mann mit hohler Stimme geworden, schlank und eingefallen, lange hielt ich ihn für Wilhelmi. Bejammernswert. Zu Hause erlauerte mich ein junger Buchhändler, der zum Theater will. So ein dritter Eleve [neben Dr. Hallwachs und Otto Devrient] wäre gerade, was

ich brauchen könnte: der arme Mensch ging also mit Anweisung auf sein gutes Glück davon. Lange Überlegung, ob ich den Sonntag noch hier bleiben solle. Auf alle Fälle packte ich, wobei der späte Besuch von Max von Weber mir sehr wohl tat. Er wird wohl im Mai zu uns kommen. Lüttichau hat mir kleinlaut sagen lassen, es würde nichts aus der „Armida", was ich schon aus dem Stande der Kulissenzustände vorausgesehen. Eine elende Wirtschaft dies Matadorwesen, und der gute Lüttichau bildet sich ein, daß er dadurch allein die großen Einnahmen mache, denn — schließt er —: wenn die [Bürde-] Ney oder Emil [Devrient] oder Dawison nicht spielen, ist das Haus immer leer. Und daß diese praktische Probe gerade das Gegenteil von dem beweist, was es nach seiner Meinung tut, ahnt er nicht, und ich hatte es ihm nicht zu sagen. Nun soll der Brief fort und um 3 Uhr der Schreiber. Von Berlin mehr. Behüte Euch Gott, meine Lieben, und Du, mein Hämchen, wende recht alte Liebeserinnerungen auf Deinen alten Liebhaber Eduard Dt.

Dresden, 22. Februar 1857, abends 9 Uhr.

Noch immer bin ich hier, mein Herz. Als ich heute mittag den Brief an Dich expediert und noch einen Gang durch Zwinger und durch die Galerie gemacht, erfuhr ich, daß abends „Norma" sein werde. Da ich nun darin Rudolph als Sever und zugleich die hochberühmte Ney hören konnte, beschloß ich zu bleiben. Nachmittags besuchte ich Frau Goldschmidt-Lind. Sie ist alt, spricht verständig, aber ich hatte immer das Gefühl: was sie sagt, sei nicht ihr eigen, oder sie verhehle noch viel mehr, so daß sie sich in Gemeinplätzen, d. h. der besten Art, hält. So über England, deutsche Auswanderung, Stellung des deutschen Theaters. Über Mendelssohns Musik hat man sie offenbar

konfus gemacht, sie sagt, er sei gar zu sehr moderner Art, seine Musik gesucht und gemacht, nicht gefühlt. Von Gluck: er verliere zu sehr ohne Orchester, man könne sich darum nicht am Klavier mit ihm beschäftigen. Sie kennt ihn nicht genug, wie ich merkte, und hat den tiefen Ausdruck seiner bloßen Sprache nicht verstanden, die Gewalt dieser einfachen Formen nicht erfahren. Sie hat mich nicht erbaut. Wie aus einer interessanten Schneelandschaft in fruchtbares Sommerland kam ich von ihr zur Frau Ehrhardt, die soeben wochenlang mit der Pflege eines typhuskranken Schriftstellers aufopfernd beschäftigt ist. Der Mann ist an ihrem Mittagstische erkrankt und konnte nicht mehr fortgeschafft werden. Sie ist voll Freude, daß sie ihn durchgebracht hat. Ehrhardt sagte mir schon davon. Fast scheint einem diese Samariterei zu weit getrieben, aber sie tun das mit so großer und unbefangener Gutherzigkeit, daß man sich des Tadels schämt. Damit schlossen meine Freundesbesuche ab. Mir ist, als hätte ich hier ein lang verschlossenes Schatzkästchen geöffnet und alle werten Kleinodien darin einmal wieder nach Herzenslust betrachtet. Ich schließe den Deckel wieder, er sieht wie ein Sargdeckel aus, wozu soll ich in meinem Leben wieder hierhergehen? Die Bürck und ihre ihr sehr ähnlichen Knaben noch einen Augenblick gesehen. Über die Terrasse ging ich, wie sonst oft, zum Theater. Der Gondelhafen ist ausgefüllt, Grasbeete und Blumen darauf und Gänge, die zu dem unter der Terrasse hin verlängerten Quai führen. Es hat sich alles sehr verschönert. So hörte ich denn einen Akt von „Norma", die Hälfte der Oper. Die Ney hat eine schöne, reine und große Sopranstimme, die auch geläufig ist, aber von der Aussprache viel besser unterstützt werden könnte, namentlich bei kleinen Noten. Überhaupt hat der Vortrag etwas mit ihrer Korpulenz Verwandtes, ihr Atem scheint kurz, wenigstens dürfte das allein ihr mangelhaftes Phrasieren

entschuldigen. Zuletzt singt sie ohne sonderliches Talent, ohne tiefen Seelenausdruck, ihr Spiel leistet eben das Nötigste, der Stempel der Meisterschaft fehlt überall, die Dame hat ein schönes Instrument im Leibe, das ist so ziemlich alles. Rudolph als Sever nicht übel, aber gewöhnlich, Fräulein [Agnes] Bunke, immer noch von schönen Anlagen zu feinem, innigem Ausdruck, aber unentwickelt. Dem ganzen Theater fehlt, daß ihm einmal der rechte Lebensgeist eingeblasen würde. Alles ist eben dicht daran, daß es lebendig und schön würde, und nichts kommt dazu. An solch einem Platze und für 200000 Reichstaler (d. h. 350000 fl.) ist das unerlaubt. Man sollte so etwas lieber nicht mehr sehen, man wird unwillig, wie der arme Arbeiter, der den reichen Mann schwelgen sieht. Nun ade, Dresden und, was darin wohnt!

Berlin, 24. Februar 1857, früh.

‚Hôtel de l'Europe', weil Werder früher in dem Hause wohnte und jetzt noch in der Nähe. Ich ging zunächst zu ihm, mit ihm ins Theater, „die Grille" zu sehen, und war nachher noch bis 12 Uhr bei ihm. So vom Herzen herunter einmal wieder alles, das Kleinste und Größte, das Tägliche und das Ewige reden zu können, und überall, auch bei weit verschiedener Ansicht, recht verstanden zu werden — das ist ein großes Gut in diesem verwirrten Erdenleben. — Die Theatervorstellung ging gut in äußerer Beziehung, aber auch hier bloßes Routinewesen, gewandtes Rollenhersagen, höchstens der allgemeinen Rollenauffassung nach richtig. Aber was das eigentliche Leben gibt, die Schattierungen, Abwechslungen, Rucke der Seelenstimmungen, kurz, das Herausspielen der einzelnen Momente, war fast null. Das Publikum, in dem ich weit und breit auch nicht ein einziges bekanntes Gesicht wieder fand — außer Fiedlers [die Frau, war die Jugendfreundin Karoline Werders], die mich mit

einstweiligen Grüßen an Euch belastet haben — dies Publikum hat den Geschmack eines Weinreisenden, plump, banal, äußerlich, wie ich auch das Dresdner fand. Wenn unser jetziges Karlsruher Publikum Ruhe hielte — denn das geschieht hier immer noch auf das Strengste — so wäre es für diese großen Städte zum Muster zu nehmen, d. h. in seinen guten Tagen.

Dienstag, den 24. früh an Dich geschrieben, bei [dem Intendanten] Herrn von Hülsen Karte abgegeben, Marschall besucht, der, sowie die Frau, altfreundlich mich zu Mittag und Abend nach meinem Gefallen luden. Allwine [Frommann] suchte ich vergeblich viermal drei Treppen auf und ab ... Bei [Moritz] Veit's fand ich die alte Herzlichkeit, er hat einen schneeweißen Kopf bekommen. Nun hinaus durch die Schönhauserstraße, an unserem Verlobungs- und Hochzeitshause vorüber, das, bis auf die elegant gewordenen Kaufläden unten, ziemlich unverändert geblieben ist, während rundum und weiterhin, ja draußen bis über die Mühlberge hinaus, sich Riesenhäuser aneinander gedrängt haben. Wagners überaus stattliches Etablissement [Bierbrauerei] aber lehnt sich gerade an unsern Mühlberg, und wo wir sonst hinaufschwärmten in stillem Verständnisse, steigt die hübsche Gartenanlage des Hauses hinan. Es wird Dich ebenso seltsam bewegen, und Du wirst Mühe haben, Dich zurecht zu finden ... Gern wäre ich in eins der Königl. Theater zu „Tannhäuser“ oder „Hamlet“ gegangen, aber da im Königstädter Theater — jetzt ein ganz kleines, ordinäres, nämlich in der Blumenstraße — das ganze Personal ausgekramt war, mußte ich dorthin. Da blüht kein Liebhaber. Die Prätension der Darstellung eines abgeschmackt ernsten Stückes vom jungen Grimm war armselig, obschon Frau Wallner teilweise gute Haltung des höheren Tones zeigte. Daß das aber angeeignete Dinge, nicht seelen-

geborene sind, zeigte mir das erste Weinen der Frau. Man sagt, im Lachen verrate sich der innere Mensch, ich glaube viel entschiedener geschieht es beim Weinen. Nachher gab es zwei Possen. Da ist man auf sicherem Vorstadtboden. Ein Herr [Theodor] Reusche erzählte als Stiefelputzer seine Eindrücke von „Robert der Teufel" ganz köstlich. [Karl] Helmerding aber spielte einen Barbier mit einer Grazie des vollständigsten Berolinismus, die mich frappierte, weil ich sie kaum für möglich gehalten habe. Die Berliner Lokalkomik hat entschieden Fortschritte gemacht, diesen Komiker muß man den besten Wienern an die Seite setzen. Seine Couplets sind sehr gut, und er trägt musterhaft deutlich und geschickt vor. Ich habe ausschweifend gelacht. Wieder hereingefahren, nahm ich mein Abendessen in einer Restauration auf dem Gensdarmenmarkt. Überall fremde, ganz fremde Menschen, ein neues Geschlecht mit viel oppulenteren Manieren. Dem alten Berliner bürgerlichen Wesen begegnet man nicht mehr so öffentlich. Alles ist elegant, die Menschen scheinen alle aus dem Vollen zu leben, die Stadt imponiert außerordentlich. Dazu ist der allgemeine Ton sehr zivilisiert geworden, auch die gemeinen Leute antworten höflich und gewandt. Die Frauen fallen mir durch einen gemessenen und sanften, polierten Redeton auf. Die Kultur, die alle Welt beleckt, hat ihre Zunge weidlich über Berlin gestreckt. Aber die Atmosphäre der ganzen Stadt wittert mich London-ähnlich an. Um 10 Uhr ging ich noch zu Werder hinauf, wir plauderten noch ein paar Stunden.

25ten, früh, Besuch von Taubert, über seine Tochter und ihre Studien beraten, dann erzählte er mir, daß er eine Oper „Macbeth" komponiere, wozu ich ihm nicht geraten haben würde, was übrigens auch geheim bleiben soll. Eine Bekanntschaft mit einer der hier überzähligen Sängerinnen

wurde vorbereitet ... Bei P. Mendelssohn und seiner Frau geplaudert und mir die Kopien meiner Briefe an Felix Mendelssohn ausgemacht. Dann gab ich noch Karten bei Graf Redern und Baron Gall [Intendant in Stuttgart] ab, sah Eduard Wagners [Juwelier] elegante Ladeneinrichtung und fand Allwine. Es gab eine Hofdamenunterhaltung. Die Großherzogin Sofie [von Weimar] hat einen wärmeren Ton der Teilnahme. Nun, gestehe ich Dir, macht mich die stete Wiederholung der Berichte über Euch und unsere Zustände auch wohl langweilig, wie ich gelangweilt bin davon, aber diese weiße Hoftünche, unter der man die Gemütsfarbe immer nur ahnt, ist bei einer Freundin unbehaglich ... Humboldt hatte mich heute mittag sehen wollen, ist aber ernstlich erkrankt. So will ich mich denn wieder in Trab setzen ..

Berlin, 27. Februar 1857.

... Gestern Donnerstag früh Besuch bei Dr. [Hartw. Karl Fried.] Eggers*), dem Redakteur des Kunstblattes. Ein angenehmer Mann, mit dem sich's gut reden ließ von allerlei Kunstzuständen. Besuch bei [Jul. Leop.] Klein, der ganz der Alte. Er machte mir Vorwürfe, daß ich in Karlsruhe sitze, während man mich in Berlin so dringend notwendig brauche, ich sei aber eigentlich ein eigensinniger Racker, daß ich fortgegangen; was tue ich in Karlsruhe! Er sei überzeugt, daß ich das Außerordentlichste ausrichte, aber ich habe kein Echo da für mein Tun, für Deutschland sei es gar nichts, keine Katze erfahre davon, und in Karlsruhe wäre mit dem nächsten Tage nach meiner Direktion die alte Fäulnis da usw. Du siehst, dies Lied pfeifen auch noch

---

*) Auch ihn, wie Ed. Dt., hatte Minister Ladenberg zu einer Denkschrift veranlaßt: „Die Reorganisation der Kunstverwaltung im preußischen Staate".

andere Vögel. Was darauf zu entgegnen ist, habe ich ihm nicht geschenkt, aber daß er recht hat, weiß ich zu wohl. Dann war er sehr ausgiebig über eines seiner Stücke, das ich mitgenommen habe, und das Karoline und Werder außerordentlich preisen, was wenig sagen will und sehr bequem ist. Karoline besuchte ich nun in ihrer schönen, überaus elegant möblierten Wohnung. Hierin wird hier allgemein ein auffallender Luxus getrieben. Ich gehe meines Teils lieber mit unserem Nickele [Kätzchen] um, als mit Karoline; da habe ich Freude an der graziösen Schmeichelei, hier — basta! Am Mittagstisch im Gasthofe war ich mit Eggers und dem jungen Dichter [Eduard] Tempeltey [dem späteren Koburger Intendanten]. Ein blondes, bärtiges Knabengesicht, beim Reden etwas anstoßend, aber lebhaft und bescheiden. Ein Herr [Karl v.] Lützow und zuletzt Dr. [Wilhelm] Lübke. Alle Mitglieder des Schriftstellervereins, gescheite und geschmackgebildete junge Leute, die gern auf mich hörten und fein verstanden. Eine geistige Atmosphäre ist freilich hier, wie sonst wohl nirgends in Deutschland. — Besuch bei Rellstab. Er führte mir eine junge Sängerin namens Baldamus vor. Prachtstimme von großem Umfange, aber noch ungehobelt, ihr Aussehen erträglich, etwas zu kräftige Gesichtszüge. Er sprach mir von einem großen Roman, den er jetzt beendet [„1812“]. Nach kurzem Besuch bei Werder, wo ich mir's behaglich sein lasse, im Friedrich Wilhelmstädter Theater, wo der königl. pensionierte [Moritz] Rott Gastrollen gibt. Den alten Dallner in „Dienstpflicht“, affektiert wie ehemals. Der Liebhaber, dessentwillen ich herging, ein ordinärer Holzbock, ein unbegreiflich mopsiger Rüpel. Und dies Theater ist wirklich das zweite in Berlin und rivalisiert mit dem Königlichen. Unbegreiflich. Im übrigen wurde nicht übel gespielt, aber matt, glatt hin, routiniert ... Dann sah ich noch im

Königl. Schauspielhaus die zwei letzten Akte „Porträt der Mutter“ [von F. L. Schröder]. Frau Frieb-Blumauer sehr gut, Döring den alten, kindisch gewordenen Hofrat ordinär mit derber Stimme, ohne Genügen, auch nur äußerlich, der wörtlich ausgesprochenen Forderungen. [Theodor] Liedtke, ganz wie er damals in Dresden war, mit noblem Aussehen, aber nicht einmal mit ganz feiner Haltung und Bewegung, trocken, steif, eiskalt, von unstörbarer Ruhe, so ein blasiert, kalt übergewichtig, ironisches Wesen, womit er sich hier zur ersten Stelle und 4000 Reichstaler Gehalt, 7000 fl., aufgeschwungen hat. Trocken, steif und kalt in dem Augenblicke, wo seine Mitspieler von ihm sagen: „welch ein Mensch, ganz Feuer und Leben“. Aber so war die ganze Vorstellung. Nicht den äußerlichsten Forderungen an das überzeugende Leben der Darstellung [wurde] genügt, kein Atem von Geist, alles wie aus Zufall und Langeweile aneinander gereiht. Und damit ist das Publikum jetzt zufrieden, beim Hinausgehen hörte ich ringsum so äußern. Unbegreiflich! Unbegreiflich! Herr [Gustav Karl] Berndal spielte den Engländer gut, bestimmt und doch bescheiden, das will ich nicht übergehen. — Den Tag beschloß ein Teebesuch bei Mendelssohns, wo Felix' Söhne waren, und Fürst, der bald zu sterben meint, sich aber doch noch einen Schnurrbart hat wachsen lassen. Weißt Du aber, wer wirklich und ganz vor kurzem gestorben ist? — Karl Goldschmidt nach kurzer Krankheit. Ich bin noch weder zur Frau noch zum Bruder gekommen. Wie das alles rings um uns niederfährt in die Grube! —

Ich habe heut an Kettner und Rat Müller geschrieben, meine Rückkunft auf den 7ten oder 8ten angesagt. „Götz“ wird also ohne mich gehen müssen, Otto soll sich zu [Rudolf] Lange halten, es muß ihm auch ohne mich etwas gelingen, und dann wird mich's doppelt erfreuen. Sage ihm doch,

er soll mir auch ein Verzeichnis der Sängerinnen anlegen, die ich unterwegs geprüft habe, die Bemerkungen über sie dazu schreiben. —

Freitag, 27ten, mittag. Soeben komme ich nach Haus, Herrn von Hülsen zu erwarten, der sich angekündigt, geschwind weiter im Tagebuche ... Taubert kam, dem ich mein Herz ergießen mußte über diesen glanzvoll verfallenen Theaterzustand hier ... Dann im Neuen Museum, wo ich mir besonderen Einlaß verschaffen mußte, aber Herrn [Ignaz Franz Werner von] Olfers traf, der mich im Kunstkabinett, das man soeben aufgestellt, orientierte und mich dann einem Baumeister Aßmann übergab, der mich bis 12 Uhr, wo man die Räume dem Publikum öffnete, führte. Wie fein und gescheit und unterrichtet diese jungen Männer alle sind, und welch verbindlich achtungsvolles Benehmen. Es ist doch etwas aus meiner Vaterstadt geworden. Die Einrichtung hier ist überaus glänzend, von außerordentlicher Liberalität in den Räumen. Kunstkammer, Kupferstichkabinett, dann das Treppenhaus, wo vier große Bilder von Kaulbach schon fertig sind, und das von der Hunnenschlacht weit über mein Erwarten gelungen in der Farbe. Die weiteren Räume, welche die Abgüsse einnehmen, mit ihren Landschaftsbildern an den Wänden, die ich den Rigoristen gegenüber entschieden in Schutz nehme, dann unten das Museum für Völkerkunde und das für ägyptisches Altertum, alles von außerordentlichstem Reichtum. Berlin imponiert mir nach allen Richtungen. — Nun ist's 2 Uhr, und Herr von Hülsen war hier. Keine Faser von einem Kunstvorstande, unbedeutend, aber mit gutem Willen. Er hat gute Einrichtungen mit Gall in betreff des Kartellvereins und der Theateragenturen beredet und hörte meine Ausstellungen willig an. Auch über die kleinen Bühnen wurde verschiedenes beredet ... In „Aladin" [oder die „Wunderlampe", Zaubermärchen

von Gust. Räder] sah ich die hiesigen Ballettherrlichkeiten. Brillant nimmt sich diese Dekorationspracht, diese Massenhaftigkeit der Tanzgruppen in dem großen, eleganten Opernhause aus, einige mir neue Maschinenstückchen waren auch dabei. Auch diese Herrlichkeit ist also überstanden ...

Jetzt erwarte ich nur [Louis] Schneider, der sich von Potsdam angekündigt, und dann geht es an das letzte Tagewerk hier ... Mit Werder eine halbe Stunde verkehrt, die mehr gibt, als mit andern ganze Jahre; er ist geistig gewachsen. Bei Humboldt habe ich mich selbst erkundigt, es heißt, es gehe gut, aber er ist wieder im Bett, mir ahnt, ich bringe mit seinem Billet an mich eine Relique mit.

Hamburg, 1. März.

Da bin ich in Deiner Geburtsstadt, mein Hämchen, und sehe auf den stattlich umbauten Alsterbassin hinaus. Zuerst sollst Du also die Nachricht haben, daß ich an mein fernstes Reiseziel angelangt bin, von wo es, Gott sei Dank, rasch wieder heimwärts geht. So hole ich denn den Rest des gestrigen Tages nach. Ich suchte L. Schneider noch einmal in ‚Meinhardts Hotel' auf und besprach verschiedene Maßregeln, die sich an die Altersversorgungsanstalt zum Heil des Schauspielerstandes anknüpfen sollen. Beschränkung und Kontrolle der Theateragenten und Theaterblätter zunächst. Dann sah ich bei Eggers [Bernhard] Kugler, den Schulrat Bormann, Dr. Löpel und Herrn v. Schenkendorf. Dann im Theater „Macbeth". Ich kam neben die [Auguste] Crelinger zu sitzen, die zunächst empfindlich war, daß ich sie noch nicht besucht hatte, dann ihrer Bitterkeit über den Kunstzustand Raum gab. In der Tat ist sie zu bedauern, daß sie Zeugin sein muß von der Wandlung der Dinge. Die Aushöhlung, Vergleichgültigung und Erkältung der Schauspielkunst hat sich hier

vollendet. Aus Eisklötzen baut man hier den Kunsttempel. Das war eine Tragödie der Reflexion, nicht der Leidenschaft. Aus kalter Berechnung wurde der gute Dunkan umgebracht, blasiert und gedehnt war aller weitere Verlauf dieser sturmvollen Handlung, bis in den letzten Wutkampf der Helden hatte die ruhige Betrachtung ihre Hand gestreckt: Als Macbeth vernimmt, daß durch den nicht natürlich geborenen Macduff sein Verhängnis erfüllt ist, ergoß er seine Empörung über die Falschheit der Prophezeiungen in der Abgemessenheit, in welcher herkömmlicher Weise Hamlet den Monolog „Sein oder Nichtsein" zu deklamieren pflegt, und der nach seinem Blut und Fleisch lüsterne Macduff wartete dies geduldig ab, er war auch kaltblütig genug dazu. Werder hatte mir vorausgesagt, ich werde es nicht aushalten sondern Krämpfe bekommen. Es war nahe daran, aber ausgehalten habe ich doch. Ich kann nicht alles hierher schreiben, was sinn- und geschmacklos war. Die Szenierung ohne alle Berechnung des Hauptsächlichen, der Wirkung der dargestellten Seelenzustände. Als Macbeth und seine Frau die erste heimliche Besprechung des Mordvorsatzes halten, gehen drei Trompeter aus der ersten Kulisse an den Flüsternden vorüber und ersteigen die Treppe im Mittelgrunde und stellen sich oben auf, um zur Ankunft des Königs eine Fanfare zu blasen. Um dieses Trompetenstoßes willen die Störung dieser bedeutungsvollen Szene. Das ganze englische Arrangement, wonach des Königs Kammer im Oberstocke liegt, ist durchaus nachteilig, davon habe ich mich nun tatsächlich überzeugt, es verrenkt und erkältet den Vorgang. Ich habe meine Einrichtung vollkommen bestätigt gefunden. Banquos Erscheinung, hinter dem Tisch vorübergehend, dann im Vorgrunde frei und offen hervortretend, taugt auch nichts, hat gar nichts Gespenstisches. Die Hexen, von drei Männern gespielt, verlieren alle

Eigentümlichkeit, der Hexenreigen war wie der Rüpeltanz im Sommernachtstraum. Aber das Publikum nimmt alles hin, ist mit allem zufrieden, hält vortrefflich auf Ruhe und ruft zwei-, dreimal nacheinander heraus, wenn man eigentlich hinauswerfen sollte. Wenn Otto die Szene des Malcolm so wahnsinnig prampierte, als hier Herr [Emil Hermann] Karlowa getan, und wofür er applaudiert wurde, so weise ich ihn für immer als hoffnungslos von der Bühne. Der junge Mann bezieht hier einen viel höheren Gehalt als [Heinrich] Schneider bei uns. Die Szenierung des letzten Aktes ohne alle Fantasie, die Beibehaltung aller Szenen des Originals, dazu die total unverständliche Übersetzung von Dorothea Tieck taten auch Eintrag genug. Fräulein Heußer als Lady auch bloß routiniert, immer gleich laut und gleich kalt. Die Crelinger saß auf Kohlen dabei. Dekoration und Kostüme liberal und schön. So habe ich es nun in München, Dresden und Berlin gefunden. Es geht zu Ende mit dem deutschen Schauspiel, es geht unaufhaltsam dem Ende des englischen zu. Schaubuden, Arenen für die Seltsamkeiten der einzelnen Virtuosen, Verödung, Aushöhlung, Verfall, endliches Aufhören der höheren Gattung. Mit Werder unterhielt ich mich davon bis 1 Uhr. Wir verstehen uns hierin, wie vielleicht nicht wieder zwei Menschen. Was soll aus der Nation werden, die den echten Sinn für ihr Theater verliert! Die die menschliche Selbsterkenntnis in der lebendigsten Anschauung so beiseite wirft, indem sie nicht das Höchste von ihr fordert. Die Theater sind voll von gleichgültigen, unterhaltungssüchtigen Gaffern, die ihren Abend anbringen wollen.

Heut früh, Sonntag den 1. März, geriet ich gar um eine Stunde früher auf die Beine als nötig war. Was habe ich nach dieser Reise wieder für Reste nachzuschlafen. Um sieben Uhr ging's fort, 38 Meilen lang die ödeste Gegend,

es kommt mir jetzt unbegreiflich vor. Ich las unterwegs „Moreto“ von Klein. Er und Werder behaupten, es sei sein bestes Drama, ich halte es für das unvergleichlich schlechteste, für töricht und abgeschmackt. Wozu Moreto, Lope de Vega und Calderon darin? Hinz und Kunz können dasselbe zustande bringen. Zwei Akte der künstlichsten Vorgeschichte von langweiliger Langwierigkeit, dann auf einmal wird im dritten Akt ohne allen Zusammenhang mit der Vorgeschichte eine schöne Frau und ein Jüngling umgebracht, ohne irgend in der Leidenschaft vorbereiteten Grund, der Anlaß dazu bei den Haaren herbeigezogen, dann gibt's noch zwei Akte der überflüssigsten Paraphrasen über das Thema: „Aber was haben wir da getan!“ Wenn ich nur nicht einen Brief darüber schreiben müßte, dann möchte ich's gelten lassen, daß ich in diesen acht Eisenbahnstunden diese fünf Aktpillen verschluckt habe ... Nun kommt auch das trübe, feuchte Wetter heran, das macht das Unbehagliche noch unbehaglicher. Aber die Reise orientiert mich doch sehr bestimmt über die Zustände, und damit macht sich die Strapaze bezahlt.

Leb wohl, mein Herz, und möge es Euch allen wohl ergehen. Dein Eduard Dt.

Hamburg, 2. März 1857.

Guten Morgen, Hämchen! Hätte ich nicht gestern, wenn auch bei trübem Wetter, von der Aussicht auf den Alsterbassin Nutzen gezogen, so würde ich die Stadt vermutlich gar nicht zu sehen bekommen, denn heut ist undurchdringlicher Nebel. Gestern also, am Sonntage, war nach Abfertigung des Briefs an Dich nichts mehr zu tun, als ins Theater zu gehen. Wenn der viel gepriesene Baustil des modernen Hamburgs imponieren soll, so muß man nicht gerade von Berlin kommen, wo die Privatbauten über alles

natürliche Verhältnis an Pracht und Schönheit hinausgegangen sind. Das Theater, so groß es ist, sieht jetzt freundlich, elegant, hell aus, die Bühnendekorationen sind geschmackvoll, das Kostüm stillos und zusammengestoppelt. Man gab den „Troubadour“ von Verdi. Diese Musik hat wenigstens den unleugbaren Vorzug, daß sie durch ihre Rythmen — in denen Meyerbeer auffallend nachgeahmt ist — durch die Kombination der Stimmeffekte und einer nicht übel erfundenen Instrumentierung entschieden unterhaltend, ja anziehend ist, obschon das Libretto ein trauriges Flickwerk ist. Gewiß ist diese Oper die vorteilhafteste Repräsentantin der modernen italienischen Musik, dazu wurde sie gut gegeben. Der Tenor Humbser hat eine schöne Stimme, die teils an [Josef] Tichatschek, teils an [Anton] Haizinger erinnert. Er hat auch ein verkniffftes Gesicht, und sein wirklich energisches Feuer kommt in etwas zuckenden Manieren zutage; aber er reißt hin und für einen jungen Künstler mit großer Sicherheit. Der Baritonist Hartmuth ist vortrefflich. Die Stimme vom schönsten Wohllaut und von der wohltuendsten Kraft, er behandelt sie durchaus korrekt. Seine Frau ist schwach, aber ganz gut, ich nähme sie gerne. Die Palm-Spatzer hat große Fortschritte gemacht und eine gewisse Meisterschaft erlangt. Chor nicht sonderlich, Orchester unter Ignaz Lachner sehr gut. Darauf gab man noch ein dreiaktiges Lustspiel von Lederer, „die weiblichen Studenten“, so ein unterhaltendes Nichts in Wiener Manier, aus Bauernfeldscher Schule. Ein Fräulein Melchior stach als bedeutendstes Soubrettentalent, als heitere Liebhaberin hervor. Ein frischer, graziöser und verstandvoller Humor, wie aus der alten Zeit, hübsche Figur und Gesicht, blond. Schade, daß ihre Augen einen Fehler haben, den ich nicht recht ergründen konnte, entweder sind sie farblos oder von falschem Blick, oder es

ist ein Glasauge dabei. Genug, es ist ein seltenes Talent, ich wollte, ich hätte einen Gehalt dafür. Ich war so abgespannt, daß ich den dritten Akt nicht aushielt; zu Haus mußte ich mir noch selbst den Tee machen, nach Hamburger Manier, warum warst Du nicht da, mein Herz, Dich hätte es unterhalten, ich zählte die Schlafminuten, die es mich kostete. Nun genug, ich rücke aus in den dichten Nebel hinein. — Es ist 10 Uhr abends, ich bin fertig mit Hamburg und bereite mich, morgen in der Frühe über die Elbe zu setzen und nach Hannover zu reisen . . .

Hannover, den 4. März, früh.

Meine geographischen, statistischen und ethnographischen Kenntnisse erweitern sich von Tag zu Tage, und machte ich die Reise zu anderer Jahreszeit und nicht mit Verbrecherhast, so wäre sie ganz gut. Ich hatte [Bruder] Carl von meiner Ankunft in Kenntnis gesetzt, er kam sehr bald selbst zu mir, aufrichtig erfreut mich zu sehen, führte mich durch einige Straßen der neuen Stadt, die in der prächtigsten Weise, meist in romanischem Stile von Tag zu Tage wächst. Das neue Theater auf schönem, anmutig geordnetem und liberal gedehntem Platze ist ein schönes, grandioses Gebäude. Alle diese Städte beweisen durch ihre prachtvollen Ausdehnungen das Wachstum ihres inneren Gedeihens. Diese Reise überzeugt mich vollständig, daß Karlsruhe der leblosete Winkel von Deutschland ist. Der Unterschied zu allen übrigen, nur irgend namhaften Städten ist zu schroff. Wenn hier und da mir von meiner Theaterwirksamkeit gesprochen wird, so höre ich deutlich, daß dies nur die herkömmliche Höflichkeitsform ist, denn was eigentlich bei uns vorgeht, weiß niemand. Dr. Töpfer in Hamburg, theatralischer Publizist, Theaterdichter und Lehrer der Schauspielkunst, fragte mich, wo ich jetzt sei, ob in Darmstadt oder

Stuttgart? er habe wohl gehört, daß ich nach Süddeutschland gezogen. Nun setzte er vieles Ehrenhaftes von meiner Leitung voraus, aber was seit 4 Jahren in Karlsruhe geschehen, war ihm fremd wie Neuseeland. — In Karls Hause fand ich denn meine neue Schwägerin, eine reizende Persönlichkeit, blond, feine Haut und Züge, in der Gattung von Cäcilie Mendelssohn, von volleren Körperformen aber und nicht von dem edlen Ausdruck; weich, sanft, hell, schmiegsam. Karl hatte nach dem Kaffee einen Wagen vor der Tür, wir fuhren durch Teile der neuen und alten Stadt, an einer schönen Promenade hin mit Aussicht auf Wiesen und ferne Höhen, dann die Herrenhauser Allee und Parkanlagen bis zum Schlosse. Der Gegensatz der modernen Stadt gegen die alte mit den überbauten hölzernen und schönen Renaissancehäusern war mir auch hier sehr wohltuend. Es hat etwas Ermutigendes so das Neue sich mit dieser Energie des Erwerbes und Geschmacks an das Alte anschließen zu sehen. Das ist wirklich Leben und Fortschritt im Bewahren des Alten. Das Innere des Theaters ebenso opulent. Antiker Stil, Vorhalle und Foyers ein wenig hoch für ihre Breiteausdehnung. Der Zuschauerraum gewaltig groß, aber behaglich in der Verteilung der Plätze und schön. Es klingt vortrefflich, man gab eine Oper von einem Berliner Komponisten Schäffer, „José Ricardo", ein Text von Grünbaum nach einem unbedeutenden französischen Stücke gemacht. Die Musik schließt sich Flotow, Auber, Adam usw., freilich in trivialster Weise an. Frau [Nina] Gned, ein vortreffliches, komisches Charaktertalent, dabei noch eine geschickte Koloratursängerin. Herr [Karl] Düffke guter Buffo. Frl. Geisthardt, eine kleine, runde, fette Person, singt anmutig und spielt mit bescheidener Weiblichkeit, aber ihre Fähigkeiten reichen nicht für effektvolle Partien. Ein Glück für uns, daß ich damals statt ihrer

die Howitz bekommen habe. Der Bassist war klotzig, Tenor [Theodor] Wachtel schneidermäßig. Die Stimme ist nasal und quäkig geworden. Und das hat hier alles den feurigsten Beifall. Nach meinen dreiwöchentlichen Erlebnissen muß ich glauben, daß Karlsruhe das anspruchsvollste Publikum hat. Fast möchte es seinem gesunden Urteil zur Ehre gereichen, und wenn man der Mittel mächtig wäre, diesen Ansprüchen zu genügen, so möchte es zum Besten führen. Nach zwei Akten war ich so müde, daß ich mit Carl und seiner Frau zu ihnen ging, Tee mit ihnen nahm und doch um 11 Uhr ins Bett kam.

Mittwoch, den 4. In der Stadt hatte ich an den alten Straßen große Freude, am schönen, steinernen Renaissancehause, das Leibniz bewohnt hat, anderen mit Holzschnitzwerk, an dem alten Rathause usw. Marschner sah ich dann in Schlafrock und Unterhosen, seine Frau in einer zottigen Kasaweika, ein reizendes Paar und in diesem Zustande nicht mehr von der beunruhigenden Ungleichheit, die uns in Karlsruhe bemerklich wurde. Er hat in Köln viel Ehre gehabt, Ehrenbürgerrecht, Heilings-Aufführung, usw. Jetzt hat erst Carl, dann der Intendant Graf von Platen mich besucht, ein hübscher großer Mann in den Dreißigern, von weichem, gutartigem Ausdruck. Über Theaterverwaltung und die Maßregeln bezüglich der Theateragenten verhandelt. Und nun leb wohl, mein liebes Weib, und laß mich Dich finden, wie die Erinnerungen an unsere schönste Liebeszeit Dich mir immer zeigen, wenn ich von Dir entfernt bin. Dein Eduard Dt.

[Ende Juni unternahm Eduard zur Erholung von den Strapazen des schweren Amtes, in dem er gerade damals viel Anfeindungen erfuhr, eine Reise in die Schweiz, Therese war mit Marie und mit Otto, soweit es dessen

junger Beruf erlaubte, möglichst viel in Ettlingen draußen am Walde].

Basel, 29. Juni 1857, abends 7 Uhr.

Hoch am Rheine sitze ich, sehe nach dem Schwarzwald hinüber und denke an das Tal, in das Du soeben wohl wieder einkehrst. Die Hitze des Tages mag Dir in der Stadt zugesetzt haben, nun kühle Dich, ich wollte, ich könnte es auch. Trotz der Fahrt im offenen Wagen fühle ich die sieben Eisenbahnstunden. Die Berge waren dennoch in ihrer Herrlichkeit. Von Achern bis Offenburg, dann von nah an Freiburg bis Müllheim ist der Schwarzwald am schönsten, der Belchen präsentiert sich besonders majestätisch. Hier in den ‚Drei Königen' habe ich Mittag und Siesta gehalten, dann den Münster besucht, dessen Inneres jetzt, bis auf die mächtige Orgel, fertig renoviert ist und in seinem einfachen Stil und den byzantinischen, erst gotisch werden wollenden Formen sich überaus würdig ausnimmt. Den Konziliumssaal habe ich auch gesehen. Wie lange sie da gesessen haben, unter dem Vorwande, ein Reich Gottes auf Erden zu gründen, um ein Reich der Menschen zu bauen. Die Aussicht von der Münsterplatte hat mir wieder ebenso wohl gefallen als die alte Stadt. Nun hat es angefangen zu regnen, vielleicht kühlt sich's über Nacht. Ich will wieder sehr früh aufbrechen und darum zeitig nacht machen. Ade für heut, mein liebes Herz!

1. Juli. Zürich im Giebelstübchen von [Richard] Wagners Landhause, das alles erfüllt, was man sich, d. h. was wir uns von einem Orte der Zurückgezogenheit wünschen würden, ja unsere bescheidenen Wünsche weit übertrifft. Es ist 7 Uhr morgens, aber unten ist's noch still, ein Tintenfaß ist in dem niedlichen, zeltartig tapezierten Zimmer nicht, so nimmst Du wohl mit Bleistift vorlieb zum Morgengruße. Gestern, am 30. Juni, stand ich, durch ein

treffliches Bett wieder hergestellt, um vier Uhr auf. Die geringschätzige Behandlung, die ich als ein Deutsch redender Gast in dem vornehmen Gasthofe erfahren, hat mich's verschwören lassen, in der Schweiz anders als in Kneipen einzukehren, oder muß ich in ein Hotel, so soll man nichts als Französisch von mir hören, da ich denn leider nicht Englisch tun kann. Das Juragebirge, durch das die sehr schön geführte Eisenbahn läuft, ist doch bedeutender als der Schwarzwald, wenigstens bis über Aarau hinaus. Die großen Fenster des Waggons ließen auch bei dem Regenwetter die Gegend behaglich genießen. Nach beinahe 8 Stunden, wobei ich zweimal in Postwägen mußte, gelangte ich dann hierher, in eine durch Anbauten mit zur gegenüberliegenden Stadt gezogene Ortschaft Enge, wo ein Herr Wesendonk, der in Amerika reich geworden ist, mit dem Ausbau eines prächtigen Landhauses auf der Höhe am See beschäftigt, dies leichtere, im Schweizerstil erbaute Landhaus für Wagner gekauft und eingerichtet hat. Was Du Dir an ländlich erscheinendem Luxus denken kannst, ist hier erfüllt, und möbliert hat es Wagner, dekoriert und ausgestattet, daß man nichts weniger in diesen Räumen sucht als einen verschuldeten Flüchtling. Ich bin überaus herzlich aufgenommen, der Regentag hat uns gestern auf das Zimmer und Gesprächstausch angewiesen. Abends kam erst Herr Wesendonk, ein langer, blonder Mann, verständig und voll Interesse, etwas an Dr. Hermann Jakobsen erinnernd, dann kam auch die Frau, eine zarte, für Höheres empfängliche und danach langende Frau. Es sind Leute von Kunstbedürfnis, die darum etwas Erkleckliches zu tun bereit sind. Wagner hat ein fast beispielloses Glück, an solche Menschen zu geraten. Am Abendtische haben wir wieder einmal tüchtig disputiert, über Kunstkultur, Vervollkommnung oder Nichtvervollkommnung des Menschenge-

schlechts. Die frühere optimistisch republikanisch, sozialistische Ansicht Wagners ist sehr ins Gegenteil umgeschlagen.

Den 1. [Juli] wechselndes Wetter, fast immer der Blick auf die Alpenkette ganz verhüllt, nur einzelne Sonnenblicke, ich hatte den ganzen Tag die Absicht, den kommenden Morgen abzureisen, aber alles widerriet bei diesem kühlen und trüben Wetter in ein enges Tal des Hochgebirgs zu gehen. Um 8 Uhr wird das Haus hier erst lebendig. Ich ging mit Wagner in den neuangelegten Garten hinaus, der seine und die Villa Wesendonks umgibt und sich über die Anhöhe hinzieht mit prachtvoller Aussicht rundum, und rechts der Kamm des Uetli, links der See, darüber Zürich, vorn in der Ferne die Alpen und rund am See Dorf an Dorf. Wohlhabenheit, Betriebsamkeit, sichere Behaglichkeit leuchtet dieser prachtvollen Gegend aus den Augen. Wesendonk zeigte uns seine der Vollendung nahe Villa, die mit fürstlichem Luxus ausgestattet ist. Der Mann hat vor zwanzig Jahren mit 500, von seinem Kommisgehalt ersparten Dollars in New York ein Seidenwarengeschäft angefangen und ist nun längst Millionär. Kurios! Darauf spielte und sang mir Wagner das große Vorspiel oder die Voroper seines großen dreioperigen Werkes vor. Es ist in den verschiedenen Figuren der Nixen, Zwerge, Riesen, des Locke (einer dem Merkur ähnlichen Götterfigur des Lichts) eine außerordentliche Kraft der Charakteristik zu bewundern, und Wagner trägt sie mit einer Virtuosität der Darstellung vor, die ich noch gar nicht an ihm kannte. Nun sehe ich wohl, wie tief in seiner künstlerischen Individualität sein Grundsatz in der Komposition begründet ist: das Musikalische nur in den Dienst des Dramas zu begeben und die Darstellung in seinen Opern vollkommen voran zu stellen. Im Widerspruch damit steht nur sein unmäßiger Gebrauch des Orchesters, der oft an den wichtigsten Momenten die wört-

liche Darstellung total verdunkelt und ersäuft. Im Ganzen sehe ich dies Werk, schon diese kleine Oper für fast unaufführbar an: wie soll es erst mit dem ganzen ungeheuerlichen vierteiligen Werke werden? Er hat über die Aufführung die ausschweifendsten Pläne, zu deren Verwirklichung ich weder Geld, noch Ort, noch Zeit, noch künstlerische Kräfte und Mittel zu finden wüßte. Dann teilte er mir eine Disposition für eine Oper „Tristan und Isolde" mit, die er gerne binnen Jahr und Tag komponieren und aufführen möchte. Mir sieht der Bau des Werks mehr musikalisch und lyrisch als dramatisch aus, nur die außerordentlich glücklichste Ausführung kann ihn rechtfertigen. Dann fuhr ich über den See und besuchte [Aug. Theodor] Köchly, der schneeweißen Kopf und Bart hat und behaglich philiströs geworden ist. Auf der Rückfahrt hatte der Wind sich erhoben, ein Wetter drohte, und der Kahn wurde ganz niedlich geschaukelt und der Ruderer ordentlich ermüdet. Zum Mittagstisch waren außer Wesendonks der Kommandant Müller da, der noch ebenso angenehm und honett ist als sonst, etwas weniger leutnantsschlank und elegant als in Dresden. [Gottfried] Semper, durch und durch vergrämelt und seine Welt- und Menschenfeindschaft stets auf der Zunge, aber immer scharfsinnig und bedeutend. [Georg] Herwegh, ein angenehmer Mann mit weichen Gesichtszügen bei schwarzem, vollem Bart. Seine ganze Vorgeschichte, seine Gedichte wie sein Feldzug unter dem Sprützleder des Wagens scheint seiner innersten Individualität entgegen. Eine weiche, feine, schön fühlende Natur, ohne eigentliche Energie; nicht einmal so viel, um für sich Brot zu erwerben. Da Du weißt, wie sehr ich dies an einem Mann verachte, wird es Dir den Grund seiner wohltuenden Persönlichkeit bezeichnen, daß er mir dennoch sehr angenehm war. Das Jahr 1848 erscheint allen diesen Flüchtlingen als ein leidenschaftlicher

Irrtum, von dem sie von ihren Mitlebenden moralisch wie politisch amnestiert zu werden wünschen. Man sollte auch wirklich mit den seitdem verfließenden zehn Jahren abschließen. Über Louis Napoleon und die französischen Zustände wurde noch hin- und wiedergestritten, das Gespräch war lebhaft und voll Geist und Verstand. Nach Tisch wurde auf den Gartenhöhen umherspaziert, das Wetter hielt sich und zeigte die Alpen, wenn auch ohne Farben, doch in den Formen ziemlich vollständig. Nach dem Tee las ich den dritten und vierten Akt von „Julius Cäsar" vor. Ich glaube, es gelang mir und machte Eindruck.

Heut, am 2ten, bin ich nun nicht abgereist, weil das Wetter sehr miserabel und meine Wirte sehr freundlich sind. Beim Frühstück hat Wagner, der leidenschaftlich ins Philosophieren geraten ist, mir von dem Buddhaismus erzählt, was ich noch nicht wußte, und was mich sehr begierig macht, mir die Ableitung des Christentums daraus näher zu erklären. Wagner spricht unendlich viel und unruhig, repetiert einzelne Wörter bis zur Pein und bricht ebenso eine Menge von Perioden ab. Wie Liszt. Da er nun dabei alle die ihm zuströmenden Gedanken und Lesefrüchte sofort in der Rede benutzen will, so gerät er vom Hundertsten ins Tausendste, wird immer unverständlicher, je mehr Worte er macht, und so wird dem Hörer ganz schwindlicht davon. Was hat dieser merkwürdige Kopf in seinem Leben nicht schon alles gedacht, mit welcher Leidenschaft verfolgt und verfochten und, wie es dadurch verbraucht war, über Bord geworfen. — Nun ist es halb zwölf. Wir wollen in die Stadt, ich bringe diesen Brief zur Post und sehe mich auf morgen früh zur Abreise vor. Ich kann zuletzt hier nicht das gute Wetter abwarten, zumal ich hier weder zu Ruh noch Arbeit komme. Frau Wagner grüßt Dich besonders, sie ist eine sehr sorgsame Wirtin, die mir nur Sorge macht durch ihr großartiges Auftafeln . . . Gott mit Euch Dein Eduard Dt.

Stachelberg in der Schweiz, Kanton Glarus,
Sonnabend, 4. Juli 1857.

Seit 3 Uhr bin ich hier, habe in den zwei Stunden mich einigermaßen eingerichtet, die Umgegend des Hauses durchgangen, alle Plätze besessen und habe erkannt, daß hier das reizendste Winkelchen der Schweiz gefunden ist, dem sie fast alle ihre Herrlichkeiten — nur ein kleiner See fehlt — in ganzer Fülle gegeben hat, damit dies Winkelchen ein Ausbund von Schönheit und Anziehungskraft werden solle. [Jak. Ferd.] Redtenbachers Skizzen verfehlten die Hauptsache, denn sie gaben mir den Eindruck der Strenge, während die Großartigkeit von ihm nicht erwähnt und die ebenso große Lieblichkeit der Landschaft ganz verschwiegen wurde. Wärst Du nur bei mir, mein Herz! Wäre nur zu denken, Marie einmal hierher zu bringen! Das Haus ist ganz für sie eingerichtet. Nun, es bleibt mir nichts übrig, als in Euren Seelen mit zu genießen und Eure Äußerungen durchzuspielen, wie ein kleines Familiendrama. Nichts ist hier störend als das betäubende Rauschen zweier Bäche, einer vor dem Hause und einer hinter demselben, hoch von einer Felsenklause stürzend und dann in einem sehr rasch fallenden Bette — voll von Steinkissen — sich herabstürzend. Vor mir senken sich zwei himmelhohe Bergwände voll Wald- und Wiesenstrecken und Felsenschroffen zum Tal zusammen, dazwischen sieht ein Schneeberg herein. Auf einem der ziemlich steilen Wiesenabhänge zähle ich zehn Sennhäuschen ... Sehe ich rechts hin, so hebt aus dem baumreichen Tale herauf sich das Talplateau, auf dem das Dorf mit zwei spitzen Kirchtürmen zerstreut liegt, darüber hin hebt sich ein sonnbeglänzter, sanfter, grüner Feld- und Wiesenabhang, breit über das ganze Tal mit lustigen Häuschen bestreut, und darüber drängen sich Bergesriesen, über und über beschneet, — der Tödi ist dabei — nebeneinander und

schließen das Tal, als sollte auch keine Maus daraus entwischen können. Und über und über ist alles grün, prachtvoller Baumwuchs, stürzende Wasser. Ganz Schweiz. Nun aber mag's genug sein mit der nirgends genügenden Beschreibung ... — Meinen Brief von Zürich habe ich am Donnerstag, den 2. Juli, mit Wagner selbst zur Post getragen. Wir machten auch einen Besuch bei Frau Wesendonk und fuhren wieder über den See nach Haus zu Tisch. Das Wetter war hartnäckig schlecht und kalt. Nachmittags erzählte mir Wagner noch einen Opernplan, einen indischen, in dem der Buddhaismus sich verklären soll, aber es meiner Meinung nach gar nicht tut. Wenn er nichts weiter als Entsagungen aller natürlichen Regungen zu fordern weiß, dann können wir auch bei der christlichen Asketik bleiben. Meine Kritik wurde mir glücklich durch den Besuch des Dichters Gottfried Keller erspart. Eine untersetzte Gestalt, wohlgebildetes, ernsthaftes Gesicht, aber echt bäurisch ungeschickt im Benehmen und Reden, wie die Schweizer sind. Später kamen Wesendonks dazu. Ich geriet mit Wagner dummerweise in Disput über die Frage, die er aufwarf: welches ich für die schwerste Partie in „Fidelio" halte, und als ich es nicht traf, daß Pizarro es sein sollte, so sauste er mich so an, daß ich mit meiner Auseinandersetzung: wie der Rocco viel schwerer sei, wenn er richtig gespielt werden solle, auch heftig wurde und von Wesendonk unterstützt, was dann Wagner wohl eine Stunde lang verstimmte. Indes las ich nach dem Tee etwas aus dem „Faust" und drang dann in ihn, mir auch noch aus seinen neuen Arbeiten etwas zu zeigen, so daß er mir noch die Szene aus der „Walküre" vortrug, in welcher Bruder und Schwester sich in heftiger Liebe finden; zu weiterem Lesen, wozu ich getrieben wurde, ließ ich es klüglich nicht kommen, damit Wagner den Rest des Abends allein habe, und so zeigte er auch noch ein frisch

fertig gewordenes Stück aus dem jungen „Siegfried“, da der Zwerg Mime ihn zum Drachen Fafner führt, damit er das Fürchten lerne. Die charakteristischen Figuren sind vortrefflich und frappant gedacht, einzelne Stellen der Empfindung und großer Energie ebenfalls sehr gelungen, aber mindestens ebensoviel klingt es, als ob einer einen Text zur Hand nimmt und wie toll improvisierend singt, ein anderer aber dazu auf dem Klavier nicht weniger toll umhertrommelt. Ein vollständiges Charivari. Der letzte Abend war damit zu Ende.

Freitag, den 3. Juli 1857. Um 8 Uhr mit dem Dampfboot seeaufwärts. Ich fühlte mich befreit, als ich an Bord war, mir war unheimlich im Wagnerschen Hause, so überaus liebenswürdig sie gegen mich taten. Er ist eine durchaus unheimliche Natur, wie Du ihn kennst, von neuen Eindrücken, Entwürfen und Voreingenommenheiten immer leidenschaftlich befangen, von seinem körperlichen Befinden, seiner Wasserkur, seinem neuen Arzte viel zu viel Wesen machend usw. Dazu hat man das Gefühl der Unsicherheit in der Eleganz seines reizenden Hauses, in der Opulenz der Bewirtung, und dies Gefühl wird noch durch das Benehmen der Frau gesteigert, die alles genießt und gibt mit einer Miene, als würde es ja doch nicht lange dauern, oder als scheue sie sich wenigstens davon Gebrauch zu machen. Ihr selbst ist unbehaglich, und sie führt das Haus mehr wie die Dienerin, als wie eine Hausfrau. — Das Wetter war kalt und regnerisch, mein großer Mantel, der Dir bei meinem Reisegepäck so lächerlich vorkam, der aber schon am zweiten Reisetage auf der Eisenbahn treffliche Dienste geleistet, war wieder mein Hort und Schirm. Da sah ich eine seltsame Figur auf dem Deck und überall wie revidierend und suchend umherstapfen, mit dem konfiszierten und uralten Gesichte unter der Brille alle Leute anstarrend, ohne sie zu sehen,

einen zerdrückten, braunen Hut auf dem Kopf, in zu engen und zu kurzen Beinkleidern, aber in einem zu hoch und zu knapp genommenen Wrapper fest eingewickelt mit beiden Händen — so sieht auf dieser Gotteswelt nur ein Mensch aus: der Berliner Exintendant von Küstner. Ich ging ihm in der ersten Stunde aus dem Wege, aber zwei junge Berliner Schauspieler, die in seiner Begleitung waren, spürten mich aus und zogen ihn dann auch heran, wo dann viel Theaterklatsch gehalten werden mußte, bis der Luzerner Kurs sie vom Schiffe rief. Das Wetter wurde nun besser, der schöne See mit seinen reich belebten Ufern, die unser Boot bald hinüber, bald herüber forderten, das immer höher wachsende Gebirge vor mir beschäftigte mich hinlänglich. Noch sind wenige Reisende in der Schweiz, man geht noch auf den Verdecken der Dampfboote bequem umher. In Schmerikon gelandet, wurden wir unbequem eng in Postwagen gepackt, der ganze Weg aber bis Weesen war so schön, eine Kette von Dörfern, die freilich noch nicht die volle Schweizer Schönheit haben, aber in der Pracht der üppigsten Vegetation, zwischen den immer mächtiger wachsenden Bergen, sich entzückend ausnehmen. Um 1 Uhr in Weesen, reizend am Wallenstädter [Walen-] See gelegen, über den ich hin- und hergefahren bin. Das ist in 1 1/4 Stunden geschehen, d. h. einmal, und bietet die ganze Schweizer Schönheit en miniature. Prachtvoll! prachtvoll! Du mußt doch die Schweiz noch einmal sehen, Therese, Du stirbst sonst, ohne den lieben Gott ganz gekannt zu haben . . .

Sonnabend, den 4. Juli, zeitig auf und um fünf Uhr in einem Einspänner das Lindtal aufwärts gefahren, über das Schlachtfeld von Näfels, wo die Glarner 1388 ihre Freiheit erfochten, die jetzt in gedeihlicher Tätigkeit fröhlich genossen wird. Diese Gebirgsschönheit schränkt die Landwirtschaft aufs äußerste ein, so tritt die Industrie als Helferin

ein. Von Weesen bis Stachelberg das Tal hinauf, das man mit raschen Pferden in drei Stunden durchfahren kann, kommt man an 56 Fabriken vorbei, und das meist Riesengebäude von sechs Stockwerken. Die roten Schweizerstoffe liegen überall wie blühende Mohnfelder zwischen den grünen Matten. Das Wetter war, wie es der liebe Gott in der besten Laune gibt, und womit er diesen Sommer besonders zu begnadigen geneigt scheint. In Netstal machte ich halt bei einem Wirt, der zugleich Formschneider für den Kattundruck ist und ein großes türkisches Muster auf seinem Brette ausschnitt. Die meisten dieser Fabriken arbeiten für den Orient. Ich sah den konstantinapolitanischen Kaffeehausgast mit der langen Pfeife vor mir, der dies Muster, das der schöne Schweizermann am Fuße des Glärnisch schnitzte, in seinen Turban gewickelt hatte. Wie die Menschen sich jetzt auf tausend Meilen hin Handreichungen tun! Um halb 7 Uhr ging ich mit einem sehr redseligen Buben, der mir Tasche und Paletot trug und mir während der fünfstündigen Wanderung das Klöntal hinauf unaufhörliche Erklärungen und Mitteilungen machte, wovon ich nicht hundert Wörter verstanden habe. Bald rauschte uns der Klönbach entgegen, an dessen brausendem Sturzbett man eine Stunde hinaufsteigt, rechts die Riesenwände des Wiggis, links über die prachtvollen Waldberge den beschneeten Glärnisch. Oben bei dem See spiegelten sich die beiden Riesen in dem klaren Wasser. Das sieht seltsam aus, wenn so ein Schneehaupt tief, tief hinuntertaucht. Nun hätte ich umkehren sollen, das Schönste hatte ich gesehen. Aber die Leute hatten mir alle von dem Wirtshause gesprochen am Ende des Sees, wohin ich müsse. Da trottete ich noch fünf Viertelstunden hin. Schön genug war es, jenseits des schmalen Sees die nie endenwollenden monströsen Felswände des hinteren Glärnisch mit ihren Schneeabsätzen, die eine Menge kleiner Sturzbäche herabsenden usw.

Das Wirtshaus ist Station für die Reisenden, welche über den beschwerlichen Pragelpaß gehen, den die russische Armee unter Suwarow erzwang und dabei zugrunde ging. Eine halbe Stunde Ruh, roter Schweizerwein und westfälischer rauher ‚Schunken' stärkte mich genug zum Rückmarsch, der bergab nicht beschwerlich war. Einen Bekannten traf ich doch um 7 Uhr auf dem großen Altan, den Professor Felbing [Fehling] (heißt er so, Marie?), den wir in Kreuth gesehen, er sieht gesünder und kräftiger aus, trinkt Molken mit dem Schwefelwasser und macht, englisch und deutsch, den mit allen Bekannten, wie in Kreuth. — Otto, ich bitte Dich um alles, lerne Englisch! Man kann nicht mehr zwei Meilen vor die Tür, ohne in beschämende Verlegenheit zu geraten. Und mich halten die Engländer nun schlechthin für einen Landsmann, reden mich ohne weiteres an und wollen es schlechterdings nicht glauben, daß ich sie nicht verstehe. Und das wäre noch nicht schlimm, wenn nicht sofort der nächste dabei stehende Deutsche ihnen Antwort gäbe statt meiner, und ich als Strohkopf beiseite gelassen würde. Lerne Englisch und Französisch, mein Sohn, sonst bist Du aus den Bildungskreisen ausgeschlossen. Das ist mein Abendsegen für den gestrigen Tag.

Heut, am Sonntag, den 5. Juli, bin ich gründlich ausgeschlafen um 6 Uhr aufgestanden und habe meine Jalousieläden aufgestoßen und mußte vor freudigem Schrecken ordentlich lachen über die Herrlichkeit, die in der schönsten Morgensonne klar vor mir lag, formenrein und klar bis über die Schneeköpfe der Berge hin. Und während des Briefschreibens hier seit anderthalb Stunden mußte ich immer wieder hinausgucken und kann immer kaum loskommen. Es ist doch ein unschätzbares Glück, daß man das genießen kann. Wäre ich nur nicht allein! Ich kann Euch ja doch keine Vorstellung davon mit nach Hause bringen ... Wie viel

Du an mich denkst, mein süßes, altes Hämchen, das fühle ich genau in meinen Herzschlägen für Dich. Leb wohl.

Dein Eduard Dt.

Therese an Eduard.

Heute hoffe ich einen Brief von Dir zu erhalten, bis jetzt habe ich vernünftigerweise noch gar nicht gewartet, was Du hoffentlich sehr loben wirst, ich gebe mir Mühe, recht in Deinem Sinn zu leben, und das erleichtert die Trennung so sehr, daß ich glaube, Du kannst unbesorgt so lange bleiben, als es Dir gefällt. Marie hat Dir, wie sie mir sagt, geschrieben, wie still und fleißig wir leben, wie Otto so gut ist und sich so hübsch beschäftigt. Er liest Becker [Weltgeschichte], spielt recht eifrig mit mir Klavier und ist überhaupt bis jetzt ganz prächtig. Daß er Deinen Plan, „Prinz Drosselbart", sich zu eigen macht und ausführt, macht mir eine große Freude. Es ist mir so rührend, wenn ich Deine Notizen ihm vorlese (denn ich gebe die Mappe nicht aus den Händen), und er nun wieder doch die Momente so auf seine Weise faßt, und seine Eigentümlichkeit mit Deiner vereint mir darin entgegentritt. Das ist sehr interessant und wird auch Dir Spaß machen . . .

Den 5ten. Ich hatte richtig gerechnet und gehofft, vorgestern kam Dein lieber Brief, der uns zeigte, daß es Dir bis jetzt ganz gut ergangen ist. Aber, es mag nun recht oder unrecht sein, Wagner beneide ich! Es muß ja himmlisch dort sein, nur eins wäre mir nicht recht, ich schämte mich, von Wohltaten so glänzend zu leben; daß die Reichen talentvolle, ausgezeichnete Menschen unterstützen, finde ich ganz in der Ordnung, z. B. alles, was jetzt für Otto Ludwig geschieht, ist ganz das Rechte und darf ihn keinen Augenblick verletzen, aber wie es Wagner treibt, finde ich es abscheulich . . . Deine Therese.

Eduard an Therese. Bad Stachelberg, 6. Juli 1857.

Gestern beflorte der Himmel sich vormittags, die Wolken verdichteten sich, nachmittags gab es Gewitter und Regengüsse. Das ist in einer uns schon bekannten Gebirgsgegend überaus interessant. Der Wolkenverkehr, die seltsamen Beleuchtungen, das Verdecken und Entschleiern der einzelnen Bergeshäupter, dann die schwarze Wolkengewitternacht, der prachtvolle Donner, das war alles wieder wunderschön. Dazu habe ich dann tüchtig gearbeitet*), vor- und nachmittags. Die Gesellschaft ist für gelegentliche Ansprache gut genug, im ganzen bin ich, was ich gewünscht, vollkommen allein. „Zwar eine könnte bei mir sein." Heut, Dienstag, den 7ten, habe ich meinen Schwefelgang im bedeckten Raume unter dem großen Balkon gehalten, weil es stäubt und überall naß ist. Die Wolken liegen tief ins Tal herab, es gibt wieder einen Arbeitstag. Sehr gut. Bin ich nur erst über die Revision des Mysterienkapitels hinaus, wozu ich noch zwei Bände französischer Mysterien durcharbeite, so wird die weitere Revision rasch gehen. Und diese Regentage sollen mir helfen . . . Nach dem Kaffee öffneten die Damen das Klavier im Saale und wollten, wie gestern, Choräle singen, durch Professor F . . . wurde ich dazu gezogen, sang Baß und begleitete nachher einige Stümpereien der Damen, die ihnen aber großes Pläsier machten. Dann habe ich die französischen Mysterien zu Ende durchgesehen und an meinem Kapitel fortgearbeitet . . . Das ist ein Kopfzerbrechen bei einer solchen Bearbeitung, man schriebe indessen bequem einige neue Kapitel. Und zuletzt läßt man das meiste wieder stehen, was man erst umzustoßen angefangen. Endlich zwischen 5 und 6 Uhr rückte ich doch aus, mit Regenschirm und Gummischuhen, und der Gang war immerhin schön, das

*) an einer Revision der „Geschichte der deutschen Schauspielkunst", für eine geplante Neuausgabe. Vgl. Neuausg. Berlin 1905. Vorw. S. XXII.

Grün bei dem Regen leuchtete von Frische und Kraft. Dann wurde noch gelesen, am Abendtische Tee genommen, zu dem ich denn wieder, nach allerlei versuchter Abendkost, wie zu einer ersten Liebe, zurückgekehrt bin. Dann wurde noch gesprächselt, der Professor und ein St. Gallener Fabrikant sind meine Schwatzpartner. Schweizer Einrichtungen, Zustände, Industriefortschritte usw. erfahre ich da mit Interesse ...

Mittwoch, 8ten. Ein Pastor ist auf einen Tag hier von einem benachbarten Tale, um seine Frau zu besuchen, ein tüchtiger Mann, der mir sehr wohlgefällt, und dem zuliebe ich heut in der Dämmerungsstunde sogar gesungen habe. Wie seltsame Fäden früheren Zusammenhanges man auf Reisen antrifft. So kannte diese Frau Pastorin unsere Familienverhältnisse, sie war Lehrerin in Herrnhut gewesen, wohin Klara Stägemann als junges Mädchen geschickt worden. Nach dem Abendessen erzählte der Pastor von den Landsgemeinden und verschiedenen republikanischen Einrichtungen, die alle etwas überaus Ehrenhaftes haben. Die Schweizer Frauen sind bei all ihrer Uneleganz doch so übel nicht. Ihre Tüchtigkeit, ihr Anteil an ernsten Dingen würde Dir doch sehr gefallen ... Heut erwarte ich nun einen Brief von Dir. — Er ist da, kam an, als ich um 6 Uhr von einem wundervollen Spaziergange nach dem Fätschbachfalle und oben über die Augüter zurück, heimgekehrt war. Das ist beruhigend und wohltuend, daß ich Euch so still in dem grünen Tale weiß ... Otto, Du mußt beim Versemachen darnach trachten, rechte Abwechslung der Rythmen hineinzubringen, die Verse am meisten kurz zu halten, auch viel Abwechslung zwischen kurzen und langen zu bringen. Du mußt Dir viele Operntexte darauf ansehen. Ich bin begierig zu sehen, was Du machst. Du, liebes Herz, denkst Dir Wagners Verhältnisse doch allzu abhängig. Dem Wesendonk zahlt er eine Miete, freilich nicht ganz die

Hälfte von dem, was das Haus wert ist, aber Wesendonk kauft die Nachbarschaft und den Umgang mit Wagner, auf den er nun einmal sehr viel gibt, nicht zu teuer. Die andere Unterstützung von der alten Frau [Julie] Ritter [in Dresden] scheint wankend geworden zu sein, vielleicht auszubleiben, seitdem der junge [Karl] Ritter, durch Liszt beleidigt, Wagners Haus und Zürich verlassen hat. Wie nun diese elegante Haushaltung bestehen soll von den Honoraren seiner Opern — das sieht man mit besorgten Augen an. Die Berliner Tantième von „Tannhäuser" hat ihm bis jetzt viel eingetragen, er nennt das Hülsenfrüchte, aber wie weiter? —

Und nun grüßt mir unsere liebe Hausheilige [Lore] in Karlsruhe, in drei Teile ist das Haus gespalten, aber wir dürfen es eine Dreieinigkeit nennen. Nun leb wohl, mein altes, kleines Hämchen, mache Dich recht frisch und jung zu unserem Wiedersehen. Dein Eduard.

Sonnabend, den 11 Juli. Immer bleibt der Himmel bedeckt, die hohen Berge verschleiert. Heut nach dem Frühstück riß ich aus, um der Singstunde zu entgehen, Fehling, der Gallopin der Damen, holte mich wieder. Das ist langweilig. Aber dafür ist nun die Ausarbeitung meines zweiten Kapitels fertig geworden, es ist 11 Uhr. Das war eine schlimme Arbeit und sieht vielleicht gar nicht darnach aus. Alle Beziehungen des Neuen zu dem Alten finden und richtig zusammenbringen, die Dinge verbessern und vervollständigen, ohne sie zu stürzen — nun das Schwerste der ganzen Revision ist getan. Nun muß die Arbeit nur erst ins Reine gebracht und gehörig eingeschaltet werden in den gedruckten Text. Jetzt gehe ich zur Belohnung eine Viertelstunde hinaus, dann ins zwanzig Minuten lange Bad. Das ist fast langweiliger als die Singerei morgens. Im Bade habe ich angefangen zu lesen, kleine Erzählungen von Gottfried Keller, den ich bei Richard Wagner gesehen, und dessen

Talent mir in den ersten Stücken Respekt eingeflößt hat. Er ist Humorist, aber man kann nicht sagen, daß er Boz nachahmt, wie das alle Humoristen unserer Tage tun. Auch mit Auerbach hat er nur entfernte Ähnlichkeit, mehr mit Ludwig in der großen Freiheit der Enthüllung von subtilen Seelenzuständen. — Nach Tisch sollte ein Spaziergang en masse unternommen werden, es fing an zu regnen. Nun ist unter den bäuerischen Damen hier eine kleine Frau, die einzige, die Manier und weibliche Grazie hat, eine Züricherin, Frau Trümpler, gewandt Englisch und Französisch sprechend, deren Adjutant Fehling ist, und von dem sie von meinem Singen und Lesen wußte. Sie versteht die Leute ohne weiteres anzuzapfen, und wie sie mich zur Singstunde gepreßt hat, so wurde ich nun an diesem Regennachmittage zum Lesen gepreßt. „Kraniche des Ibykus“, „Taucher“, „Erwartung“, damit kaufte ich mich los. Den Schiller hatten wir aus der Segge, dem hölzernen Winterhause des Wirts, geholt und dabei das Haus besehen, dasselbe, das Redtenbachers bewohnt haben. Mit allerlei Projekten sah ich mich darin um ... Das Wetter ist in soweit erträglich, als es nicht viel regnet, die Luft milde ist, aber daß man von so mächtigen Schönheiten umgeben ist, ohne sie vollständig sehen zu können, hat doch etwas sehr Schabernacksches ... Man will doch hier sehen, was Gott dazu geschaffen hat. Was tue ich mit seinen Wolken, die sind in Karlsruhe noch schöner ... Daß die Großherzogin einen Prinzen geboren hat, berichtete die Zeitung. Nun, da ist Freude vollauf.

Meine Herzensgrüße Euch allen. Dein Eduard.

17. Juli 1857. Gestern abend mußte ich den Brief so rasch schließen, daß ich Dir, mein liebes Weib, wohl kein freundlich Wort gesagt habe, ich will's nachholen, wenn ich wieder bei Dir bin. Ich denke viel ans Abreisen, weil es mich nach Dir, nach den Unsern verlangt, nur hätte ich

Euch lieber hier, als daß ich zu Euch kommen muß, wo der Wust eines Kleinlebens und Peinlebens mich wieder mit überfällt. Ich habe mich hier einmal wieder in die große stille Natur und in Überschauung der weiten Lebenskreise hinausgelebt und bin innerlich recht still geworden, weil ich weder mit Arbeit noch Begehren den Tag leidenschaftlich zu bestürmen habe. Den ganzen Tag kommt mir das Theater kaum in den Sinn, dafür rächt es sich nachts in Träumen und in den Schlafpausen, in denen man den Plagegeistern immer still halten muß. So gestehe ich, lauert nun eine feige Furcht im Hintergrunde meiner Gedanken, die mich lieber gar nicht wieder nach Karlsruhe ließe. Klug wäre es eigentlich, den Ort und die Verhältnisse, an die man nun einmal gebunden ist, nie zu verlassen. Die Gewohnheit wird sie erträglicher machen und endlich verschönen. Gewinnt man aber durch Entfernung eine freiere Übersicht und andere Maßstabe, so steigt alle Unzufriedenheit. Nun, ich finde mich schon wieder hinein.

Gestern, Donnerstag, den 16., war früh der Pastor Zweifel wieder gekommen, diesmal um seine Frau abzuholen. Die bisher zusammenstehende Gesellschaft löst sich bis Ende dieser Woche ganz auf. Der Pastor ist ein tüchtiger, frischer Mann, von vielseitigem Anteil, ich unterhielt mich über die kirchlichen Verhältnisse der Schweiz, über die ultramontanen Anstrengungen unserer Tage. Ein wenig Priestertum steckt doch in allen Geistlichen, sie glauben doch alle, die Bundeslade müsse bewacht werden. Überhaupt spukt doch die altjüdische Vorstellung des Bundes mit Gott, von dem Kontrakt, den die Menschen mit ihm auf Schriftliches und Blutunterpfand gemacht haben, in unserm Christentum sehr stark fort. Über das Theater fragte er mich dann auch aus und machte mich einmal wieder von diesem zerdroschenen Gegenstand reden. Nichts ist doch seltsamer, als

daß etwas, das von allen denkenden Menschen anerkannt wird, die Kulturbedeutung des Theaters, so hartnäckig vom Staate ignoriert wird, der sich mit seinem Regieren überall hineinmischt, wo er es sollte bleiben lassen. — Dann habe ich noch unter den prachtvollen Ahornbäumen, wo man balsamische Kühlung bei der Hitze des Tages findet, an meiner Revision gearbeitet, die Langweile des Bades bestanden, nachmittags weiter gearbeitet und um 5 Uhr meinen zweistündigen Spaziergang nach dem Fätschbachfalle, über die Au zurück, gemacht. Diesen Weg ging ich nun schon zum vierten Male, und er fesselte mich von einer Stelle zur andern wieder mit neuem Reiz. Hier ist ein alter englischer Kolonel Barrow, der den ganzen Tag Farbenskizzen und recht gut macht, der schon die ganze Schweiz in der Mappe hat, aber versichert: ein solches abgerundetes Ensemble von Schweizer Schönheit in keinem Kanton gefunden zu haben.

Freitag, den 17. Juli. So tief hingen die Wolken noch nicht ins Tal als diesen Nachmittag. Es ist 6 Uhr, die Damen haben mich wieder zum Lesen herangezogen; da ein paar verständige Männer dazugezogen worden, Ehemänner, darunter der zum Besuch gekommene Kantonalrat Jäger, ein einäugiger aber klar sehender Mann, so las ich die Rütliszene aus „Tell" und die Ballade vom Fridolin; nachher erfuhr ich noch vielerlei von den Zuständen in den kleinen Schweizer Kantonen, die noch ganz mittelalterliche Schattenseiten haben, deren Grund die Armut der Gemeinde ist. Zu kleine bürgerliche Kreise taugen eben doch nicht. So muß in Ermanglung eines Irrenhauses im Kanton jede Familie ein wahnsinniges Mitglied im Hause einsperren und bewachen. Hier hinter dem Badehause liegt auf einer ansteigenden Matte ein allerliebstes Hüttchen, eine junge Frau mit zwei blühenden Kindern ist da innen zu finden, während der Mann außen arbeitet,

das kleine Heimwesen ist ein reizendes Idyll, aber drinnen waren bis jetzt zwei rasende Brüder des Mannes eingesperrt. Der eine ist entsprungen und verschollen, vermutlich in irgend einem Abgrunde um sein elendes Leben gekommen, den andern hat nun der gesunde Bruder in einer Kammer verrammelt. Die Leute haben nachts vor dem Toben des Wahnsinnigen nicht Ruh. Andere Irrsinnige findet man im Familienzimmer an den Ofen angebunden. Dasselbe geschieht im Kanton Appenzell-Innerroden mit den verurteilten Verbrechern, weil der arme Kanton kein Zuchthaus hat. — Dann wurden die Wirkungen des modernen Scheusals von Spekulation, des Pariser credit mobilier, besprochen. Ich erfahre hier mehr von den Zuständen des Lebens als in der Residenz des Großherzogtums Baden. Ich habe mich noch bis zum Tee mit meiner Revision beschäftigt, dann mit dem Rat Jäger von Schweizer Zuständen usw. unterhalten und dann geschlafen.

Heute, Sonntag, den 19., ist wieder ein vollendet schöner Tag, ich bin bis jetzt, 11 Uhr, draußen gewesen, habe revidiert, neue Materialien gesammelt und dazwischen im Anschauen dieser nun endlich genug gesehenen Landschaft aufs neue geschwelgt. Die Luft ist bergefrisch und blütengetränkt, der Sonnenduft des Mittags erzeugt die wundervollsten, feinsten Farben an den Bergen. Daß ich alles das immer allein nur haben muß! Nun will ich ins Bad mich sperren. Das ist die Nachtseite dieses Aufenthaltes. Nachmittags bin ich dem Sonntagstumulte zu entgehen, wieder nach dem Fätschbache spaziert, habe dort lange gezeichnet, dann oben auf der Aue den Blick auf den Talschluß. Jetzt erst fange ich wieder an in etwas das mit dem Bleistift zu treffen, was ich sehe; nun müßte ich in Übung bleiben. Vom Rest des Tages ist wenig zu sagen, am Abendtische spricht sichs gut, mit dem einäugigen Kan-

tonalrat, der naturwissenschaftlich auch sehr erfahren und ein überaus schweizerisch ruhiger und sicherer Mann ist.

Donnerstag, 23. Von Bürglen schreibe ich Dir, mein Herz, von der Stelle, wo Wilhelm Tells Haus gestanden, aus dem zuletzt, wie aus allen berühmten Stätten, ein Wirtshaus geworden ist und eine Kapelle, die dicht am Hause steht, so daß das spitze Turmdächlein dicht an dem Balken steht. Ich bin eingeregnet auf einem Spaziergang von Altdorf hierher, wohin ich heut früh 8 Uhr von Brunnen mit dem Dampfboot gekommen bin, um den Boden der Tellsage abzusuchen. Ich lasse mir nämlich, und das ganze Schweizer und deutsche Volk samt der übrigen Welt, die Wirklichkeit Tells nicht nehmen, so emsig die Geschichtsforscher, selbst [Ludwig] Häußer unter ihnen, daran sind, uns die ganze Geschichte als eine Fopperei, als ein nie dagewesenes Histörchen zu demonstrieren. Das Gespenst dieser auf papierenen Nichtbeweisen begründeten Nichtexistenz Tells, wie sollte es sich vor der lebenswarmen, handgreiflichen Sage halten können! Es geht den Weg so vieler Untersuchungen, löst sich auf wie die Morgennebel im sonnenhellen Äther. Der gesprächige Wirt und die sehr hübsche, feine Kellnerin — die Mädchen im Uri fallen auf nach den plumpen Kartoffelgesichtern in Glarus und Schwyz — unterbrechen mich von Zeit zu Zeit, weil sie es für dringende Pflicht erachten, mich zu unterhalten. Ich aber habe mich hier neben meiner Pinte Piemonteser Wein zu einem Stück Käse hingesetzt — das Briefmäppchen steckte zum Glück in der Reisetasche — um Dich zu grüßen, mein Herzensweib, in der ersten Stunde, wo ich dazu gelangen kann. Denn seit vorgestern abend bin ich unausgesetzt unterwegs gewesen. Gestern langten wir um 5 Uhr in Brunnen an, wo ich im ‚Adler‘ ein Zimmer auf den Vierwaldstättersee bekam. Der bewölkte Himmel dämpfte das Entzückende dieses

Anblicks. Bis 7 Uhr schlenderte ich umher, zeichnete auf einem Hügel am Orte die Mythensteine und traf am Abendtische den Hofrat [Fried. Wilh.] Klumpp von Stuttgart mit Vater und vielen Schwestern und dem Romandichter [Otto] Müller, der die Charlotte Ackermann erzählend und dramatisch blamiert hat. Ein korpulenter, untiefer Mensch. Wir konversierten bis zum Schlafengehen. Heute, Donnerstag, 23. Juli, habe ich sie um 7 Uhr abfahren lassen, mich selbst samt einem Kapuziner an Bord begeben und bin so am Rütli und der Tellplatte vorüber nach Flüelen gelangt, wenigstens ohne Regen, aber bei verschleierten Bergeshäuptern. Ein kleines Wägeli brachte mich hieher, die hübsche Wirtstochter wies mich nach Bürglen, wo es überaus anziehend ist. Übrigens habe ich mit dem Wirt dort noch ein Abschiedsgespräch gehabt, das mich sehr beschäftigte. Es handelte von der Knechtschaft, welche die [katholische] Geistlichkeit über die armen Leute hier verhängt. Man wehrt ihnen, ihre Kinder nach dem protestantischen Kanton hinüberzuschicken in die Fabriken, weist sie lieber hier auf die übergenug in Anspruch genommenen und unergiebigen Armenkassen an, als daß sie dort ihren Unterhalt erwerben könnten. Sie wollen lieber Bettler, nur die größtmöglichste Anzahl von Beichtkindern haben. Alle Einzelheiten, die der Mann mir mitteilte, der mehrere Jahre Armenpfleger der Gemeinde gewesen, sind himmelschreiend. Aber der Himmel schweigt, und die Menschen lassen sichs auch gefallen. Ich dachte mir es auf dem Rückwege deutlich aus, wie einer der Schweizer Millionäre, mit vier Fabriken etwa, den ganzen Kanton reformieren und den schönen Menschenschlag aus Pfaffenknechten zu Menschen machen könnte. Aber dazu müßte Enthusiasmus in die Geldsäcke fahren, was außer der Wahrscheinlichkeit liegt. Nachmittags bin ich nicht so glücklich durchgekommen. Es

regnete, als ich nach dem Kapuzinerkloster hinaufging, also von der Aussicht nichts hatte. Ein breiter, alter Kastanienbaum auf dem Vorraum bot Unterkunft. Die nahe Kirchtüre war offen, ich trat ein. Ganz einfaches, nur geweißtes Innere. Die Altäre nur Holzvertäfelung, nur unscheinbare Bilder, im Chor eine überaus hohe Scheidewand mit zwei tannenen Türen, dahinter wurden Gebete geleiert, es klang wie eine Brummfliege im Zimmer, selten hörte man respondieren. Die Kirche war ganz leer, nur ein junger Geistlicher kniete in der Bank und hörte mit gespannter Andacht — so sah es aus — der Brumfliege hinter der Wand zu, als wollte er die Zauberformeln enträtseln, womit das ewige Heil dort gebannt wurde. Wenn die Menschen in der Wüste oder Steppe oder in der Lüneburger Heide oder auf dem Wedding bei Berlin auf solche Sorte von Gottesdienst geraten, so bleibt es immer zu bejammern und zum Entsetzen, wenn aber hier, wo Gott in der großartigsten und blühend reichsten Gestalt sich dem Menschen offenbart, sie auch nichts weiter wissen, als sich einzusperren und Formeln zu murmeln, so überkommt uns die völlige Verzweiflung an der Menschheit. Das Kloster Einsiedeln mit seinen 15000 Wallfahrern jährlich — ich habe solche armselige Geschöpfe auch gesehen — hat mich auch auf dem Wege über den Etzel, nicht wenig chikaniert. Der Wahn ist im Geistesleben, was die Krankheitsplage im leiblichen ist: die Menschheit ist damit geschlagen. Aber gegen Krankheit hilft doch Geduld, wer soll aber mit dem unvertilgbaren Wahn Geduld haben! Als ich von den Kapuzinern niederstieg, trieb mich ein heftiger Regen in die Stadtkirche, die ziemlich groß und von Prätension ist. Ein Sarg war ausgestellt vor dem schwarz bekleideten Altare, umgeben mit sechs Leuchtern. Auf die Sargdecke war zu Füßen ein Totenkopf gemalt. Ich setzte mich ihm gegenüber und hatte die Betrachtung, die ich Dir soeben

skizziert habe. — Ich war froh, dann in meinen Omnibus nach Flüelen zu kommen, wo sich das Wetter etwas aufhellte, so daß die Fahrt zurück nach Brunnen noch gewinnreich war. Hier gab es noch hübsche Abendstunden zum Zeichnen. Wie viel werde ich Euch erzählen wollen, beschreiben — und es wird nicht gehen. Die Reise hat mich innerlich ungemein erquickt und bereichert, mehr als irgend eine frühere, ich war immer zu flüchtig.

Brunnen, 24. 7. 57.

Den letzten Brief abgesandt, nach 7 Uhr übergesetzt nach dem Selisberg, beim Aufsteigen holte mich ein Norddeutscher mit drei Knaben von Zürich ein, ein Lehrer schien es, der auch zeichnete, aber noch schlechter als ich. In anderthalb Stunden oben. So ein Berg ist wie ein ganzes Land, so viel Wald, Wiesen, Häuser, Schulen, Kirchen, Wirtshäuser sind darauf. Ein stattliches, großes, hölzernes Kurhaus bei dem alten, alles überfüllt von Gästen, meist Schweizern. Die Damen saßen mit ihren Arbeiten auf einer Terrasse, welche die beste Aussicht auf den See bot, ich nahm mir die Freiheit, mich auch dahinzusetzen und zu zeichnen. Die Ziererei der Schweizer mit dem Französischreden ist sehr drollig, besonders wenn sie in Eifer geraten und dann mit ihrem achteckigen Schweizerisch herausplatzen. Ich kam an einen kleinen Tisch mit drei Herrn, Schweizern, der eine aus Neuchâtel, darum war die Konversation französisch. So spät als möglich mischte ich mich ein, erst als von der Anfechtung der Tellsage die Rede war. Dann kam man auf Schiller, auf Schweizer Geschichte, Freiheit. Mir machen diese Stätten, die ich seit drei Tagen vor Augen habe, großen Eindruck. Von der Stelle des Selisbergs hinab sieht man das Rütli unten, recht wie eine handbreit Erde. Da haben dreißig Männer, Hirten, einen Staat zu stiften begonnen, der

heut noch immer klein und eingeschränkt ist und doch die erstaunlichsten politischen Akte mit sicherer, ruhiger Energie durchgesetzt hat . . .

Heute, Sonnabend, 25. Juli, bin ich schon um halb 5 Uhr aufgestanden, diese Morgenklarheit auf See und Bergen sehe ich so bald nicht wieder. Nun geht es weiter. — Soeben erfahre ich etwas, was meine Reise doch um etwas verzögern muß. Morgen ist nämlich hier ein Schweizerfest, d. h. eine Zusammenkunft aus dem ganzen Kanton, um die stärksten Männer im Ringkampf und Steinwerfen um den Preis ringen zu sehen. Solch ein Nationalfest darf man nicht versäumen. Sei nicht verdrießlich, mein Hämchen, daß ich uns den Tag noch nehme, ein Schweizerfest ist auch für Dich aus meiner Erzählung davon etwas wert. Nun zum letzten Male papierenen Gruß Euch allen von

Deinem Eduard.

Sonntag, 26. Juli. Früh zur Kirchweih auf dem Stoß. Der Frohnalpstock ist ein mächtiger Berg mit ausgedehnten Absätzen von Matten und Waldung. Der Stoß ist auf zwei Drittel Höhe eine große Matte, auf der ein Kirchlein und ein sogenanntes Kurhaus steht, das auch von Gästen ganz besetzt war. Ein Bergvorsprung ragt in das Muottatal wie eine Kanzel hinaus. Prächtige Umschau nach den Glarner Bergen, die Mythen ganz nah, dann drüben über die Hochflue Roßberg und Rigi und der Blick über den See nach Beckenried. Ich zeichnete lange dort . . . Nachmittags kam unter den versammelten Landleuten, bei denen die Nationaltracht bis auf die letzte Schnur verloren gegangen ist, mit Mühe zuerst ein Wettlauf von sechs schönen jungen Männern zustande. Barfuß in Hemd und Pantalon. Als sie die Strümpfe auszogen, sah ich die kräftig ausgebildeten Beine, die unter dem läppischen Pantalon vorkamen. Die Ordnung bei dem Wettlauf wurde mühsam und mangelhaft

gehandhabt. Dann liefen die kleinen Buben, dazwischen bliesen die Musikanten und zwei Buben auf hölzernen Alpentrompeten. Dann wurde noch gesprungen, mit einem Steine über ein Ziel hinausgeworfen, wobei die Köpfe der Zuschauer oft in Gefahr kamen. Nach dem Kaffee fingen die Knaben an zu ringen, und auf Betreiben des Wirtes wurde dann ein größerer Kreis gebildet und die Aufforderung zum Schwingen erlassen. Die Bursche hatten keine Lust, wie die jungen Herrn auf unseren Bällen tanzfaul sind. Es kostete Mühe und Zureden, bis einzelne sich entschlossen. Dann gab es endloses Deliberieren über Zusammenstellung der Gegner, es wurde zum dritten Male Geld von den Zuschauern gesammelt, um die Sieger zu belohnen. Endlich kam ein Schwingen zustande. Die Kämpfer legten eine Art von Schwimmhose an über den Pantalon und faßten sich am Gürtel und Rand des Beinkleides und rangen, um den Gegner herumzuschwingen, daß er auf den Rücken zu liegen komme. Die Älpler rangen nicht untereinander, sondern brachten zwei städtisch aussehende Gegner auf, die sich nacheinander brav hielten, der letzte in vier Gängen, aber doch ihren bärenmäßigen Gegnern erlagen. Die Gegner reichen sich erst die Hände, bevor sie sich fassen, es soll kein Groll zwischen ihnen sein, aber vorsichtig verbannt der Gebrauch doch das Ringen von zwei Brüdern. Das Resultat dieses Nachmittags war mir die Beobachtung, daß, wie die Landestracht, so auch die alte Lust an körperlichen Übungen und Wettkämpfen im Verschwinden ist, das alles fällt der industriellen Nivellierung zum Opfer. — Das Niedersteigen war mühsam und erhitzend, die einzige erschöpfende Anstrengung der Reise, weil ich nicht allein war und nicht nach eigener Wahl ging und weilte und ruhte.

Montag, den 27. Juli 1857. Um 9 Uhr mit dem Dampfboot abgereist. An Bord traf ich einen Postwagen-

gefährten von Lachen nach Brunnen, einen Arzt von Stuttgart, der die dortigen Theaterverhältnisse genau kennt. Ich blieb mit ihm in Luzern zu Tisch und im kleinen Kaffee am Ufer, wo ich Abschied von der Alpenwelt nahm, die hier noch einmal in aller Großartigkeit umherstand . . .

Ein Monat war gut genutzt und alles wohl gelungen, mit noch nicht hundert Reichstalern Kosten viel gewonnen, und nun in schöner Ländlichkeit [in Ettlingen bei Karlsruhe] und im Schoß der Liebe noch eine Ruhe- und Arbeitszeit. Herrlich!

1858

Von seiten der Hof- und Domänen-Intendantur, die neben der Eduard zugesprochenen selbständigen künstlerischen Stellung eine Art Oberaufsichts-behörde bildete, dauerten Intriguen und hämische Behinderungen, die im Laufe der Jahre hervorgetreten waren, fort. Sie verleideten ihm, da ihn auch die unveränderte Gunst des Regenten davor nicht dauernd zu schützen schien, und er noch immer einen harten Kampf gegen die Oberflächlichkeit des Geschmacks und Urteils im Publikum zu führen hatte, seine Karlsruher Stellung so sehr, daß er den Aufforderungen literarischer und künstlerischer Kapazitäten in Berlin und Dresden, besonders aber in München das Ohr nicht länger verschließen zu dürfen meinte, sein Wirken einem größeren Schauplatze zu widmen, auf dem es vorbildlich werden könnte für die allgemeinen Zustände der dramatischen Kunst in Deutschland. Wenn er trotz alledem schließlich doch immer wieder in dem kleinen Karlsruher Kreise aushielt, so war der Grund hierfür neben der Treue zu seiner begonnenen Aufgabe in erster Linie seine persönliche Anhänglichkeit an seinen Großherzog Friedrich. Zum Kongreß des deutschen Bühnenvereins (des Zusammenschlusses der Theatervorstände) fuhr er im März über München und Leipzig nach Dresden. Es handelte sich diesmal besonders um ein gemeinsames Vorgehen aller Bühnenleiter gegen den Krebsschaden damaliger Theaterzustände, gegen die Theateragenten.

Eduard an Therese.

München, Sonnabend 13. März 1858.

Ich hetze mich doch wieder so arg umher, daß mir nur ein karges Morgenstündchen bleibt, Dir einen dürftigen Umriß meines Treibens zu geben. Vorgestern abend 10 Uhr hier angekommen, diesmal im ‚Bayrischen Hofe' gut aufgenommen. Alles kommt darauf an, in welchem Ton man aus dem Wagen heraus nach Zimmern fragt ... Zuerst war ich gestern bei [Friedr.] Pecht — Schneegestöber währte den ganzen Tag über — in seinem kleinen Atelier, wo ich die hübsche Zeichnung für den Großherzog sah usw., er lud mich zu Tisch. Dann per Droschke zu Geibel. Heyse traf ich wieder nicht. Die Lage der Dinge ist vollständig schwebend über einem schwachen, unentschlossenen Fürsten und seinen unsicheren und eingeschüchterten Umgebungen. Dann lernte ich [Wilh. Heinr.] Riehl kennen, ein grob geschnittenes Doktorgesicht mit zurückgestrichenem langen Haar, meine Kunstgeschichte und Direktion, seine Mitgliedschaft des Wiesbadener Theaterkomitees in den Revolutionsjahren gaben Anknüpfungspunkte genug. Er nahm mich sehr ehrend auf. Zur Pfordten fuhr ich zweimal vergebens, [Franz] Lachner traf ich auch nicht, dagegen den alten Intendanten [Freiherrn von Frays], der immer vom Abgehen spricht aber allerlei neue Einrichtungen vorhat, die Dresdener Konferenzen besprach, mir seine erste Berufung zum Theater erzählte, wie er in Regensburg beim Regiment gestanden und die erste Anfrage, ob er die Stelle übernehmen wolle, für einen schlechten Witz gehalten, dann refüsiert und nach vier Wochen den Befehl zur Übernahme bekommen habe usw. Der alte Bursche sagte wohl nur die halbe Wahrheit. Dann aß ich also bei Pecht. Das war ganz behaglich. Dann streckte ich mich im Gasthofe ein wenig aus, als Heyse mich besuchte, blaß und schön und sehr liebens=

würdig und gescheit. Ich bin eben hier wieder in ganz anderer Luft, in geistigem Leben und Verständnis und — was man eben doch auch braucht — ich stelle etwas vor in den Augen dieser Menschen, die doch auch in Deutschland etwas vorstellen. — Lachner war lange bei mir, nun hat es schon zehn geschlagen, ich muß fort. Abends bin ich gestern im Theater gewesen, habe ein abgeschmacktes Stück von Albini [eigentlich Albin v. Meddlhammer] „Kunst und Natur" gesehen, gewürzt durch die Unterhaltung des Intendanten, der neben mir saß. Der alte [Joh. Karl Friedr.] Jost und die junge Frau Dahn [Marie Dahn-Hausmann] spielten sehr gut, Herr [Heinrich] Richter einen Husarenoffizier nicht übel, alle übrigen waren übrig. Von den eigentümlichen Verhältnissen der Kapelle zum Theater unterrichtete ich mich. Wie das gehen kann, ist mir nicht begreiflich. —

Sonntag früh 8 Uhr. — Nur immer weiter im Bericht, sonst kommt wieder Besuch, und Du erfährst nichts. Ich besuchte Carriere, der führte mich auf die Akademie zu Kaulbach, der an einer Farbenskizze zu seiner großen ‚Seeschlacht von Salamis' malte. Gruppen siegender und besiegter Schiffe, verunglückte Weiber, drüben auf der Uferhöhe Xerxes wütend auf einem Throne. Das Ganze wieder sehr theatralisch gruppiert und absichtlich. Zuletzt finde ich an all den Bildern von Menschenknäueln und Verwirrung wenig Interesse, die eigentliche Bedeutung der Schlacht bei Salamis tritt mir aus dem Bilde doch nicht entgegen, das ebensogut einen andern Vorgang verunglückter Schiffe, verfehlter Landung usw. vorstellen könnte. Kaulbach war sehr redselig über Farben: man könne Schwarz und Weiß fast entbehren und dergl., er scheint im Dozieren und Explizieren manieriert geworden. Dann waren wir in Schwinds Werkstätte, der mit einer Reihe von Aquarellen beschäftigt

ist, das Märchen von den sieben Raben vorstellend. So etwas Schönes, Inhaltreiches, tief Empfundenes und Feingedachtes habe ich kaum noch gesehen. Ich erzähle Euch davon. Nun mußte ich zur Pfordten, die ich munter und blühend traf, obschon sie vor kurzem ein Knäblein geboren, sehr freundlich, gesprächig. Sie will mir sagen lassen, wann ich heut den Minister sprechen kann. Zu Tisch bei Heyses, Geibel war da und Eggers von Berlin. Gretchen Kugler [Heyses Gattin], die zwei pausbäckige Kinder hat, sieht nicht sehr hübsch aus, aber verständig und tüchtig. Unsere Gespräche — Theater und dramatische Literatur und deutsche Fürsten und Zustände — waren lebhaft genug. Die Lyriker möchten gern mit aller Gewalt ins Drama hinein. Aber anregend und befriedigend war es sehr. Mit Geibel ging ich ein wenig in der heitern Schneeluft, machte bei [Friedr.] Dahn einen Besuch, dann fanden wir uns bei Riehl wieder zum Kaffee. Seine Frau [Bertha v. Knoll], eine ehemalige Sängerin von Wiesbaden, nicht schön und nicht jung, aber gescheit, präsidierte. Heyse, Geibel, Carriere und Professor [Heinrich v.] Sybel, ein angenehmer Mann, waren beisammen. Die dramatische Literatur gab wieder den Gesprächsstoff. So schied ich zunächst von den Männern, abgesprochen und aufgeregt genug, wie Du denken kannst. Es wurde mir herzlich sauer, noch die Vorstellung vom „Urbild des Tartüffe" im renovierten Residenztheater auszuhalten. Ein Gast [Franz] Herz von Wiesbaden, spielte Lamoignon,*) mit schlotternden Knien und gemeinem Ton wie ein alter Geizhals den angesehenen, einflußreichen Pariser Präsidenten. Aber er hob die Momente energisch hervor und sagte dem Geschmack des Publikums außerordentlich zu. Damit steht es doch, soviel ich hier

*) La Roquette, wie Gutzkow den historischen Namen des Präsidenten geändert hat.

sehe und vernehme, um nichts besser als in Karlsruhe. Bei den besten Dingen sitzt das Publikum stumm und dumm, und dann gelegentlich, ehe man es denkt und wünscht, wird jemand herausgeklatscht. Das Publikum hat sich gegen 1842, wo ich dort spielte, entschieden verschlechtert, wie überall. Studenten sind fast gar nicht im Theater, und man ist froh darüber, weil der Ton der Universität allgemeiner und höherer Bildung sehr fremd sei. Das kleine Theater, im reichsten Rokokogeschmack, macht einen mehr seltsamen und interessanten als schönen Eindruck. Der Saal ist gradlinig gestreckt, in allen Seitenlogen muß man schlecht sehen, die große Mittelloge ist sehr hoch gestreckt, über die Brüstung des ersten Ranges fallen aus jeder Loge in Holz geschnitzte Draperien, rot lackiert, alles sehr kurios und eigentümlich, aber etwas kindisch und chinesisch. Das Parterre hat einen einzigen Aus- und Zugang, die Entleerung zuletzt wollte daher kein Ende nehmen. Bei Feuerlärm müßte das schöne Wirtschaft geben. Das Stück wurde mit der äußersten Mittelmäßigkeit gespielt, ohne irgend einen Regiegedanken, Routine ist hier der größte Vorzug. Zudem waren die wichtigen Stellen der zweiten Linie alle in vollkommen untergeordneten Händen. — Ich habe mir König und Königin gestern abend genau durchs Glas angesehen, sie flößen mir nicht das mindeste Vertrauen ein. Er sieht aus wie ein Mensch, der sich das Ansehen von etwas Bedeutendem geben möchte. Was ich denn hier überhaupt vernehme, nachdem das Lob für den allergnädigsten Kunstbeschützer sich pflichtschuldigst und anständiger Weise erschöpft hat, schmeckt auch nicht nach mehr, als ich gestern durch meinen Operngucker gesehen habe . . .

Bamberg, 16. März 1858.

Hier habe ich Rast gemacht, nach den drei Tagen in München waren gestern elf Eisenbahnstunden eine hin-

längliche Aufgabe für mich, hier will ich Dir nun weiter berichten und Dir sagen, wie gern ich hier, wo die Bahnen zusammenlaufen, die Schwenkung nach Frankfurt und zu Dir nach Haus machte. Ich bin doch wohl zu alt für Geschäftsreisen und für solch aufregendes Treiben, unter so vielen fremden, anziehenden, herausfordernden Menschen. Sonntag vormittag habe ich Pecht noch einmal besucht, die Frau war in der Kirche, bei [Friedr. Martin] Bodenstedt, der krank ist und bei den andern Dichtern nicht mehr im vorjährigen Kredit steht, eine Karte gelassen und Hauser besucht, der mich zu Tisch lud. Ich war froh, von der Wirtstafel wegbleiben zu können und nahm an. Um zwölf sprach ich nun Pfordten auf dem Ministerialbureau. Ich war eigentlich in Sorge, ob er meine Zumutung vertraulicher Fragen und Aufträge nicht abweisend, vielleicht verletzt oder doch verletzend aufnehmen werde; bei seiner Stellung wäre es natürlich gewesen — aber er war ungezwungen freundlich und behaglich mitteilend. Wir besprachen die Dresdener Konferenz, dann „Lohengrin", der mit seiner kürzlich erfolgten ersten und diesen Abend zu erwartenden zweiten Vorstellung wie eine Bombe ins Pulverfaß gefallen ist und alle Köpfe erhitzt, wie überall. Bei Pfordten mischt sich nun persönlicher Widerwille gegen Wagner in sein Urteil über seine Werke, und der Staatsmann mit leidenschaftlich engen Grundsätzen bewaffnete den Kritiker. Er sagte: diese Überhebung der Persönlichkeit, wie sie in Richard Wagner auftrete, sei das zerstörende Moment unseres heutigen Lebens und Staatswesens, und wenn die Fürsten nur ein wenig so zusammenhielten, wie die Demokraten es tun, so dürfte Wagnersche Musik nirgends aufgeführt werden. Wenn ich ihm auch Wagners Charakter preisgeben mußte, so konnte ich mich doch nicht enthalten, ihm vorzurücken, daß, wenn wir aus Mißachtung der Person

des Künstlers der Welt seine Werke vorenthalten wollten, wir alle Kunstgebiete verwüsten müßten, daß übrigens Wagners Opern eine seinen persönlichen Leidenschaften ganz entgegengesetzte Tendenz hätten: man könnte sie für die Arbeiten eines frömmelnden Legitimisten halten. Er wollte nicht daran und hielt sich auf seinem Ausschließungsstandpunkte. Man erfährt schöne Dinge. Das ist nun einer der anerkannt fähigsten deutschen Minister. Polizei ist ihre ganze Weisheit. Das ist kläglich. — Da wir nun aber so in ungezwungene Debatte geraten waren, so ging ich doch drauf los, obschon Pfordten mir gleich anfangs gesagt, er kümmere sich um Theaterangelegenheiten gar nicht, und sagte ihm, welche Aufforderungen hier, durch die gegenwärtigen Zustände beregt, an mich ergingen, wie ich mich dazu verhalte, wie meine Karlsruher Stellung mich durchaus zu keinem Wechsel dränge, wie ich aber, in Aussicht weitergehender Wirksamkeit, eine neue Aufgabe nicht scheuen würde usw. Er ging sehr vertraulich darauf ein, schilderte mit einer fast bedenklichen Offenheit die Verhältnisse und Schwierigkeiten — dieselben im Grunde, die ich in Karlsruhe zu überwinden hatte und habe. Ich muß Dir das mündlich mitteilen, ich war erstaunt über die geringe diplomatische Zurückhaltung Pfordtens, er war ganz der Leipziger Professor von ehedem. — Mittags bei Hausers war es ganz gemütlich, dann ruhte ich im Gasthofe ein wenig aus und war dann in der Lohengrin-Vorstellung. Das Kostüm war pompös, ebenso interessant, wohl erforscht als geschmackvoll. Es muß hier ein großer Kostümschatz vorhanden sein, daß man so ins Spezielle gehen kann. Auch die Dekoration gut, namentlich die des ersten Aktes. Unser Burghof ist viel wirksamer für die Darstellung eingerichtet, wie denn die Abwesenheit aller szenischen Disposition in den lang gedehnten Situationen dieser Oper schreiend hervortrat. Alles

ist kahl und leblos, und merkwürdig genug ist es, daß die Oper — die man übrigens hier in viel größerer Ausdehnung gibt, als wir es tun — bei ihrer endlosen Breite, bei der Unverständlichkeit der Worte, also der Vorgänge, doch hier auch den allgemeinen Succes hat, den alles Dageneifern der Musiker ältern Stiles nicht schwächt. Der Intendant von Frays kam im letzten Zwischenakte zu mir auf die Noblegalerie, Abschied zu nehmen — was meine Schuldigkeit gewesen wäre —; nachdem er von mir gegangen, bemerkte ich, daß des Königs Opernglas auf mich gerichtet war, ich vermute also, des alten Intendanten Besuch hat mich dem Könige bezeichnen sollen, der vermutlich von mir gehört hat. Am Montag, den 15ten, habe ich noch eine Sängerin, die sich gemeldet, besucht, eine stolze Schönheit in rotbraunem Atlas, junonische Gestalt, Gesicht etwas wie Schnorrs geschnitten, von kaltem, arrogantem Ausdruck. Sie wollte nicht heran, zu singen, schlug dann eine Skala an mit gekniffenem Kinnladenansatz. Fertig. Dann pfiff ich fort von 11 bis 9 Uhr abends, las unterwegs die affektierte „Tochter des Waldes“ von [Otto] Prechtler und Auerbachs neue Bearbeitung seines „Wahrspruchs“, [Lustspiel, Leipzig 1860]. Das Stück ist eine seiner besten Arbeiten, was Charaktere und Gedankeninhalt betrifft, aber die Monotonie der wilden Kläglichkeit, des Grimmes gegen die gesetzliche Ordnung mit ihren traurigen Konsequenzen, die Bedenklichkeit, den Gegenstand in solcher Behandlungsweise auf die Bühne zu bringen, macht doch die Aufführung nicht wohl möglich. — An München denke ich mit recht gemischter Empfindung und schweren Gedanken. So vieles zieht mich hin, der Verkehr mit verwandten Geistern, das mannigfach bewegte Leben und Produzieren, die große, bedeutende Stadt, die Aussicht auf weitreichende Wirksamkeit, das Verlangen nach mir von den Leuten, zu denen mich's zieht — aber

die Scheu vor der neuen Aufgabe, der vorliegenden furchtbaren Arbeit, der außerordentlichen Schwierigkeiten dieser Verhältnisse schreckt mich. Ich bin zu alt und weltmüde, ich glaube an keine Resultate mehr, die solcher Opfer wert wären, als man wieder zu bringen hätte. Ich betrachte mich mit einer Art von tadelndem Bedauern, daß ich nur noch um solcher Zwecke willen Schritte tue, Fäden anknüpfe, man sollte einmal der weltlichen Dinge genug haben und seine innerste Persönlichkeit lediglich herauszuretten suchen. — Aber wie das? — Da liegt's. Ist doch alles, was jetzt geschieht, nur Notwehr, nur Kampf, um nicht geradehin zu unterliegen. Vorwärts denn! Das Leben ist Krieg, und man muß sich schlagen, so lange noch eine Muskel hält. Ade, mein Herz, meine Lieben. Dein Eduard.

Dresden, Donnerstag, 18. März 1858.

In einem großen Parterrezimmer des Kalberlaschen Hauses, jetzt ‚Hotel Bellevue', sitze ich 8 Uhr abends, der Wind heult um die Ecke des Hauses und durch den Ofen, ich bin im Theater gewesen und rüste mich zu einer zweiten Tagessitzung. Grüße aber will ich Dir erst sagen, mein liebes Herz, und Dir klagen, daß ich recht verbraucht werde auf dieser Reise und gern bei Dir wäre, nicht in Karlsruhe, sondern in Ettlingen oder sonst einem stillen Talwinkel, wo man mich ungeschoren ließe mit dem Theaterplunder, für den ich mich heut vormittag wieder in fünfstündiger Sitzung herumgebissen habe, daß mir der Kopf fast gesprungen ist. Es kann nun einmal nicht anders sein. — Aber ich hole nach in meiner Relation. Dienstag, den 16ten, bin ich in Bamberg noch vor dem Essen in den Dom gegangen und habe dem Wunderbau meine Verehrung bezeigt. Um 1 Uhr bin ich abgefahren, habe unterwegs ein Schauspiel „Heinrich von Schwerin" [von Meyern] gelesen,

guter, Holsteinscher Stoff, modern schwächlich behandelt. Dann Auerbachs neue Bearbeitung von seinem „Wahrspruch“ zu Ende. Es ist eigentlich eine seiner guten Arbeiten, was Charakteristik und Gedanken betrifft, aber die klägliche Wut der Anklage der bürgerlichen Gerechtigkeit über ihre unvermeidlichen Unvollkommenheiten macht die Sache monoton und häßlich. Man wird des Dinges im zweiten Akt schon überdrüssig. Gegen 10 Uhr in Leipzig.

Den 17ten früh zu David, der Violinisten für uns hat, zu Rietz, der nichts für uns hat, zu Freytag, mit dem ich über dramatische Wirkungen, Musikhilfe, wie ich sie in „Faust“ und „Coriolan“ anwende, über sein neues Trauerspiel*), das er im Herbst hier versuchen möchte, über Ludwig, Auerbach usw. gut und interessant gesprochen. Bei meinem Verleger [J. J. Weber], der für die zweite Auflage der Kunstgeschichte nicht recht Rat weiß, dann um 2 Uhr abgefahren, in einem neuen schönen Salonwagen nach Dresden, wo ich mein ganzes Herz wieder diesem mir eigenen Heimatsort öffnete, obschon mir Gegend und Stadt gar nicht mehr so schön erscheinen. Hier wollte ich mich nur bei unserem Präsidenten anmelden, fand aber die Hofintendanten bei Baron von Gall [aus Stuttgart] versammelt, bei Kaffee und Zigarren im großen, eleganten Ecksalon vor knisterndem Kaminfeuer, Vorberatung haltend. Ich mußte bleiben, und wir gingen miteinander ins Theater. Lüttichau hat uns die Fremdenloge im zweiten Rang überlassen, wo Du, Hämchen, so gern warst wegen des Sofas im Hintergrunde, und wo dann, während „Lucrezia Borgia“ aufgeführt wurde, die Beratungen, Verständigungen, gegenseitigen Bearbeitungen ihren Fortgang hatten. Die Frage der Theateragenturen trat mir aus allem als eine bedenkliche und Spaltung

*) „Die Fabier“; vergl. Briefwechsel zwischen Gust. Freytag und Ed. Devrient, Westermanns Monatshefte 1901/2.

drohende hervor. Das bestätigte sich mir in der weiteren Beratung über den Gegenstand, welche die Hoftheatervorstände nach dem Theater bis Mitternacht beisammenhielt. Wir beschlossen das kräftigste und unbedingteste Verhalten, und ich fand an von Hülsen von Berlin, von Heeringen-Kassel, Graf Platen von Hannover die vollste Unterstützung meiner vor Jahren schon behaupteten Maßregel: des unbedingten Bruches mit allen Agenten. Dingelstedt schloß sich ebenfalls an und der nachgiebige Gall endlich auch. Hülsen tat mit seiner durchfahrenden Energie der Sache sehr gut.

Donnerstag, den 18., war ich früh eine halbe Stunde bei Stägemanns, die alle wohlauf sind, dann bei Lüttichau, der von der Grippe befallen im Bette lag. Er ist der Konferenz gegenüber in seiner reservierten Stellung verblieben, hat in seiner Manier der Konferenz ein Schreiben übersandt, worin er seine Absonderung erklärt, unsere Zusammenkunft eigentlich mißbilligt, in den wesentlichen Punkten aber zustimmt. Da nun die Absonderung des Hoftheaters grade in dem Konferenzorte von sehr üblem Eindruck sein mußte, so hatte ich die Bearbeitung des alten bockbeinigen Gesellen mir vorgesetzt, und es gelang mir denn auch, ihn zu bewegen, seinen Sekretär und Dramaturgen Dr. Pabst zu den Konferenzen abzuordnen. Dahin lief ich nun, in Schweiß gebadet, und es wurde von 10 bis 3 Uhr die ganze Revision und Umgestaltung des Statutes durchgebracht und damit dem Bühnenverein ungleich mehr Haltung, Gewicht und Präzision des Handelns gesichert. Ich hatte mir vorgenommen, mich so reserviert als möglich bei der Debatte zu halten, aber teils riß mich der Eifer hinein, teils wurde mir sogleich eine solche Achtung vor meinen Ansichten und meinem Urteil von allen, Hof- und Stadttheatervorständen, entgegengebracht und meine

Meinungsäußerung herausgefordert, daß ich die ganze Vehemenz der Debatte mitzumachen hatte. Die Konferierenden aßen miteinander, dann sahen wir im Theater den „Kaufmann von Venedig“. Meine Bearbeitung ist noch im Gebrauch, aber wo ist die blühende Frische der damaligen Aufführung hin. Ich besuchte die Bühne, sah Walther, Quanter, Räder usw., saß bei der Bayer in ihrem Zimmer; sie hat an Alter zugenommen, an Talent und Fortschritt nicht, aber sie ist angenehm und meine Freundin wie sonst. Nach dem Theater begann die Konferenz wieder, und bis Mitternacht stieg die Sache nun auf ihre Spitze. Es galt den Krieg gegen die Agenten, mit denen mehrere Stadtdirektoren nicht brechen wollten und teils nicht brechen können, weil sie durch jene furchtbaren Beutelschneider so in Geldabhängigkeit und Verwicklungen verstrickt sind, daß sie sich völlig in ihrer Gewalt befinden. [Franz] Wallner von Berlin, [Julius] Hein von Stettin standen auf dieser Seite, [Arthur] Woltersdorff von Königsberg, der unermüdliche, aber höchst ermüdende Verfechter dieser Partei und einer allmählichen Auflösung der Agentengewalt, während die Direktoren von Frankfurt a/O., des Krollschen Theaters in Berlin, Direktor [Franz] Thomé von Prag und vornehmlich der junge Direktor [Theodor] von Witte von Riga sich fest und bestimmt an den Entschluß der Hoftheater banden: unbedingt und radikal mit den Agenten zu brechen. Wie fabelhaft groß die Gewalt ist, welche diese lumpigsten und verlaufendsten Leute im deutschen Theaterwesen erlangt haben, das ging grade aus der Verteidigung der uns entgegenstehenden Ansicht in wahrhaft erschreckender Gestalt hervor, ich konnte den gegenwärtigen Moment nur als eine Theatergeschäftskrisis bezeichnen, ähnlich der, welche die Handelswelt soeben überstanden hat, ein Hinhalten derselben nur als eine Ver-

schlimmerung, und so rissen wir die Beschlußfassung denn mit uns fort. Gall präsidierte ganz gut, Dingelstedt — dem wir das Sekretariat nächst dem hinzugezogenen Juristen aufgehalst hatten — wirkte mit scharfem und präzisem Verstande, die Direktoren Thomé und von Witte mit klarem Geschäftssinn, Heeringen mit Energie, mir gelang es, manche Schwankung der Debatte zu unserer Seite mit Akklamation herüberzureißen, und Hülsen hieb mit wahren Schwadronshieben darein. Er ist gewiß ein sehr mangelhafter Kunstvorstand, aber er hat richtigen Sinn, eine klare Anschauung und ist ein braver Kerl, der ohne Adelsprätension leicht den gamin de Berlin herauskehrt und mit sich selbst ebenso schonungslos umgeht als mit andern. Er gefällt mir. So wurde denn gestern, Freitag, den 19., nachdem ich rasch ein Dienstschreiben expediert und Euch nur hatte grüßen lassen, um ½10 Uhr der letzte Kampf noch einmal aufgenommen, aber bis 3 Uhr beendet. Die drei Stadttheaterdirektoren sprechen von Austreten aus dem Verein, von Bildung eines andern, der ihnen bezüglich der Agenten frei läßt, zu tun, was sie wollen, wir aber rechnen darauf, daß die öffentliche Theatermeinung sich so entschieden für unsere Beschlüsse aussprechen wird, daß sie ihre Pläne aufgeben müssen und andere Mittel suchen, sich zu arrangieren, wozu ihnen bis Ende des Jahrs Zeit gegönnt ist. Ich bin begierig, was unsere rettende Tat für Eindruck machen wird. Nun sucht man zu vermitteln und zu verständigen, wie man kann. Wir besuchten in pleno Rietschels Werkstätte und sahen das Modell zum Weberdenkmal. Wäre ich während der Arbeit dort gewesen, hätte ich für den charakteristischen Ausdruck einiges gefordert und wohl auch durchgesetzt, denn noch jetzt — da ich bei Rietschel, der übrigens wohl aussieht, zurückblieb — ging er mit altem Vertrauen auf meine Ausstellungen ein, und soeben

schreibt er mir und bittet, ich solle noch einmal hinkommen, zu sehen, was er infolge unserer Besprechung geändert habe.*) Hettner war auch dort und Schnorr, der übrigens mich schon aufgesucht aber nicht [hat] sprechen können, und der ganz in alter Weise zu mir ist. Bei Tisch brachte Gall einen Toast auf mich aus mit so vielen beschämenden Lobeserhebungen, daß ich von dem Anklange, den dieses mir sehr gewagt scheinende Unternehmen fand, ganz betroffen war. Ich will die Strapaze dieser Reise hinnehmen, sie bringt uns doch den Trost des Selbstgefühles wieder, das man in Karlsruhe ganz verliert. Ein halb Stündchen mit geschlossenen Augen in meinem Zimmer zugebracht, mußte mich wieder frisch machen, die Vorstellung der Oper „Die lustigen Weiber" anzusehen, in der die Frau Bürde-[Ney] und [Anton] Mitterwurzer als Ehepaar Fluth ganz allerliebst waren. Die Stimme der Frau ist doch überaus einnehmend, ich hatte früher nur — verführt von ihrem Rufe — einen großen dominierenden Ton erwartet. Heute spielte sie auch allerliebst, derbdrollig. Nach dem Theater wieder bis Mitternacht debattiert, damit aber auch die Arbeit im Hauptsächlichen beendet. Ich bin nun noch in einer Kommission, welche die Gleichmäßigkeit der Verträge und gar eine Petition an die sämtlichen Regierungen bearbeiten soll, wodurch wir eine staatliche Stellung des Theaters anzubahnen hoffen. Nun habe ich kaum sechs Stunden geschlafen, bis 10 Uhr jetzt geschrieben, dann war Kapellmeister [Karl Aug.] Krebs da, mir seine Oper zu empfehlen, nun zu den Vorarbeiten hinauf, um 12 Uhr soll Schlußsitzung sein. Nun Ade, mein liebes Herz! Otto soll mir von seinem ersten Streifzuge selbst [Gastspiel in Mannheim] berichten, ich lasse mir die Briefe nachschicken. Gott mit Euch und meine Liebe! Dein Eduard.

*) Vrgl. Deutsche Rundschau 1880. S. 304—311.

Dresden, Sonntag, früh den 21. März 1858.

Gestern, nachdem ich meinen Brief an Dich abgesandt, war ich beim Polizeidirektor von Karlowitz, um einen Paß nach Österreich zu erlangen, da ich sonst nicht über die Grenze komme, es wurde mir mit vieler Gefälligkeit gewillfahrt aus alter Angehörigkeit. Dann war ich in Rietschels Werkstätte. Er hat den Kopf der Statue anders gestellt und ging auf weitere Vorschläge von mir mit seiner alten Weise ein. Er klagte, daß ihm niemand die Ausstellungen und so lebendig überzeugend mache und erinnerte an meinen Einfluß auf die Lessing- und Schiller-Goethestatue mit einer dankbaren Freudigkeit, als ob er ein Schüler wäre. Und Du weißt, das ist bei ihm nicht Grimasse und steht einem solchen Meister gewiß nicht schlecht. Die Sache ist eben, daß die bildenden Künstler viel mehr, oder vielmehr so viel als möglich des dramatischen Künstlers lebendige Motive und Anschauungen benutzen sollten. Von zehn bis drei fand nun die Schlußsitzung statt. Neue Schwierigkeiten erhoben sich über den schwierigsten Punkt, den der Einrichtung des Zentralbureaus, das die Agenturen ersetzen soll. Wahl des Ortes, der Person, der Überwachung sind so enorm bedenklich, an der Ausführung dieses Geschäftsbureaus kann die ganze rettende Tat scheitern. Louis Schneider muß helfen, ich schreibe ihm darüber. Mittags war ich bei Stägemanns mit Adele und Margarete [Taylor] Auerbach und seine Frau sprach ich in einer Droschke, in der sie in eine Gesellschaft fuhren, wo sie in einem türkischen lebenden Bilde figurieren sollte, den Turban hatte sie schon dazu auf. Dann war ich bei Bendemanns, deren Kinder frisch und schön aufgeschossen sind, und bei Frau Hübner die sich ganz angenehm machte. Dann eine halbe Stunde in dem zweiten Theater. Wozu diese Armseligkeit unserer Kunst, eine bloße Karikatur des schwachen Königl. Theaters. Spielte solch

ein Winkeltheater Lokalpossen oder sonstige Burlesken ausschließlich, so gönnte ich ihm gerne sein Recht neben einer Bühne von Kunstansprüchen, aber das feine Lustspiel hier nur noch um einige Stufen tiefer repräsentiert zu sehen, das hat gar keinen Sinn und beweist die vollständigste Gedanken- und Urteilslosigkeit derer, die solche Einrichtungen zugeben und sanktionieren. Der Abend bis 12 Uhr wurde bei Baron von Gall in Nachberatungen, Verabredungen usw. zugebracht. Alles ist von dem allseitigen Werte dieser persönlichen Verständigung gewonnen und wünscht periodisch wiederkehrende Versammlungen. — Heute morgen kam schon ein verzweiflungsvoller hiesiger Theateragent Stein und bot seine Dienste für das Zentralbureau an. — Abends halb 10 Uhr. Zuerst besuchte ich vormittags Ehrhardt, traf die Frau nicht, sah einen blonden, stämmigen Sohn von fünfzehn Jahren, der Seemann werden will. Dann bei [Otto] Ludwig, der in seinem wilden Haar und struppigen Barte mit dickem Tuch um den Hals und nicht sauberem Hausanzuge, großen Tucheckenschuhen an den Füßen, wie ein Waldteufel aussieht. Nachdem ich ihm mein altes Karlsruher Lied gesungen, und er mein Echo gemacht, kamen wir auf seine dichterische Tätigkeit, auf „Zwischen Himmel und Erde" und seine ascetische Tendenz. Da sagte er die wunderlichsten Dinge über seine Anschauung des Lebens. Wie es dessen wesentlichste Aufgabe sei, seine Wünsche zu bezwingen und so auch die ästhetische Aufgabe, die Wünsche der Leser, Hörer, Zuschauer nicht zu befriedigen, weil diese immer nur auf schmelzende Effekte, auf weichliche Befriedigung hinausgingen. Das Leben sei Kampf, auch ohne Hoffnung auf Sieg, so müsse das Kunstwerk Kampf darstellen, auch ohne Aussicht auf andere Befriedigung als die des Kampfes. Auf meinen Einwand, daß die göttliche Absicht an die Menschheit auf solche Höllenqual des Sysiphus nicht aus-

gehen könne, wollte er nicht eingehen, er meinte, es sei Vorzug des Menschen genug, daß er zum Kampfe berufen und befähigt sei, und auf meine Aufforderung, sich dem Drama wieder zuzuwenden, das ihn nötigen würde, den poetischen Abschluß nicht allein in Darlegung der Erdenqual sondern in Befriedigung an der Erhebung durch eine edlere Menschheit zu finden, meinte er: die dramatische Form werde wenig daran ändern, und er sei auch wohl weniger ein Dichter, als ein Naturforscher. Dies Wort trifft. Er zählt die Staubfäden der Menschenblüte und die Fasern an den Flügeldecken des Genius. Ich glaube, wir haben wenig mehr von ihm zu hoffen. Er verhockt in sich selbst. Wir stritten fast zwei Stunden so hinüber, ein Gespräch, das einen Stenographen verdient hätte. Dann kam seine derbe, frische Frau und seine zwei blühenden, blonden Knaben, wie Milch und Blut. — Nun gings zu Lüttichau. Ich erklärte ihm unsere Konferenzresultate und legte sie seiner Zustimmung zurecht. Er spricht vom Abtreten, verhindert aber jede Verbesserung der Dinge, deren sie so dringend bedürfen. Mittags bei Bendemanns mit Hübners und Ehrhardt. Über diese herangewachsenen Kinder überall kann ich mich gar nicht beruhigen, nicht satt daran sehen. Es war ganz behaglich da. — Dann besuchte ich den Minister Zeschau. Er hat auch keine Vorstellung von dem, was ein Theater sein soll, war aber ganz angenehm. — Carus lispelte mir dann allerlei [zu], in der Bewunderung für die Ristori duettierten wir etwas lebhafter. Die Frauen sah ich nicht, sie waren mit dem Bruder fort, der den Prinzen [den späteren König Georg] nach Portugal zur Vermählung [mit der Infantin Maria Anna] begleitet. Bei Stägemanns nahm ich Abschied, bei Rietschels, wo ich auch Frau Seebeck traf, bei Frau Schnorr, dann sah ich im Theater die zweite Hälfte von Räders „Aladin“.

Das abgeschmackteste, langweiligste, elendeste Zeug, das dieser talentlose Mensch jemals zusammengewürfelt hat, worin auch Arrangements, Dekorationen und Ausstattung mittelmäßig waren. Und dergleichen fadenscheiniges Zeug macht volle Häuser. Dies Dresdner Hoftheater ist vom Geiste des Gewandhaustheaters sehr verwandtschaftlich angesteckt. Welch ein Zustand bei einem Büdget von mehr als 200 000 Reichstaler!... Otto soll [dem Sekretär] Schütz den Auftrag sagen: unser Regiebuch vom ‚Sommernachtstraum' sogleich an die Intendanz nach Weimar zu schicken.

Ade, mein Herz, ich muß noch packen, bin in furchtbarer Hetze. Dein Eduard.

Brünn, den 24. März 1858, Mittwoch.

Gestern früh von Prag hierher. Der kleine Tenorist [Gustav] Walter war schon am Bahnhofe. Er sieht unserm Richard ähnlich, ist aber hübscher, dies und sein sehr jugendliches Aussehen und verständiges Benehmen hat mich bald eingenommen. Es kam dann ein Probesingen in einem kleinen Zimmer zu einem verstimmten Flügel bei dem Musikdirektor Wettig — einem Sachsen, Schüler des Leipziger Konservatoriums — zustande. Die Stimme ist schön, frei, umfangreich, er singt aber noch zu stark wie alle österreichischen Sänger. Leider ist er gebunden und sein Loskommen eine Hoffnung, auf den elenden Zustand der Direktion hier gestützt. Ich muß also den Regensburger auch noch heranziehen. Dann sah ich im Theater Frau Braunecker-Schäfer von Wien Pepitanische Nuancen*) mit schönen aber etwas zu vollformigen Beinen auf die schamloseste Weise treiben. Mir war wie auf dem ‚Ham-

*) In einigen Parodien auf die bekannte Tänzerin, wie „Die falsche Pepita", „Senora Pepita, mein Name ist Meyer".

burger Berge' zumute, und die hochadeligen Damen in den Logen wetteiferten im Händeklatschen mit den Offizieren. Talent hat die Frau übrigens in der impertinentesten Weise. Ein Komiker, [Carl] Blasel, tat sich hervor und ein junger, leider auch kleiner Mann [Josef] Lewinsky als alter Tanzmeister, der viel Talent für Charakterrollen haben soll. Er war soeben bei mir, um sich zu empfehlen*). Beim Nachtessen sah ich Dingelstedt von weitem, er schien mich zu ignorieren, wie ich ihn. Er hatte mir gesagt, er kehre graden Wegs nach Weimar zurück, will also wahrscheinlich auch Direktionsgeschäfte hier machen, und dabei ist man am besten allein. Diese Werbegeschäfte haben immer etwas Beschämendes, ganz ohne Winkelzüge kommt man kaum aus, eine würdige Notwendigkeit bei der Theaterdirektion! Der kleine Tenor hat heute früh seinen Vertrag geholt, er trifft zu Ostern bei uns zum Gastspiel ein**). — Ich mache also die ganze Bogenreise über Dresden-Leipzig-Hof zurück; ein entsetzlicher Weg.

Gute Nacht, mein Herz. Dein Eduard.

---

*) Kurz darauf gewann ihn indessen schon Heinr. Laube für die Burg.

**) Er wurde indessen kurz darauf an die Wiener Hofoper engagiert.

1859

Wieder fuhr Eduard Anfang März zum Bühnenvereinskongreß; diesmal nach Berlin. Unterwegs kehrte er in Jena bei Kuno Fischer ein, las zweimal in der ‚Rose' und wurde, besonders als Verfasser der „Geschichte der deutschen Schauspielkunst", dort gefeiert. Therese besuchte indessen Otto, der sein erstes auswärtiges Engagement in Stuttgart hatte.

Eduard an Therese.

Eisenach, im ‚Rautenkranz',
Sonnabend, den 5. März 1859.

... Hoffentlich läßt der Regen bald nach, und mein Spaziergang zur Wartburg hinauf gelingt mir auch. — In diesem Hause am Markte, der alten Kirche und dem begrünten Vorberge zur Wartburg gegenüber habe ich vor 37 Jahren zum erstenmal gewohnt. Ich prüfe an der Aussicht vor mir die von damals daran haftenden Empfindungen, ich finde Gemüt und Herz des Greises wie die des damals zwanzigjährigen Burschen. In seinem Kern verändert sich der Mensch doch gar nicht. Dieselbe Romantik im Sinne und dieselbe Liebe und Sehnsucht im Herzen. Damals zu der kleinen wunderfrischen, trotzigen Braut, jetzt zu dem etwas eingehutzelten lieben Mütterchen, dem kleinen Hämchen, in dem mir alle Reize der süßen Braut geblieben

sind, und die in ihrem Herzen doch auch unverändert geblieben sein muß, da sie soeben meinem zwanzigjährigen Ebenbilde [Otto] nachläuft. — Hoffentlich bist Du ohne Anfechtung an Dein Ziel gekommen. Daß ich Dich in Bruchsal so im Stiche ließ, kam mir wie eine unverantwortliche Treulosigkeit vor. Das alte kleine Kindchen so auf den Schienen auszusetzen. Hoffentlich hockst Du oben auf dem Tore jetzt ganz vergnügt mit Deinem Buben und hast ihm ordentliche Grüße von mir gebracht. Um 2 Uhr fahre ich weiter, bin um vier in Weimar, um sechs in Jena, so habe ich heut nur geringe Reisestrapazen. Nun Gott mit Dir und Deinem Stubenburschen, und grüße mir die drei Karlsruher recht tüchtig. Dein Eduard Dt.

Jena, 7. März 1859, morgens 10 Uhr.

Nach einem Tage voll Ehren und Freude und genossener Liebe, wie der gestrige, möchte ich Dir, mein Herzensweib, so gerne alle Einzelheiten beschreiben und ganz so genau erzählen, als Du mich ausfragen würdest, wäre ich bei Dir, aber ich habe doch nur wenig Zeit, Dir zu schreiben, und so werde ich das Beste versparen müssen, bis ich zu Dir komme ... [Kuno] Fischer empfing mich, in seinem eleganten Hause war ich mit der größten Freundlichkeit aufgenommen. Die Frau ist mager geworden, spitzer möchte ich sagen und deutscher, hat etwas von ihrer französischen Grazie eingebüßt, dafür ist sie hausfraulicher und mütterlicher geworden. Wir waren den Abend allein und plauderten. Du weißt, wie Fischer sich für das Theater und meine Anschauungen davon interessiert, er machte mich viel reden. Sonntag, den 6ten, nach der Kaffeestunde, las ich mir die „Antigone" ein. Fischer folgte mit der Donnerschen Übersetzung und dem Originale und mußte der Ahrensschen Übersetzung das vollste Lob zugestehen. Dann gingen wir in

die Probe, [der Mendelssohnschen Musik zur „Antigone"] ich setzte mich mit den Studenten auf guten Fuß. Das sind hier frische und freie Jungen, sie sangen nur etwas zu roh drauf los. [Wilh.] Stade, ein gescheiter, guter Dirigent, wie soll er es aber unter diesen Verhältnissen besser machen! Wunders genug, daß es so ging. Dann mit Fischer durch die Stadt, an deren Häusern dort und hie die Namen der berühmten ehemaligen Bewohner angeschrieben sind. Welch eine Saat des Geistes ist von hier aus über das Vaterland gestreut worden. Was für Männer haben hinter den kleinen Fenstern meist ein paar Jugendjahre verarbeitet! — Aber ich muß eilen, es warten drei Männer auf mich. — Mittags ein Diner bei einem Herrn von Chaulin, der eine Anzahl Universitätsnotabeln versammelt hatte. Unseres lieben Dresdener [August] Seebecks Bruder [Moritz S.], der Kurator der Universität und Geh. Staatsrat, ein feiner, edler Mann, brachte den Toast auf mich in ausführlicher Rede aus usw., zu Haus „Antigone" zu Ende gelesen, drüben stürmten die Leute den Saal der ‚Rose' schon stundenlang vorher. Die Großherzogin war von Weimar eigens zur Vorlesung herübergekommen und fuhr nachher wieder zurück, lud mich nach Weimar ein usw.

Mein Lesen gelang recht gut, ich werde es schwerlich jemals besser machen, die Wunderdichtung riß mich wieder ganz hin. Nachher große Gesellschaft bei Fischers, vom Abendtische auf wurde ich durch eine Studentenserenade im Hofe gerufen. Mendelssohns ‚deutscher Wald'. Du weißt, wie mir dabei immer zumut ist. Ich ging in den Hof hinunter, dankte. Dann sangen sie noch ein Jenenser Lied, dann sprach ich sie an und brachte der Universität ein Hoch, wonach sie mit dem Verse des Gaudeamus „Vivat Academia" einstimmten. Fischer nahm drei von ihnen mit herauf zu Tisch, der eine, ein schöner blonder Mensch, mußte

bei mir sitzen. Gescheite, liebenswürdige Frauen, tüchtige und freundliche, norddeutsch gemütliche Männer umher. Liszt und Dr. Locher waren von Weimar herübergekommen. Fischer brachte nun wieder einen langen Toast aus, allgemeine Anerkennung und Dank für die Vorlesung. Es war sehr belebt, lustig sogar und dauerte bis Mitternacht. Liszt spielte Tänze usw. Ein behaglich, geistig buntes, schönes Leben hier, wie es mir entgegentritt, und diese Leute machen so viel Wesens von mir, daß ich mir wieder als etwas Rechtes vorkomme und immer an mein Hämchen denken muß, wie ihr das schmeicheln würde. Nun ade, ich muß schließen.

Gott mit Euch allen. Dein Eduard.

Berlin, 9. März 1859, nachmittags.

Hier bin ich in [Schwager] Wagners Hause in dem blauen Zimmer, das Du auch bewohnt hast, und das „auch nicht mehr im mindsten stinkt". Ich schreibe Dir nur den flüchtigsten Bericht. Vorgestern vormittag, nachdem ich Dir von Jena geschrieben, ging ich mit Fischer, Dr. [Karl] Gille, dem hiesigen Faktotum, und Dr. Locher, dem Weimarschen Schauspieler, den Ihr kennt, und den seine Theaterpraxis sehr zur Vernunft gebracht hat, nach dem Prinzessinnengarten, wo Goethe die „Wahlverwandtschaften" geschrieben hat. Dann an die Saale durch das sogenannte ‚Paradies', sahen die Stelle, wo Schiller den „Wallenstein" geschrieben usw. Mittags zu Haus, in Beruhigung und Vorbereitung einige Stunden allein. Um 5 Uhr Vorlesung von „Was Ihr wollt". Schon nach der ersten Szene war ich mit dem überfüllten Saale im vertraulichsten Verhältnisse und las nie besser. Man tobte fast vor Lachen und Beifall. Dann wieder auf meinen Wunsch zu Haus. Seebeck kam noch einmal, er hatte an dem Abschied, den ich von allen im Rosensaal genommen, nicht genug. Ein edler,

feiner Mensch, der meine Freundschaft für seinen Bruder als ein Erbteil anspricht. Dann war [Joh. Gustav] Droysen, Locher, Gille und ein stud. Karlowa zum Tee. Gute Gespräche über Geschichte, Kostümwahrheit des Mittelalters, die Droysen als unerwiesen erklärte, Politik, Charakteristik der Handschrift. Sie gingen um 11 Uhr, damit ich packen könne, dann kam ich noch mit Fischer allein in ein langes Gespräch über den ästhetischen und moralischen Inhalt des Dramas. An eins anknüpfend, in dem wir die griechischen Klassiker neben Shakespeare gestellt, hier die Macht des Fatums, da die sittliche Verantwortung als Faktoren gesehen, dachten wir — mit Zuziehung der Schillerschen Aussprüche, die Fischer in seiner Broschüre besprochen, — an ein drittes vollendetes Drama, in dem die höchste göttliche Potenz im Menschen, Schicksal und Leidenschaft, durchkämpfend sich frei und siegend darüber erheben können. So schlösse sich die Trias ab. Aber wohl erst mit einer höheren Stufe der menschlichen Vollendung überhaupt.

Dienstag, den 8ten, zeitig auf, reisefertig gemacht und von den überfreundlichen Wirten geschieden. Mit Locher nach Weimar gefahren. Professor [Friedr. Karl] Biedermann und [Adolf] Schöll besucht. Bei Liszt und seiner Fürstin [Wittgenstein] in unheimlich vornehm depravierter Atmosphäre gespeist, mit einem jungen Fürsten, der inkognito nach Wien reist. Mündlich davon. Mit dem Kammerherrn v. Zedlitz, der mir noch tags vorher eine wiederholte Einladung der Großherzogin geschrieben, deshalb verhandelt, auf die Rückreise berechnet . . .

Berlin, 10. März 1859.

Heute früh zu [Alexander v.] Humboldt, den ich recht alt und eingetrocknet fand, auch geistig sehr gealtert, und mit dem ich nicht über den gewöhnlichsten Diskurs hinauskam; ich hatte Scheu, ihn anzustrengen. Sein Kammer-

diener, der mir den ausgestopften schwarzen Papagei und andere Merkwürdigkeiten zeigte und damit schon im voraus eine Art Reliquienkrämerei trieb, sagte mir, daß Humboldt nun 89 Jahre alt sei, und daß er aber hoffe, ihn noch in die neunziger hineinzubringen. Wie ich ihn fand, scheint wenig daran gelegen. Ich soll noch einmal hinkommen, ehe ich abreise, mir ist das wie der Besuch eines verehrten Grabes. — Nun kamen einige vergebliche Gänge, dann die Versammlung der Bühnenvorstände. Daß die in Dresden dissentierenden Privatdirektoren alle wieder eingetroffen waren, ja, der Hauptverteidiger der Agenten, der Direktor des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters hinzugetreten, war ein gutes Zeichen, wie denn dies eine Jahr die Angelegenheit über mein Erwarten gereift hat. Ich habe also recht gehabt, Hülsen zum ruhigen Ausharren zu ermahnen. Die Macht der Agenten ist entschieden gebrochen. Der Haupttyrann ist darüber wahnsinnig geworden, hat einen Selbstmordversuch gemacht und leidet nun an der fixen Idee, er werde verhungern. Welch eine Nemesis für die armen Leute, die er geplündert hat. Direktor Hein von Stettin, der ihm noch vor zehn Monaten ganz untergeordnet war, der bei Hallwachs' Engagement in Karlsruhe nicht mitzureden wagte, sondern zuhören mußte, wie Heinrich vollständig disponierte über seine Kasse und sein Repertoir, hat ihn besucht und sagte mir, daß er entsetzt gewesen sei von der kriechenden Höflichkeit, mit der er ihn empfangen. Übrigens sei nichts mehr mit ihm zu verhandeln. Der andere hiesige Agent, Michaelson, will sein Geschäft aufgeben. So ist die Situation. Dies machte unsere Partei anfangs etwas übermütig gegen die dissentierenden Direktoren, und über ihre Berechtigung zum Mitbeschließen entstand eine Debatte, welche unsere ganze Zusammenkunft unnütz zu machen drohte, da galt es, sich

dazwischen zu werfen, und es gelang, einen Kompromiß zustande zu bringen, vorläufig nur, aber Dauer verheißend. Meine beiden Kommissionsarbeiten kamen daran, es war ein anstrengender Vormittag. Der gute Dingelstedt debütierte auch mit einem Zweifel, ob wir der Zahl nach beschlußfähig seien? Er hat nun einmal dem Verein die Wirkungsfähigkeit abgesprochen und möchte nun gern recht behalten. Es gelang ihm aber nicht. Die erste Sitzung hat ein vollkommen gutes Resultat geliefert an wirklicher Arbeit und einheitlichem Sinn . . . Danach sah ich zwei Bruchstücke von „Anna Liese" [von Herm. Hersch] und zweieinhalb Akt von „Lohengrin". Es ist und bleibt hier das Schauspiel bloßes Rollenhersagen. Man spielt rasch zusammen, die unzähligen Wiederholungen beliebter Vorstellungen führen das auch mit Leichtigkeit herbei, ja, eine gewisse Flüssigkeit und Glätte kann dadurch ganz allein erzeugt werden, durch Proben ist das nicht zu erreichen, weil die Spannung vor dem Publikum immer größer ist als vor der strengsten Regie. Aber damit ist auch alles geleistet. Es fehlt den Darstellungen alle Lebendigkeit, Charakteristik, alle Verteilung des Effektes, kurz alles, was diese Komödienspielerei zur eigentlichen Kunst, der stilisierten Wiederholung der Natur machte. [Franz Wilh.] Grua spricht den alten Apotheker, wie er alles spricht und von jeher gesprochen hat, Fräulein [Lina] Fuhr ist die unbedeutendste Komödiantin von der Welt, mit nichts als herkömmlichen Minauderien aufgeputzt, die sie auch noch ungeschickt vorbringt. Liedtke als Fürst mit den unveränderlichen, trockenen Manieren und der schindeldürren Baßsprache. Wenn er bei der Rolle irgend eine Intention hatte, was ich noch stark bezweifeln muß, so war es die, den alten Dessauer im jungen heraus zu bringen, was das rohe Stück noch widriger macht. Nur eine gewisse sol-

datische Unbefangenheit, jugendlich und frisch, kann diese Roheit erträglich machen; wie wir es in Karlsruhe faßten. Frau [Frieb-]Blumauer taugt für Anstandsrollen nicht. — Im „Lohengrin" hatte ich am Orchester, dem schönen vollen Ton, der diskreten Präzision, welche den Sängern ihre schwere Arbeit ausnehmend erleichterte und an Tauberts lebhaften Tempi große Freude. Hier, wo man alle musikalischen Mittel zur Verfügung hat, wurde der Aufzug der Krieger in der zweiten Hälfte des letzten Aktes gemacht. Vier verschiedene Trupps kamen nach und nach von verschiedenen Gegenden her, jedem vier Trompeter voran, deren verschiedene Fanfaren sehr geschickt benutzt sind, um in ihrem Durcheinander den Eindruck dieser bewegten und tumultuarischen Aufzüge in frappanter Weise auszudrücken. An sich ist die Szene anziehend, an der Stelle, nach vollendeter Katastrophe, bleibt sie ein dramatischer Fehler. Als erste Szene der Oper war sie am Platze. Der doppelt so starke Chor als der unsere faßte nicht halb so tüchtig an, und seine schwach geordneten Bewegungen ließen die weite Bühne leer und kahl; fast wie in München. Von den Solisten ist wenig zu sagen. Fräulein Wippern, dieselbe, welche ich vor zwei Jahren aus der Schule der Frau Cornet nehmen wollte, hat gute Schritte getan, die Stimme klingt sehr anmutig, ihr ganzes Wesen hat jugendliche Anmut, die ich bei ihrer Persönlichkeit stark angezweifelt hatte. [Theodor] Formes singt eben seinen Part hin, und das meistens zu hoch. [Julius] Krause bleibt ein trockener Peter, steif und hölzern, wie würdest Du Hauser schätzen lernen, wenn Du diese kalte Puppe hier gesehen und gehört hättest. Der König war ein höchst unbedeutendes zweites Subjekt. Die Musik hat mir aber wieder in ihren Schönheiten tiefen Eindruck gemacht, und ihre lästigen Stellen wurden hier durch die Orchesterexekution außerordentlich gemildert. — Danach war

ich nun müde genug, und ließ die Herren laufen, die sich noch in irgend einem Kellerlokal, das hier in der Mode ist, zusammensetzen wollen.

Den 11. früh schrieb ich an Dich, an Veit um eine Zusammenkunft, die scheiterte, dann holten mich die Herren ab zu einer Revision des Nachweisbureaus. Wir fanden Ordnung, aber diese ganze Verwaltung der Sache ist zu teuer. Ich mußte um 10 Uhr zum Herzog von Koburg [Ernst II], der mir für die Konferenzen Erwirkung von Sicherstellungen der Künstler den Intendanten gegenüber empfahl. Er kennzeichnete diese adeligen Herren, denen man leider Gottes in diesen Stellen nicht aus dem Wege gehen könne, auf die schonungsloseste Weise und nahm mit vieler Ostentation für die unterdrückten Künstler Partei. Nannte sich wohlgefällig lachend einen Demokraten, versicherte, nur die Praxis im Auge zu haben, während wir mit unsern Kontraktbestimmungen, welche den Künstler mit gebundenen Händen der Willkür der Intendanzen überlieferte, in der Theorie recht haben möchten. Daß die Sache umgekehrt sei, suchte ich ihm begreiflich zu machen; beim Frühstück, wo ich auch [Gustav zu] Putlitz und Tempeltey fand, wiederholte er den Diskurs, und seinem Intendanten, dem armen Wangenheim, gegenüber recht schonungslos. Der nahm mich im Verlauf des Tages überall am Arme beiseite und stöhnte seine Klagen über den Herzog aus und versicherte, daß er ihm schon oft seine Stelle zu Füßen gelegt. Den beiden Dichtern gefiel die humane Bravour des Herzogs, besonders da man hier von Hülsens Grobheiten viel Wesen macht, sie mußten aber doch bald zugeben, daß es in der Theaterführung nur einen gesunden Grundsatz gebe; daß alle dem einen Zwecke, dem Gedeihen des Ganzen, dienen müssen, daß das Ganze keinem der Einzelnen zu dienen da sei. Damit ist

zuletzt alles entschieden. Von 11 Uhr an bis 3 Uhr wurde konferiert. Über Gestaltung des Nachweis- oder Geschäftsbureaus, um den Forderungen der Privatdirektoren zu genügen. Dabei kamen viele Geldfragen zur Sprache, die Hülsen herzlich schlecht in Betracht gezogen hatte. Eine jährliche Konferenz wird noch lange nötig sein, um Fehler der allerdings sehr schwierigen Führung gut zu machen. Um 4 Uhr waren wir Hoftheatervorstände beim Regenten zur Tafel. Ich traf Sammer, den Holsteiner, den ich in Koburg kennen gelernt, den Chef des Generalstabes, Werders Freund, wie heißt er doch? [Alvensleben]. An den Hofherren, die alle gar nicht mehr die frühere noble Haltung und Physiognomie des preußischen Hofes haben, war wenig zu sehen. (Die Physiognomie des Volkes hier, der Lakaien, Soldaten usw. hat etwas von den Föhrenwäldern hier — mir fallen sie wenigstens dabei ein — gleichmäßig, trocken, gar nicht schön, aber sehr nutzbar.) Abends sah ich dann drei Akte vom „Testament des [großen] Kurfürsten" [von Putlitz]. Wieder dieselbe Bemerkung. Es wird sehr präzis und glatt ineinander gesprochen, aber man wird unablässig an auswendig gelernte Rollen erinnert. Jeder hat seine eigene, monotone, farb- und leblose Manier, immerwährend dasselbe Tempo, keine Gliederung der Redewirkungen. Die Crelinger ist matt geworden, Frau Formes wetteifert mit Frl. Fuhr in affektiertem Komödiantentone. Döring, als Dörflinger, war der einzige lebendige Mensch und übertrieb heute gar nicht. Liedtke wieder das fast schwächste Talent von allen, da ist auch gar nicht irgend ein Versuch zu spüren, die Schwäche und Unsicherheit des Kurfürsten zu charakterisieren. Die in zweiten Rollen auftretenden Talente kamen mir alle viel besser vor als die ersten. Freilich ist für untergeordnete Rollen diese untergeordnete Spielweise von vorteilhafterem Eindrucke, aber ich würde doch einmal

den Versuch machen, mit diesen zweiten Talenten in die erste Reihe zu rücken. [Wilhelm] Baumeister, Berndal, Frl. [Therese] Döllinger usw. sollten in kurzer Zeit den Viertausendtalermännern etwas zu schaffen machen. Es ist bemerkenswert, daß der Einfluß eines künstlerischen Vorstandes, wenn er auch von allen Künstlern geringschätzt und übersehen wird, sich doch dem Ensemble aufdrückt. Das Schauspiel hat entschieden Düringersche Farben, d. h. keine usw. — Dann sah ich noch eine Hälfte des Zauberballets „Flick und Flocks Abenteuer" [vom Kgl. Balletmeister Paul Taglioni]. Der Akt spielte auf dem Meeresgrunde zwischen Korallenriffen, Frösche, Krebse und Fische hielten ihre komischen Tänze, reizende Nereiden, 36 an der Zahl, übergauckelten die Bühne. Dann erschienen im Hintergrunde die Bilder von Wien, London, Paris, Petersburg und Berlin, und immer wurden entsprechende Nationaltänze aufgeführt. Diese Ballets sind die Resultate der ganzen modernen Üppigkeit und pflegen diese auf eine ganz gewiß sehr verderbliche Weise. Dreiundzwanzig Vorstellungen bei überfülltem Opernhause haben schon stattgefunden, und die Lust daran wird mit der doppelten Zahl lange nicht befriedigt sein. Es ist dies sehr bedenklich, und doch dürfte man dieser bloß sinnlichen Schöpfungskraft der gestaltenden Kunst kaum hinderlich werden. Auch diese muß bis an ihre Endpunkte auslaufen. Man verweist aus den Bildergalerien mit gutem Rechte die üppigen Bilder nicht und die üppigen Gedichte nicht aus der Literatur. Wo so viel Erfindungskraft, Grazie und Humor zutage kommt wie in diesen Ballets, haben sie ihren Platz unter alledem in dem erstaunlichen Luxustreiben großer Städte, wie so vieles andere.

Den 12. von 1/2 11 bis 4 Uhr konferiert. Bei der Diskussion über das „Theater-Archiv" [das offizielle Geschäftsblatt des Deutschen Bühnen-Vereins, 1858 be-

gründet] gerieten Hülsen und Dingelstedt bedenklich an einander. Im Gegenstande war ich mit Dingelstedt zusammen, gegen die dramaturgischen Artikel protestierend und allerdings auf Grund der Dresdner Beschlüsse, die Hülsen überschritten hat. Aber Dingelstedt in seinem Bemühen, den Boden unter Hülsens Füßen zu lockern, rückte ihm diese unbefugte Überschreitung so immer wieder und in seiner gehässigen Weise vor, daß ich sehr entschieden für Hülsens gute Meinung bei seinem Tun eintrat, im bedenklichsten Momente des Streites geradehin die Versammlung aufforderte durch Aufstehen sich für Herrn von Hülsen zu entscheiden, was denn auch mit einem einzigen imponierenden Ruck geschah, wodurch Dingelstedt vollständig isoliert und desavouiert war. Es war eine Art von Theatercoup, den ich ausführte, aber er war von glänzender Wirkung, Hülsen dankte mir nachher und abends wieder mit großer Wärme, und alle Mitglieder zeigten mir ihren Beifall, um so mehr, als ich gleich darauf durch eine milde Fassung einer Abstimmung das erreichte, was wir wollen, die Einschränkung der Klugschwätzerei in unserem Blatte. Ich bin der Älteste in der Versammlung, und man gibt etwas auf meine Erfahrung, so kann ich der Sache hier manches Gute tun. Zur Ehrenrettung des Vereins haben wir auch eine Revision des Haaseschen Rechtsstreits zwischen München und Frankfurt beschlossen, auf Dingelstedts Antrag, was ihm zu danken ist.

Darauf ging's in „Witwe des Agis“ [Tragödie in drei Akten v. Wilh. Jordan]. Dies Verserezitieren macht sich für die hiesige Manier noch am besten, Frl. Fuhr aber ist ein viel zu kleinliches und ohnmächtiges Talent für solche Aufgabe. Nach einem Akte hinausgefahren in Wallners Theater, ein kleines Lustspiel „Er soll Dein Herr sein“ [von G. v. Moser] wurde sehr hübsch von [Karl Josef] Mittell,

Frl. Wollenberg und [Friedr. Wilh.] Keller gespielt, dann hatte ich meine beste Lust an Helmerding als „gebildetem Hausknecht". Das ist ein ganz exzellenter Mensch, der den größten Komikern im Lokalgenre beizuzählen ist. So lebensvoll, so voll komischer Offenbarungen, möchte ich sagen, man sieht ganze Gattungen von drolligen Menschen vor sich und doch wieder so präzis, ein einziges Individuum. Da ich nun mit den Herren zurückfuhr, so konnte ich nicht umhin, mit ihnen noch bis nach 11 Uhr zusammenzubleiben. Die Spannung zwischen Hülsen und Dingelstedt ist peinlich, im allgemeinen kommt auch nicht viel bei diesem Zusammensein in der Kneipe heraus. Hie und da orientiert man sich freilich über Personen und Dinge ... Ade, mein liebes Herz, es ist halb 11 Uhr, die Konferenz fängt an.

Dein Eduard.

Therese an Eduard. Karlsruhe, den 14. März.

Nun mußt Du doch noch heran. Nämlich nicht bloß die Eitelkeit Deiner Frau, sondern all Deiner hiesigen Freunde ist sehr verletzt, daß man hier gar nichts von Dir hört. Krönlein [„Karlsruher Zeitung"] hatte einmal angekündigt, daß der Direktor Ed. Devrient abgereist sei. Später wieder, daß der Direktor Ed. Devrient über Jena reisen, dort lesen würde. Dann, daß er dem Vernehmen nach schon einige Tage vor den Konferenzen in Berlin eintreffen würde. Kurz der gute Kerl behandelte Dich wie die Kaiserin von Rußland! Man war aufmerksam gemacht, und nun kam nichts weiter. Das sieht schlecht aus. Die Freunde, denen wir von Dir erzählten, auch Stückchen Deines Briefes mitteilten, schrien gleich: „Das muß in die Zeitungen, das müssen die Karlsruher hören", uns wäre es nun besonders um des Großherzogs willen

sehr lieb gewesen, wenn Du nach der Ohnmacht [Eduards im Schlosse] nicht so verschollen wärest. Du wirst nach alledem nun wieder auf meine Eitelkeit und Äußerlichkeit schelten, und doch, versichere ich Dich, habe ich weniger teil an diesem Briefe als Lore und Georg und alle Bekannten. Ich nehme mir den besten Teil von meinem „berühmten" Manne still für mich. [Regisseur Karl] Fischer war gestern bei uns, doch auch einmal etwas von Dir zu hören, es ginge alles „glatt weg", nur daß Hauser noch nicht singen kann, und viele Fremde vergebens am Sonntag [zum „Hans Heiling"] herübergekommen wären. Nun leb wohl, Du lieber Mann; viele Grüße von uns allen ... Eben kam ein Brief von Allwine mit einer Einlage von ihrer Schwägerin [Wilhelmine, Gattin des Buchhändlers Friedr. Joh. Frommann] aus Jena, so lieb, so treu und gut, dabei ist der Brief ihrer Schwägerin über Dein Lesen und Dein ganzes Wesen und Benehmen dabei so fein weiblich und so entzückend für mich, daß ich der guten Allwine wenigstens auf der Stelle danken muß. Du Lieber, wie hat die liebenswürdige Frau Dein Bild so deutlich vor meine Seele geführt. —

Eduard an Therese. Berlin, 14. März 1859.

Guten Morgen, liebes Herz! Seit drei Regentagen scheint heut wieder einmal die Sonne und ruft zu einem neuen Arbeitstage. Gestern haben wir von 11 bis 2 Uhr unsere allgemeinen Konferenzen geschlossen. Die Aussichten sind gut: wenn uns die Regierungen unterstützen, kann Deutschlands Theaterwesen eine gedeihliche Organisation erhalten, wie kein anderes Land sie hat ... Am Abend hörte ich Tauberts „Macbeth". Wenn schon der Musik der recht durchgreifende Reiz der Erfindung und besonders der Wirkungsgruppierung mangelt, so würde die Oper den-

noch gewiß ihren Weg machen, wenn sie nicht das Shakespearische Gedicht enthielte, das mit seinem Wortausdruck und Gliederung uns immerwährend zur Vergleichung aufforderte und uns bedauern ließe, daß wir nicht den unverfälschten Dichter vor uns haben. So ernst es Taubert mit seiner Musik meint, so kommt sie doch immer wie ein Spiel heraus, das mit des großen Dichters Motiven und Worten getrieben ist. Bei den Hexen ist entschieden gefehlt, die hätten sich durch musikalische Wirkungen schaurig genug machen lassen; sie klingen überall zu vergnügt. Die Wagner-Jachmann, [Johanna, Nichte Rich. Wagners] singt sehr schön, die Nachtwandlerszene ist in Komposition und Ausführung ganz zu loben, aber gegen die Szene der Tragödie ist sie eben doch opernhaft. Die Szenerie war mit Talent und Verstand geordnet und bei diesen kolossalen Mitteln imponierend ... Deinen Brief, mein Herz, habe ich gestern erhalten und bin über Dich beruhigt. Beruhigt Euch nur auch über die Reklame meiner Taten und Schicksale. Über die Jenenser Vorgänge wollte Fischer in der „Allgemeinen Zeitung“ referieren, ich fürchte, das wird nur allzu pomphaft geschehen, von den hiesigen Resultaten wird Dingelstedt schreiben. Daß ich die Finger davon lasse, ist jedenfalls angemessen.

... Im Friedrich-Wilhelmstädter Theater ein Stück der Wiener Parodie von „Tannhäuser“ genossen. In der Musik sind talentvolle Züge, im übrigen kann man dergleichen doch nicht über zehn Minuten vertragen. Ich hörte im Opernhaus noch die zweite Hälfte von „Cosi fan tutte“, von Dorn schläfrig dirigiert, von dem Personal ohne Grazie und Lebhaftigkeit gegeben. So kann die Oper freilich keine Wirkung machen. Den Rest des Abends bis Mitternacht nahm ein Zauberfest ein, das Direktor Wallner im ‚Viktoriahotel‘ gab. Eine Gesellschaft

von gegen 100 Personen, von den ersten Staatsbeamten bis zu den jüdischen Zeitungskläffern und geringen Schauspielern seiner Gesellschaft herab. Meine Absicht, mich bald zu entfernen, wurde vereitelt, da Wallners Frau mich zu Tisch führte, und die Birch-[Pfeiffer] mir zur andern Seite gesetzt wurde. Welch eine Üppigkeit in dieser Stadt! Diese prachtvollen Lokale überall, der Tafelluxus! Unter 300 Reichstalern ist dies Fest nicht bezahlt, und das wird auf Konto der Geschäftsunkosten geschrieben, denn auf Hebung des Direktionsvorteils war das Ganze zweifellos angelegt. Es wurden witzige Reden gehalten von dem Schauspieler [Anton] Ascher und dem Herausgeber des „Kladderadatsch" [seit 1849: Ernst Dohm]. Adami, der Redakteur unseres Archives, verständigte sich mit mir über das Blatt, viel fügsamer, als Hülsen hatte fürchten lassen. Gestern, den 15., nun ging ich mit Albert [Wagner] zu dem Professor Fischer, der ein kleines Modell zu einem Standbilde für Mendelssohn vorbereitet. Gegen die elegante und straffe Stellung der Figur sagte ich dem Bildhauer, was ihm lieb zu erfahren war. Er sprach sein Bedauern aus, daß solche lebendige Auffassungen, wie sie dramatischen Künstlern eigen sei, den bildenden Künsten so wenig zugut kämen und bezog sich auf meine Vorschläge in der Reformschrift, die er als heilsam pries. Den Prinzen Wilhelm [den späteren Kaiser Wilhelm I.] gelingt mir's nicht zu treffen. Mit Döring wollte ich nur kurz — nachdem ich mich Hülsen empfohlen — seine Gastspielangelegenheit besprechen, er überfiel mich aber wieder mit seinen Rasereien über die hiesigen Theaterverhältnisse, der Unkenntnis und Brutalität Hülsens und der Beschwerde, daß ich durch die Aufstellung meiner Prinzipien ihn noch verhärte und durch mein Lob seiner Energie und Ausdauer ihm Kredit verschaffe. Er schwadronierte mich fast um und

um ... Den Abend bei Werder zugebracht, abgenutzt, verstimmt, totmüde. Nun mußte ich die ausführliche Relation seiner Universitätsangelegenheit, Mitteilung seiner Beschwerdeschriften usw. vernehmen. Das hat ihn den Winter über ganz eingenommen. Veit meint auch, es geschehe ihm unrecht. Mir aber bleibt es doch auffallend und bedenklich, daß unter vier verschiedenen Ministerien die ausgesprochenste Begünstigung zweier Regenten ihm nicht verschaffen konnte, was er will und anzusprechen das Recht zu haben glaubt. Über den „Columbus" konnten wir uns auch nicht einigen, d. h. ich ließ mich nicht auf Streit ein, sondern nahm seine Ansicht und seine Wünsche in Überlegung. Ein lieber, lieber, aber schwächlicher Mensch. Er drang zum Abschiede in mich, aus dem Wust der abnützenden Arbeit mein Selbst oder vielmehr das Frohwerden meiner selbst mehr herauszuretten. Was wünsche ich denn anderes? Aber könnte ich, dürfte ich mich solchen Anstrengungen, wie die der hier verlebten Woche, wohl entziehen? Ich war hier wirklich unentbehrlich, ganz so, wie meine Konferenz-Kollegen es sagen.

Nun will ich sehen, fortzukommen ... Ade, mein süßes Herz, grüße die Unsrigen. Dein Eduard.

Weimar, den 18. März 1859.

So wäre die letzte Station der Reise erreicht und zu dem letzten Geschäfte. Du wirst, mein Hämchen, meinen letzten Brief aus Berlin vom Mittwoch erhalten haben. Gegen Abend reiste ich ab und kam um Mitternacht nach Braunschweig. Donnerstag ließ ich mir den Schauspieler [Eduard] Nebe holen, einen meiner warmen Anhänger, ging mit ihm durch die überaus anziehende alte Stadt, sah die Lessingstatue [Eduard hatte sie in Rietschels Werkstatt

entstehen gesehen], die sich in Erz vortrefflich ausnimmt. Vielleicht das schönste deutsche Monument. Ich machte meine Besuche beim Intendanten, bei Direktor [Eduard] Schütz, der eigentlich nichts als Schauspiel-Regisseur ist. [Julius] Berch t war bis zu Tränen erschüttert, als er mich sah, und seine Frau [Karoline B.] aufs äußerste erfreut. Sie haben schöne Kinder und sind glücklich. [Robert] Griepenkerl traf ich unterwegs, ging mit ihm zurück und machte ihn durch meine herausgeforderten Ausstellungen in den stolzen Erwartungen von seinem Stücke [„Auf der hohen Rast"] sichtlich irre ... Ich sah dann noch die Grundmauern zum Neubau des Theaters, das jetzige ist eine Bude. In der Loge des Intendanten von Münchhausen sah ich eines der Ballette, um derentwillen der Herzog sein Theater oder vielmehr seinen Harem hält. Der Wiesbadener Intendant war auch da und hielt Musterung über vier bis fünf junge Tänzerinnen, die ihm Münchhausen zu Kauf stellte, der Herzog mag sie nicht. Vollständige Türkei, die Mädchen standen aufrangiert wie auf dem Sklavenmarkte, und der Intendant Münchhausen raunte dem Käufer zu, wie jung diese oder jene sei, machte ihn hier auf die Taille, dort auf das schön gebaute Bein aufmerksam, empfahl an der einen das italienische, an der andern das ungarische Blut. Er bot mir auch davon an. Zu solchen Ämtern haben sich von jeher an allen Höfen Edelleute gefunden. Und dieser Münchhausen ist eigentlich eine gute Haut, der mir mit gemütlichem Lächeln breite Auskunft über allerlei Beziehungen — die freilich öffentliche sind — gab. Heute früh ging's über Magdeburg und Halle hierher, gegen neun Stunden bis ½5 Uhr. Ich habe mich gemeldet, aber noch niemand getroffen als Professor Biedermann auf der Straße ...

Sonnabend, den 19. März 1859. So weit hatte ich gestern geschrieben und dachte daran, mich mit den Hühnern

zu Bett zu begeben, als ein Kammerhusar waffenrasselnd eintrat. Ich kann die Kerle hier nie sehen, ohne daran zu denken, daß Goethe den Jenenser Studenten im Theater immer mit ihnen drohte. Dieser brachte denn auch das gutgemeinte Schrecknis einer Einladung zum Hofballe ... So mußte ich mich denn rasch kleiden, Hut und Degen für einen preußischen Taler mieten und ins Schloß wandern. Man war sehr freundlich. Die alte Großfürstin, die unhörbar spricht, die Großherzogin, der Großherzog in seiner sinnenden Miene, der Oberhofmarschall, die andern Herrn, alle sehr liebenswürdig. Ich traf Frommann, der zum Landtage hier ist, einen gelahrten Hofrat [Gymn.-Professor E. W. Weber], der eine Weimarische Theatergeschichte schreibt usw. Es war ganz gut da, und wir verabredeten, was morgen [bei Hofe] geschehen soll: Nach dem Tee II. Akt von „Tasso", dann Souper, dann ein Holberg, ich weiß noch nicht welchen. Meinst Du nicht, daß das angemessen sein wird? Die Nacht war schrecklich tumultarisch, wir Alten stahlen uns um Mitternacht fort — ein Hofrat Marshall, Sekretär der Großherzogin, ist mir sehr gefällig — aber die Blüte des preußischen Adels rasete um 2 Uhr ins Haus herein und tobte ein paar Stunden drin umher, bis sie mit dem 5-Uhr-Zuge wieder abreisten. Nun habe ich Besuch von Biedermann gehabt, der mich zu Tische lud, und dem ich für unser Theatergesetz zu schreiben empfohlen. Gestern abend habe ich dem Großherzog und dem Minister von Watzdorf davon gesagt. Dafür muß heftig geworben werden. Um 11 Uhr holte mich Hofrat Marshall ab zu den Schwindschen Bildern von den sieben Raben. Kuno Fischer hat telegraphisch nach mir gefragt, will herüberkommen. Bei Liszt zu wohnen, hatte ich halb und halb versprochen, es ist indes in jeder Hinsicht besser, daß ich es unterlasse. Nun also steht mein Rückreiseplan dahin:

Morgen mit dem Mittagszug nach Frankfurt, Montag mit dem Schnellzuge nach Karlsruhe. Verkündigt mich zum Dienstage, damit ich Eurer recht froh werden kann. Es ist so lange, lange Zeit, daß ich mein kleines, steinaltes Hämchen nicht gesehen habe, nach dem ich mich wie ein Bräutigam sehne. Laßt mich Euch wohlauf finden. Ade mein liebes Herz!

Dein Eduard.



Eduard Devrient In den Sechzigerjahren

1860

Eduard Devrient war in die Kommission zur Erteilung des Schillerpreises gewählt worden. Im März 1860 mußte er zur Sitzung nach Berlin reisen. Er verband die Fahrt wieder mit einer Umschau in Theatergeschäften in Weimar und Leipzig und mit der Reise zur Versammlung des Bühnenvereins in Dresden. Die Geburt des ersten Enkels rief nach dem fernen Danzig zu Felix. Otto verlangte wegen ungenügender Beschäftigung von Stuttgart fort. Intendant v. Hülsen hatte ihm Gastspiel zum Engagement am Berliner Kgl. Schauspielhause angeboten. Eduard versprach sich freilich mehr Förderung für Ottos Kunstentwicklung von Weimar unter Dingelstedt.

Eduard an Therese. Leipzig, 13. März 1860.

Gestern früh 10 Uhr von Weimar abgereist, unterwegs in Freytags Buche [Bilder a. d. d. Vergangenheit] gelesen, das überaus interessant ist, aber in der Schreibart ungewiß, für welche Leser es bestimmt ist. Es wäre besser, er hätte an Leserinnen dabei gedacht, dann schreibt man mit richtig gemessener Popularität. Was er von Luther sagt, ist sehr schön gedacht, aber es ist zu sehr Rekapitulation. Übersicht, Kritik, zu wenig lebendige Tatsache für dies Buch; doch charakterisiert er Wesen und Zeitstimmung der Refor-

mation sehr treffend. Nach Tisch war ich bei Freytag, der soeben von Dresden und der ersten Aufführung der „Fabier" zurückgekommen war. Das Stück scheint eine kalt achtungsvolle Aufnahme gefunden zu haben, wie es auch in der Natur des Werkes liegt; das nimmt seiner Bedeutung nichts. Wir sprachen viel von dem Stücke, von der Aufführung, von Abkürzungen und Änderungen.*) Dann ging ich ins Theater, das überfüllt war und mir nur einen Stehplatz gönnte, den ich obenein zirka $^3/_4$ Stunden lang behaupten mußte, bis die Vorstellung**) begann. So weiß ich doch auch einmal wieder, wie den Leuten zumut ist, deren Gedränge im Parterre wir so oft behaglich aus unserer Loge zusehen. Emil entsetzte mich im ersten Akte durch die geschmackloseste Komödianterei, mit welcher er den verzogenen, vornehmen jungen Mann bis zum dummen Jungen, ja zum Berliner Straßenjungen herabdrückte, mit dem gelegentlichen dummen Lachen, das an Gerns [Berliner Schauspieler] hohles Grunzen erinnerte. Abscheulich! Auch war in Behandlung des Textes, in Wiederholungen, Breittretungen, Zusätzen die widrigste Komödiantenprätension, die auch offenbar nicht gefiel. Aber auch hier schon war eine Sicherheit und Geschicklichkeit in der Mache, deren Beobachtung ich unserem Otto dringend wünsche. Dies Verdienst stieg im Verlaufe des Stückes, so daß überall, wo die Rolle und die Wirkungen auf das Publikum leicht sind, die widrige Übertreibung, überall wo die schwierigen Übergänge der Rolle in den Ernst, in die Selbsterkenntnis und Überwindung eintreten, das Spiel durchaus meisterhaft und musterhaft war. Und er hatte sich diese Übergänge gerade durch die

---

*) Vrgl. Briefwechsel zwischen beiden a. a. O.

**) Gastspiel Emil Devrients als Paul im „Majoratserben" von der Prinzessin Amalie von Sachsen. „Ich will mir die Rolle doch nun mit Ottos Augen ansehen", hatte Eduard vorher geschrieben.

Übertreibungen der drolligen Hälfte der Rolle um so schwieriger gemacht. Wir haben jetzt kaum einen Schauspieler, von dem — abgesehen von jenen komödiantischen Zutaten — ein Kunstjünger so viel lernen könnte. Die Sprache korrekt, er wieder der einzige immer Verständliche unter allen Mitspielern, die Rolle mit so viel richtiger Berechnung in ihren Wirkungen zerlegt, kein Moment, kein Wort, kein Akzent unbenutzt, alles effektvoll pointiert, der Wechsel der Seelenstimmungen überaus präzis ausgedrückt, so daß die Sympathie des Zuschauers nicht einen Augenblick ungewiß wird oder ihn verläßt, und alles wohl verbunden, in lebendiger und anmutiger Erscheinung. Überall freilich, wo das Publikum applaudieren soll, maniriert und affektiert, dicht neben dem richtigsten Ebenmaße. Es gibt keinen Künstler, vor dem man so dringend warnen, und den man zum Studium so dringend empfehlen muß. Ich will zu Ostern mit Otto die Rolle durchgehen. Aber ein Theaterwunder bleibt es doch, wie der 56jährige jugendliche Liebhaber mit hundertmal gespielten kleinen Stücken überall die Theater, bei geräumtem Orchester, überfüllt, es ist beispiellos in der Kunstgeschichte. Aber das Gesicht sieht schrecklich aus in seiner bemalten Öde . . .

Den 14ten. Ich war vormittags bei Julian Schmidt, und in literarischen Debatten kam die Zeit heran, daß wir zusammen zu Freytag zu Tisch gingen. Die Frau Freytags ist im Verkehr ohne Prätension, aber nach Tisch verschwand sie mit ihrem Sohn wieder in ihren Gemächern. Alle diese mißheirateten vornehmen Damen kommen nach einigen Jahren, in denen die frische Ehe sie zum Stand und Lebenskreise des Mannes stellte, auf die Erinnerungen ihrer erhabenen Bluteigenschaft zurück. Wir setzten uns dann im Zigarrendampf zusammen und richteten Literatur, Theater, Staat und Kirche und äußere Politik Deutschlands

ein. Die Resultate waren überall Klage, Bedauern, Aussichtslosigkeit. Merkwürdig aber ist, daß man trotz aller Gewalt und Verbreitung der Presse heutzutage von dem Konkordatskriege im Süden hier nur vom oberflächlichen Hörensagen weiß. So sehr geschieden leben Süd und Nord in Deutschland. Die Publizisten hier schelten auf die Badenser, daß sie ihre Angelegenheiten nicht dem Norden in guten Korrespondenzartikeln zutragen, ich schalt sie, daß sie sich nicht eifrig um eine der wichtigsten Entscheidungen in einer der wichtigsten Lebensfragen der Nation bekümmern. Die künftige christliche Kirche, die enorme Schwierigkeit, allgemeine Bekenntnisformen neu zu finden, beschäftigte uns lange. Freytag ist ein überaus reifer und klarer Kopf, und alle seine Gedanken nehmen ihren berichtigenden Durchgang durch das Gemüt bei ihm. Er ist doch einer der bedeutendsten Männer unserer Zeit. — Zwei Akte von „Santa Chiara" [von der Birch-Pfeiffer] hörte ich noch, neben Emil sitzend, den ich morgens besucht hatte und das Gespräch mit Theatergeschäften unterhalten. Er hatte mir einen jugendlichen Liebhaber in Magdeburg empfohlen, [Anton] Roll, über den wir noch Näheres abends zu verabreden hatten ... Im ganzen war die Vorstellung bei kleinem Raume und kleinen Mitteln gut ausgestattet und arrangiert, der Regisseur Wohlstadt wird gelobt. Heut war ich soeben schon bei Rietz, der schon beim Einpacken ist, um die Kapellmeisterstelle in Dresden zu beziehen. Gott helfe ihm! ... Es schlägt 10 Uhr, ich schließe, mein Koffer ist auch geschlossen. Ade, mein liebes Herz. Dein Eduard Dt.

Berlin, den 15. März 1860. ‚Hotel Brandenburg'.

In Leipzig hatte, nach Abgang meines Briefes, Freytag mich wieder besucht und zum Abend eingeladen, was ich nur zweifelhaft annehmen konnte. Dann hatte ich den

Theaterdirektor Wirsing besucht, einen durchtriebenen Sachsen, mit dem von Engagements gesprochen wurde, dann war ich lange in einer großen Seidenhandlung und habe eine Menge Stoffe [für das Theater] sehr wohlfeil gekauft und mich von vielem unterrichtet. Im Gasthofe gegessen, dann beim Buchhändler J. J. Weber, dem ich das Verständnis über den Debit der Schrift [über das Passionsspiel] in Ammergau erst eröffnen mußte, auch erst über eine neue Auflage der Kunstgeschichte einiges Licht aufstecken. Er ist indolent. Bei Freytags nahm ich Abschied, obschon sie meinetwegen abends Gesellschaft geladen hatten, und das Gespräch mit ihm mir sehr lieb ist, ich sah ein, ich durfte einen halben Tag nicht daran setzen, und hier hat der eine Tag mich belehrt, daß ich für Berlin keinesfalls Zeit genug habe. Einen Tag lang bin ich schon durch die Stadt gehetzt... Besprechungen auf dem Perseverantiabureau [Altersversorgungskasse für Schauspieler] hielten mich lange auf, die Leute bringen wenig zustande, auf honettem Wege richtet man nichts aus, da Bühnenvorstände, Künstler, Autoren, alle lieber Schleichwege gehen, und sie gehen alle von der Überzeugung aus, das Theaterleben erfordere dies, und übersehen, daß sie selbst dadurch die Dinge schlimm machen. Ich verzweifle an aller Reform unserer deutschen Theaterzustände und nur, weil der gute Wille, zu bessern, nirgends Energie und Ausdauer zeigt... Nun ging ich zu Werder, fand Deinen Brief — ich schreibe absichtlich nicht „lieben Brief", aber sehr lieb war er mir, hätte ich ihn nur genießen können. Die nächsten Reden und Antworten aber warfen mich in die peinlichste Unannehmlichkeit. Denke Dir: er besteht auf der Konkurrenz des „Columbus" um den [Schiller-] Preis; das Werk sei jetzt erst in der Literatur erschienen, die Aufführung 1842 habe nur einen ersten Versuch mit dem Stoffe bezeichnet, das Stück jetzt habe mit dem früheren

nichts als den Stoff gemein. Der Preis käme ihm zu, seit Schiller sei nichts in der dramatischen Literatur erschienen, was mit dem „Columbus" zu vergleichen wäre; wenn die Kommission ihre Pflicht tue, so wisse er, was sie zu tun habe. Im ersten Schrecken über diesen Irrsinn dachte ich sogleich daran, daß Du ihn richtig voraus gefürchtet hattest. Ich habe nur wenig erwidert, um meinen Standpunkt zu bezeichnen. [Heinrich] Hotho aber hat die Sache verschleppt und flau behandelt, da er Werders Anspruch kannte und mir auf meine Ansicht über die Nichtberechtigung des „Columbus" zur Konkurrenz gar nichts mitgeteilt hat. Wenn ich gewußt hätte, was ich heut weiß, hätte ich die Berufung zur Kommission nicht angenommen. — Fiedler kam herauf, es wurde von Werders Vorlesungen über die dramatische Poesie gesprochen, die mit 30 Zuhörern angefangen und heut mit 300 schließen sollen, sie seien von großem Erfolge. Werder bestand darauf, ich soll diese letzte heut nicht hören, ich werde, da ich die früheren nicht kenne, manches falsch beurteilen, er wolle sie mir einmal ganz vorlesen. Warum er mich nicht haben wollte, ist mir nicht ganz klar, genug, ich sagte ihm zu wegzubleiben, obschon ich nun merkte, daß er nun wieder bedauerte, daß ich nicht hinginge. — Hotho suchte ich sofort auf dem Kupferstichkabinett auf. Welch ein zusammengetrocknetes altes Männchen ist Henry Hotho geworden, den ich so deutlich noch mit der Schulmappe vor mir sehe. Er drehte sich um die „Columbus"-Frage herum, mit allerlei Bedingnissen und Vorbehalten, um nur mit der Überzeugung nicht herauszugehen. Er sprach genau wie eine Schleinitzsche Note. Er ist deutlich genug meiner Meinung und trieb mich an, sie in der Sitzung geltend zu machen, welche er auf Montag anberaumt. Ich wollte, ich wäre davon. Diese Angelegenheit sieht so charakterlos preußisch aus, wie alles, was jetzt hier geschieht. Ich werde

mir meine Position sehr knapp gemessen nehmen, der Wahrheit nichts vergeben, aber auch nicht die Kastanien für die Herren aus dem Feuer holen. Das Neue Museum hat in seinem Reichtum etwas Überstürzendes, beim bloßen Durchgehen dieser Räume fällt der Schönheitssegen wie Lasten auf einen nieder. — Es war 3 Uhr vorbei, ich suchte in der Nähe ein Mittagessen, in der neuen Friedrichstraße, nahe dem Hause, wo Du mit Deiner Familie im Winter gewohnt, wanderte dann meinen alten Bräutigamsweg durch die Rosenthaler- und Schönhauserstraße in beinahe vierzig Jahre alten Erinnerungen zu [Schwager] Wagners hinaus ... Von dort zum Viktoriatheater. Ein Prachtbau in den größten, reichsten Verhältnissen angelegt, ja mit der verschwenderischen Marotte, zwei Zuschauerräume zu bauen. Hier ist kein Raum, Dir eine Beschreibung zu geben. Den Direktor [Julius] Cornet sprach ich, der mir die Bühne zeigte und die Art, wie man sich den Plan ausführbar denkt, die Bühne durch eine gepolsterte Wand Sonntags zu halbieren und hinten und vornen vor beiden Zuschauerräumen zugleich zu spielen. Das sind die Fortschritte der deutschen Bühnenkunst, dazu hat die Krone große Summen hergegeben, wovon man für einen guten Zweck der Kunstförderung nicht den geringsten Teil erlangen würde. Cornet ergoß sich in seiner Schimpfweise noch über den Berliner Geist, der dem seinigen nur allzu ähnlich ist, über die Agenten usw. — Ich fuhr nach dem Schauspielhause, sah noch einige Akte von „Narziß“ [von Brachvogel]. Es ist doch viel gutes Talent hier und welche reichen Mittel! Die gute Hoppé [Clara, geb. Stich] ohne Charakteristik als Pompadour, Fräulein [Therese] Döllinger als Quinault beinah gut, wenigstens besser als die Fuhr, aber gar zu theatralisch. Wie mußte ich der reinen und natürlichen Begeisterung unserer [Johanna] Lange gedenken. [Ludwig] Dessoir

spielte den Narziß sehr wirksam, aber zu jüdisch, d. h. mit demselben breitspurigen, anmaßenden und anmutlosen Ton, den ich noch an allen jüdischen Schauspielern wahrgenommen, oder wodurch sie sich vielmehr familienhaft kenntlich machen. Jerrmann, Rott, Dessoir, Dawison, ja selbst Hock stimmen, wie Brüder, denselben Ton, dieselbe Manier an. Woher kommt es, daß die Juden, deren Herz doch besonders gefühlvoll und empfindsam hingebend ist, den wahren Ausdruck des Gefühls auf der Bühne nicht rein haben, immer gebrochen durch Ironie? — doch aus der Stellung ihres Stammes. Persönliche Anmut haben sie nie, und so spielte Dessoir die anziehende Melancholie des Charakters gar nicht, nur den Hohn, den Grimm und eine gewisse saloppe Manier der Weltverachtung. Alle Gefühlsübergänge waren öde, prätensiös theatralisch, keine Innigkeit. Der Kerl da war mehr eine merkwürdige Spezies, als daß man ihn bedauerte und Sympathie für ihn fühlte; man begreift so die Hinneigung der Quinault gar nicht. Er erinnerte mich stets an Auerbachs Unlieblichkeit. Wie viel poetischer erscheint die Gestalt bei [dem Karlsruher] Lange, obschon Dessoir einige viel herausforderndere, brillantere Momente hat. Aber lernen kann man von Dessoir in der Mache. Berndal spielt Choiseul mit wirklicher Vornehmheit, nur etwas zu kurz und spitz, das brauchte Otto nicht erst zu lernen, lieber sich an Dessoirs breiten Vortrag halten . . .

Nun tausend Herzensgrüße, mein armes, lahmes Hämchen, grüße die Kinder und Leonore. Wann ist der Geburtstag? Den 2. April, nicht wahr? Dein Eduard.

Berlin, den 16. März, 1860, abends.

Heute habe ich den Dichter [Hans] Köster besucht, der, wie er sagte, indessen Abänderungen seines ‚Hermann' nach Karlsruhe gesandt hat, ein etwas isolierter Mann,

unergiebig. Dann besuchte ich die Birch und die Crelinger, beide rieten entschieden dazu, Otto herzuschicken, es werde so viel gespielt und so in den Rollenfächern durcheinander, daß für einen jungen Mann vielfältigste Gelegenheit vorhanden sei. Wie ich die Dinge übersehe, ist das auch so. Um 3 Uhr bei Veits mit Werder und Allwine. Veit ist sehr mutlos über die Staatszustände, er kam aus einer ohne Not stürmischen Kammersitzung. Vom Konkordat*) erzählte ich, und nach Tisch war von dem neuen Militärgesetz die Rede, wobei, ohne daß ich natürlich wollte oder vermutete, der preußische Hochmut gegenüber Süddeutschland angestoßen wurde, und nun besonders Werder so unleidlich heftig wurde, daß ich mich auch verleiten ließ ihm sehr scharf zu entgegnen. Das ist mir nun, nach dem gestern Vorhergegangenen doppelt unangenehm und verdrießlich. Man sollte die feindselige Unbedingtheit, in die er sich hineingelebt hat, als eine Krankheit schonen. Es ist mir sehr fatal. Im Theater sah ich „das Tagebuch", [Lustspiel v. E. v. Bauernfeld] darin [Karl] Porth als Offizier, sehr unvollkommen, etwas Schmalholzisch. Die schöne Frau [Marie] Kierschner recht artig. Dann gab man ein französisches Lustspiel „die Scheidung", das allerdings einige hübsche und pikante Situationen hat, aber ein widriges Spiel mit der Ehe treibt. Frau [Auguste] Formes spielte gewandt und mit Geist, Liedtke — der unbedingt beliebte Mann — ist und bleibt trocken, und seine tiefe, knarrende Stimme hat gar keine Anmut. Karlowa sagte nur seine Rolle rasch her, ganz ohne

*) Die badische Regierung hatte mit dem Papste am 28. Juni 1859 das Konkordat geschlossen, ein Moment der politischen und kirchlichen Reaktionszeit; es wurde von der zweiten badischen Kammer in stürmischen Sitzungen verworfen und durch Großherzoglichen Erlaß vom Jahre 1860 wieder aufgehoben, das Verhältnis des Staates zur katholischen Kirche wurde auf dem Wege der Staatsgesetzgebung geregelt: ein Vorbote des preußischen Kulturkampfes unter Bismarck.

Leben und Geist und ohne Ahnung von den vielen Pointen der Situation. Nun will ich schlafen gehen, es ist halb elf. Ich bin verstimmt und wollte, ich wäre bei Dir. Diese Stellung zu Werder peinigt mich sehr, wenn ich nicht so bestimmt im Rechte und er im Unrecht wäre, so wäre viel leichter zu helfen. Ich überdenke, wie die Angelegenheit sich wenden dürfte, sobald die Kommission nur die Konkurrenz des „Columbus" für zulässig erklärt hätte, dann ginge es auf die im Statut vorgesehene Teilung des Preises hinaus. Immer aber werde ich eine der abfälligen Stimmen geben müssen, und er wird das recht gut wissen. Du weißt, daß der Wert seiner Freundschaft von mir nicht als sehr zuverlässig angeschlagen wird, doch tut es weh, im Alter noch jemand verlieren zu sollen. Ich habe mir den „Columbus" von 1842 noch einmal geben lassen und sehe ihn morgen früh des Vergleiches wegen durch. Gute Nacht, mein Herz!

Sonnabend, den 17. Guten Morgen, Hämchen! Ich habe einen Akt von Kleins „Maria" gelesen, das auch auf die Preisliste gestellt ist; du guter Gott, das wird ein Rücksichts- und Gevatterwesen werden bei dieser Preisverteilung! Nun will ich wieder auf die Straße. Auf Mittag habe ich mich bei Tauberts angesagt. Ade!

Sonntag, 18. Der gestrige Tag war freundlicher. Ich war nach verschiedenen Geschäften im Theaterbureau, dann bei Rellstabs, wo es sehr freundlich und behaglich war, und bei Frau Mendelssohn, wo wir eine Zusammenkunft mit Droysen zur Besprechung der Mendelssohn-Brief-Herausgabe beredeten, und ich den Tod Fürsts erfuhr. Der ist vor fast einem Jahre schon erfolgt, und wir wußten es nicht. Sein Herzleiden hat ihm das Ende gebracht. Rund um uns her lichtet sich der Kreis aus unserm früheren Leben, ja, mein Hämchen, wir sind alte

Leute. Um 1 Uhr hörte ich auf der Opernbühne Frl. Ferlesi singen. Eine schöne junge Böhmin, Anfängerin, schöne Stimme, aber auch eine Art Mezzosopran. Es wächst jetzt gar nichts Anderes, die Baldamus sei auch kein eigentlicher Sopran, höre ich. Man muß es auch mit dieser versuchen. Kapellmeister Dorn ist ihr Lehrer, und er vermittelte die Unterhandlungen, das Mädchen benahm sich mit kaiserl. königl. Unbildung, aber lebhaft und schusselig. So kam ich erst um 2 Uhr zu Tauberts, wo wir am Tische mit vielen großen und kleinen Kindern bei Leberklößen und Pfannkuchen usw. recht kindisch lustig waren. Nun nach Haus, umgekleidet und zum Kultusminister von Bethmann-Hollweg. Eine weiche, eingehende, milde Natur, recht angenehm, aber für einen preußischen Kultusminister wenig verheißend. Da möchte man einen energischen Feuerkopf haben. Er ließ sich mancherlei von mir sagen über das Theater und seine jetzige nationale Stellung, über das von uns zu erbittende Theatergesetz, aber er denkt an ungefähre luftige Abhilfen und an die gewöhnlichen Vertröstungen auf die Dichter, klagte ungescheut über den vornehmen Geschmack an der Barbarei der Luxusballette usw. Auf Ladenbergs Standpunkt ist er lange, lange nicht. Nun in „Don Carlos“, wo ich noch zur Streitszene zwischen Alba und Carlos kam, also genug zu sehen hatte. Porth ist gut routiniert, aber weiter nichts, es fehlt Verstand, Gliederung, eigentliche Seelenmalerei dem Spiele. Ob er das jemals erlangen wird, ist nicht zu sagen, es wäre des Versuches wert, im Ganzen ist er mir doch lieber als unser Wilke. Er hatte viel Beifall, andere auch, die Vorstellung war sehr besucht, wie alle klassischen Stücke hier, die doch sehr viel [hier] gegeben werden. Aber Einsicht und Geschmack, kurz Urteil hat das Berliner Publikum gar nicht mehr. Bis auf die größere Reibung, die großstädtische Bewegung ist es keinen Deut mehr wert

als das Karlsruher. [Wilh.] Kaiser als Philipp II. hatte manch allgemein Verdienstliches in stiller geschlossener Haltung, aber er hätte jeden andern König vorstellen können, als gerade diesen, er hatte keine Individualität. Ich habe mir wieder die Rolle gestern dabei durchgespielt und bin fest überzeugt, daß der stille, verderbenschwangere, historische Charakter in dieser Rolle vollständig herauszuspielen ist. Aber alle Darsteller toben und wüten. Die gute Hoppé sang die Königin nach einer einzigen, langweilig komödiantischen Melodie. Eboli, Frl. Döllinger, ein Mädchen von Talent, sollte aber noch nicht, oder vielleicht nie in solche Aufgaben gestellt werden. Die Intendanz, in ihrer an sich lobenswerten Freiheit der Behandlung der Rollenfächer und Talente, würfelt sie, scheint es, manchmal zu willkürlich und versuchsweise auf gut Glück durcheinander. Posa wurde von [Herm.] Hendrichs gespielt, mit der unter allen falschen Manieren, diese Rolle zu spielen, falschesten. Hier war nicht einmal die begeisterte Idealität, die wesenlose, die man dem Charakter vorzuwerfen pflegt, Hendrichs spielte die Rolle wie ein studierter Deklamator, mit der sichern Salbung eines Philantropiepredigers, der in dieser Eigenschaft die Höfe bereist und gewohnt ist, alle Könige zu haranguieren. Es bringt ihn nichts aus der Fassung, er beherrscht jede Situation mit gleichgewichtiger Sicherheit. Ich habe meine Altersansicht von der Darstellung der Rolle Wort für Wort und Zug für Zug gestern abend an Hendrichs durchgespielt und mich überzeugt, daß von allem, was er zeigte, grade das Gegenteil das Richtige sein würde. Das ist das Hauptinteresse an der Rolle und eigentlich an dem Stücke, daß der unternehmende Schwärmer durch die Gunst des Momentes, in welchem er am Hofe erscheint, zu dem kühnsten Wagnis fortgerissen wird, und daß er unbesonnen, wie er hineinschwindelt, auch unbesonnen zugrunde

geht. Die antike tragische Moral „der Übel größtes ist die Unbesonnenheit“ ist auch die dieser Tragödie. Das ist der Reiz an der ganzen Verknüpfung der Handlung, das der des Posa-Charakters, daß er von Schritt zu Schritt zu immer gefahrvollerer Kühnheit fortgerissen wird, daß man ihn von Moment zu Moment auf dem Draht weiter gehen sieht, der über dem Abgrunde gespannt ist, daß man von seinem unternehmenden Feuer angesteckt, in angstvoller Sympathie ihn begleitet — so muß der Darsteller seine Zuschauer in Angst um sich erhalten. Posa denkt anfangs nichts, als sich des Prinzen zu bemächtigen, er ergreift schon das frevelhafte Mittel, seine frevelhafte Liebe zu benützen, mit dieser Verschuldung söhnt uns allenfalls und ein wenig sein Benehmen bei den Karthäusern aus. Seine Berufung zum Könige versetzt ihn in einen Rausch des Unternehmungsgeistes, den wir bis zu dem Grade steigen sehen, daß er beim Allmächtigen schwört; der König sei gut. Denke einmal an Werder, wie dem die Menschen, die er gerade braucht, zu Göttern werden und dann wieder zu Eseln und Teufeln, wenn sie nicht nützen; grade so exaltiert ist Posa — und diese Exaltation reißt den König auf eine Spanne Zeit mit fort, er glaubt einmal an Tugend, er hat solchen Menschen nie gesehen, das elektrisiert ihn, aber auch ohne den falschen Anschuldigungsbrief wäre es um Posa bald getan gewesen, der Rausch, mit dem er den König angesteckt, mußte bei diesem schnell verfliegen, das prahlerische Wort Posas „seine Alba sind nicht mehr“, bezeugt eben seine kurzsichtige Schwärmerei. Seine Alba bleiben stehen, er aber kommt und geht rasch vorüber. Darum schämt sich auch der König und läßt ihn ohne Verhör totschießen, und nachher quält ihn wieder die Beschämung, daß Posa klein von ihm gedacht habe. Es geht mit diesem Schwärmer ein Luftzug göttlicher Strömung durch die Hofluft von

Madrid. So müssen wir nun Posa von einer Unbesonnenheit zur andern forttaumeln sehen, seiner diplomatischen Berechnung überall zu viel vertrauend, weil es der Kalkül einer fanatischen Erregung ist. Der Monolog ist sehr entscheidend: „Wär's möglich? hätt' ich mich geirrt in ihm, finde ich Mißtrauen gegen seinen Freund?" Er möchte, wie alle egoistischen Spekulanten, daß Carlos nur seine Schachfigur wäre, keine selbständige Empfindung, keine eigenen Interessen hätte. Dann beschönigt er seine Verfahrungsweise mit Achselzucken, denn: „ich kann Dir's nicht ersparen usw." und vermißt sich wieder in seinem geistreichen Übermut: er wolle die Wetterwolke still an dem Schlafenden vorüberführen und ihm heitern Himmel beim Erwachen geben. Und darum will er nun Carlos, wie einen Schlafenden, ganz passiv machen, sich seiner unbedingt bemächtigen, darum erwirkt er den an sich sonst ganz unbegreiflichen Verhaftsbefehl, und nun rast er mit diesem in die Dinge hinein, verliert ganz den Kopf und weiß zuletzt nichts mehr als zu sterben. Er ist wie der Romanschreiber seines eigenen Geschicks, der seine Helden so verwickelt hat, daß er sich und den Leser nur durch den Tod seines Helden aus der Verwirrung zu bringen vermag. Es ist ein wundervolles Charakterbild eines für das Erhabenste schwärmenden, höchst begabten und höchst unpraktisch denkenden und handelnden Jünglings. Darum aber muß die Darstellung dem fieberhaften, hochgespannten Unternehmungsgeist, das Augenblickliche, Rasche, Gewagte in allen Momenten voranstellen, damit ist eine große Wirkung und das eigentliche Verständnis des Gedichtes zu erreichen. — Ich möchte einmal eine ausführliche Zergliederung der Rolle schreiben. Wenn mir das große Los zufällt, bis dahin gilt es, sich an Tag und Stunde zu verzetteln. — Spät nach der Vorstellung kam Porth noch zu mir, er geht

morgen früh in Urlaub. Man hat recht, über seine Eingebildetheit zu klagen, er fragte zunächst, ob er in Karlsruhe Hamlet, Tasso, Cäsar in „Donna Diana" spielen werde und fuhr auf, als ich ihm sagte, in „Donna Diana" müsse er Louis spielen. Ich gab ihm zu hören, daß er eben erst die leichtern jugendlichen Rollen zu spielen lernen müsse, und türmte die Forderungen vor ihm auf, die jene begehrten Rollen machen. Er ging etwas kleinlaut und verstimmt fort, er wolle seines Vaters Meinung einholen. Wenn er die Prätensionen nicht abtut, so taugt er für uns freilich nicht, entschließt er sich nur vorläufig dazu, so wird er in unserer Atmosphäre schon bekehrt werden. Lebt wohl, meine Lieben, und Du, mein Herz! Wie sehe ich von weitem mein liebes Hämchen so klein und so alt und so lahm und so lieb, so lieb! Dienstag denke ich abzureisen, nordwärts.

Ade, mein Herz. Dein Eduard Dt.

Therese an Eduard. Karlsruhe, den 19. März.

Mein erster Ausgang war ins Theater, um „Antigone" zu sehen, die [Alwine] Schrödter war bei mir. Dieses Gedicht, Musik und die ganze Aufführung bleiben für mich doch das Vollendetste, was ich auf der Bühne gesehen habe. Schneider [Kreon] war in der ersten Hälfte besser, in der zweiten schlechter als das erste Mal, schrie in unangenehm weinerlichen Tönen „Wehe", und selbst seine Gebärden haben nicht den edlen königlichen Ausdruck. — Wilke sehr gut, die andern wie immer, nur [Karl] Brulliot ganz heiser, konnte nur sprechen und stumm spielen. — Bei Hofe sind der Koburgerin*) zu Ehren mehrere Konzerte mit der [Malvine] Garrigues und Schnorr v. Carolsfeld. Beide sind

*) Herzogin Alexandrine, Gem. Ernsts II., badische Prinzessin.

durch Kettners und [Wilhelm] Kalliwoda dort jetzt sehr beliebt. — Schnorr hat von Mannheim und Wiesbaden abschlägige Antworten auf sein Gastspiel-Anerbieten bekommen und soll wütend darüber sein. Genug von hier. Nur noch, daß wieder eine Petition ausliegt, diesmal an die erste Kammer, gegen das Konkordat. 700, und die besten Stimmen, Katholiken und Protestanten, waren vorgestern schon unterzeichnet. In Mannheim 1400, auch in Heidelberg sammelt man wieder. —

Ist Hülsen mit den vorgeschlagenen Gastrollen von Otto einverstanden? — Die Lange war gestern hier und fing mit mir davon an und beschwor mich, Du sollest unter jeder Bedingung das Anerbieten in Berlin für Otto annehmen, man bereute zu bitter, solche Momente versäumt zu haben, es wäre, wenn er auch langsam vorwärts käme, doch das erste Theater jetzt; sie war Feuer und Flamme dafür und sprach sehr gut und teilnehmend, als Romeo müsse er zuerst auftreten. — Aber nun, Du Ärmster! wie tust Du mir leid, Dein Zusammensein mit Werder muß ja schrecklich sein, — und seine lieben Freunde, ich bitte Dich, lasse sie ihr Urteil selbst aussprechen, erleichtere Du in Deiner Güte und Deiner redlichen Kraft diesen Schwächlingen es nicht so sehr. — Ich muß noch an Georg schreiben. Leb wohl! mein Lieber. Lore und Marie grüßen.

Deine Therese.

Eduard an Therese. Danzig, 21. März 1860.

Da bin ich, mein Herz, im Wohnorte der Kinder, es ist früh 7 Uhr, ich habe nach Felix geschickt. Geschwind also vorher einen Gruß für Dich und unsere Lieben in Karlsruhe. Vom gestrigen Tage ist wenig zu sagen. Ich fuhr von morgens bis Mitternacht, las das Lustspiel der Birch „Ein Kind des Glückes“, das sehr gefallsam ist, dann in

Freytags Buche weiter, schloß viel die Augen, denn draußen gab's, mit Ausnahme der Oder- und Wartegegend, nichts zu sehen als Flächen und Kiefernholz. Nun stehen mir die alten Giebelhäuser, die Dich zumeist an Stettin und Magdeburg erinnern würden, gegenüber, und ich lege mir das Leben der Kinder in diesen Umgebungen im Geiste zurecht. —

22ten. Ich war bei Felix. Eine behaglich elegante Wohnung atmete eine gute Atmosphäre der Stille und Gemütsbefriedigung ... Ich ging mit Felix aus, die Stadt ist von überaus anziehendem Charakter. Der reiche Saal der Börse, der ehemalige Junker- oder Artushof, der alte und neue Sitzungssaal im Rathause sind ebenso merkwürdig als schön und geben einen erstaunlichen Rückblick auf die Macht und Herrlichkeit dieser alten Hansastädte. Die Pfarrkirche durchschritten wir auch, solange die giftige Kälte darin es zuließ, sahen in Privathäusern Treppen, Flure von außerordentlich reicher und schöner Renaissance-Architektur. Die Häuser mit ihren Vorbauten (Beischläge), die schon ein Stück der Straße der heimischen Häuslichkeit bewahren, die alten Giebel, die Türme in ihrer, von dem Material, dem Backsteine, diktierten Architektonik, alles überaus anziehend und eigentümlich. Im Theater waren wir auf der Bühne, um [Wilh.] Hellmuth [-Bräm] aufzusuchen. Es war Probe in der schmierigen Bude. Es kann in solchem Bettelloche doch kaum eine anständige, geschweige poetische oder erhabene Vorstellung bei den Schauspielern aufkommen. Herr Kühn, [jugendlicher Liebhaber] meldete sich, auch der arme [Wilhelm] Gerstel, der nun bis hierher verschlagen ist. Wir gingen zurück zu meinem Gasthofe. Der grimmig scharfe Wind, den Felix noch als milde bezeichnete, und der ihn auch offenbar nicht belästigte, fällt mir empfindlich auf die Nerven. Nach Tische machte ich mich mit Felix auf zu seiner Werft. Da geht es rührig her in sehr mannigfacher Tätigkeit. Außer

dem Schoner, der im Bau begriffen, werden zwei Leiterfahrzeuge gebaut, und auf der Weichsel liegen die Kanonenboote, an deren innerer Einrichtung geschafft wird. Sie haben die Größe der Schweizer Seeschiffe. Die Werkstätten sind in einzelnen Holzbauten, getrennt voneinander. Schmiede, Tischlerei, Reifschlägerei, Dampfapparat, die Bohlen zu biegen, zwei Schuppen zum Bootbau, das Kontor usw. Dazu die verschiedenen Magazine und Verausgabungen. Eine lebhaft bewegte, ineinander greifende Tätigkeit, erfreulich und anziehend, aber sorgenvoll, wenn man gedenkt, welche Geldmittel dazu stets flüssig in Händen sein müssen. Da heißt's balancieren von Woche zu Woche. Wir gingen ins Theater, wo mehrere Lustspiele recht miserabel gegeben wurden. Kühn bläst noch immer seine schmetternde Kindertrompete und spielte einen französischen Koch in gottvergessenem Jargon. Gerstel erinnerte mich wieder [an früher] durch sein Wiederholen aller Sätze und stetes Hehehe! dazwischen, was er schon damals bei uns für Komik ausgab. Der arme, brave Mann und schlechte Komödiant wird noch einmal recht verkommen. Nach zwei Stücken und einem Tanz, der von der einen Dame gewandt ausgeführt wurde, ging ich mit Felix in meinen Gasthof. Wir plauderten beim Tee noch allerlei Familienangelegenheiten und Sorgen durch. Man muß eben Gott walten lassen in allen diesen Dingen, herauszuklügeln ist in all den Sohnes-Schicksalen nichts. Geduld und guter Mut bei rechtschaffener Arbeit, das ist die Parole. Die Luft hier macht übermannend schläfrig, ich bin ihr die ganze Nacht wie ein Plumpsack unterlegen. Heut, Donnerstag, den 22., habe ich einen langen Besuch von Kühn überstanden, der arme Mensch schlägt sich auch mit Weib und Kind durch die Theaterwelt nach Ost und West. Das Theater hier wird am 1. Mai geschlossen, da sieht er nun nach einem Unterkommen aus. Karlsruhe

mußte ich ihm verschließen ... — Ade! mein liebes Weib, grüße unsere Lieben in Bett und Lehnstuhl. Was treibt denn Marie jetzt? Les't Ihr etwas zusammen? und was? Gott mit Euch. Das Eckchen Papier hier möchte ich gern noch mit etwas Hübschem beschreiben, ich weiß aber nichts, wenn eine alte Aussage von meiner alten Liebe zu meinem lieben kleinen Hämchen, Dir nicht des Raumes wert scheint. Ich weiß sonst nichts, aber das weiß ich sehr gewiß.

Dein Eduard Dt.

Therese an Eduard. Karlsruhe, den 22. März 1860.

Da Du es zu wissen wünschest, so will ich Dir nur gestehen, daß ich Dich sehr lieb habe, und daß ich aber auch keineswegs so klein, so alt und vor allen Dingen so lahm bin, als ich Dir vorzustehen scheine. Es geht mir wieder recht gut, wenn ich auch beim Aufstehen nach längerem Sitzen meine Glieder erst ein wenig in Ordnung bringen muß, so kann ich doch ganz gut gehen und fleißig beim Reinmachen helfen, damit Du alles schön findest, wenn Du zurückkommst. Hier ist alles beim alten. Wie wir Dich auf Deiner Reise begleitet haben, kannst Du Dir denken. Die fünfzehnstündige Fahrt ist hart, hoffentlich hast Du sie glücklich überstanden und in dem Augenblick, wo Felix Dich auf dem Bahnhof in Empfang nahm, vergessen. Ich bilde mir ein, er ist mit Dir ins Gasthaus gegangen, wo er vorher das Zimmer hat heizen lassen, und Ihr habt einen stillen, traulichen Abend miteinander verplaudert. Gestern morgen war es Dir gewiß recht eigentümlich, in Deiner Kinder Haus zu treten, da hast Du an Dein Hämchen gedacht und bist gewiß sehr gerührt gewesen, die kleine Familie, die einem so deutlich das Fortbestehen und Fortpflanzen der Menschen zeigt, zu sehen. Wie kann ich mir Dein verklärtes Gesicht dabei denken ... Genieße es nur recht, ich bitte Dich, lasse

Dich dort pflegen, daß es rechte Erholungs- und Ruhetage für Dich werden. Ich bin übrigens böse auf Lieschen, daß ich noch nicht eine Zeile von ihr habe ...

Dienstag war die Aufführung von „Mutter und Sohn" [von der Birch-Pfeiffer]. Schneider vortrefflich, so jung, unbesonnen, trotzig und doch kindlich liebenswürdig, auch in der zweiten Hälfte fand ich ihn weit besser als vor ein paar Jahren. Die große Szene der Mutter gegenüber, wo sie vor den Leuten ihn verhört, ein wenig zu stark, für mich nicht, ich hätte es ihm, bei so viel Wahrheit und Kraft, gerne hingehen lassen, für ein Publikum aber war es zu stark. Er hatte das Halstuch abgerissen, das Hemd ein wenig aufgemacht und sah wirklich in dem Moment wie ein junger Verbrecher aus, sehr schön! Die Kannberg [scherzhaftes Anagram zu Baldenecker?], besonders in den späteren Jahren mit weißen Haaren, gar nicht schlecht! Sie könnte den Charakter größer fassen, eigentümlicher, aber sie hat sich viel Mühe gegeben, war deutlich und in manchen Szenen besser, als ich es erwartete. Sie soll sehr unglücklich gewesen sein, Deinen Rat auf der Probe entbehrt zu haben, überhaupt wird nach Dir verlangt und geseufzt, daß es eine Freude für mich ist. Morgenweg und [Viktor] Heigel in den kleinen Rollen ganz außerordentlich! Auch ging alles gut, obgleich ich Dich überall vermißt habe. Aber um unser Publikum!!! sechs bis sieben Offiziere, Bengelchen, als wären sie von der Natur nur zu Tambouren bestimmt, ... stimmten fortdauernd ein lautes Gelächter an, gewöhnlich bei den erschütterndsten Szenen. Es war zum Verzweifeln. — Doch genug davon! — ... Leb wohl, Du lieber, Du einziger Mann auf Erden, so wie Du, ist doch keiner mehr!

Deine Therese.

Grüße die Großen und das kleine Kind von mir! Vergiß das Kleidchen nicht zu geben!

Eduard an Therese. Danzig, 22. März 1860.

Noch eine Stunde bis zur Theaterzeit, so kann ich Dir noch vom bisherigen Tage Meldung tun. Ich besuchte die Theaterdirektrice, d. h. die Witwe des kürzlich an der Cholera verstorbenen Direktors Dibbern, die nun Schulden und Geschäfte des Mannes hat auf sich nehmen müssen. Eine ziemlich hübsche Frau, die verständig und gewandt spricht. Die Schwierigkeiten ihrer Lage sah ich recht in der Nähe, die Lasten solch eines Unternehmens, welche die Regierung selbst, der das Theater gehört, aufbürdet usw. Es muß etwas geschehen, diesen Zustand zu ändern, in der jetzt gültigen Weise schreitet der Ruin mit wachsender Schnelligkeit vorwärts. Und hier auch ist der elende Agent Heinrich der Dämon des Unheils. Er hat den verstorbenen Direktor, der ein Theaterenthusiast war, durch Vermittlung der Übergabe des Theaters schon in verderblich nachwirkender Weise übervorteilt, ihn zu Schuldenübernahmen und zum Eingehen des Paktes bewogen, daß er mit keinem andern Agenten, als mit ihm, Geschäfte machen dürfe. Die entschlossene Witwe hat sich davon losgesagt und ist nun auf Kriegsfuß mit ihm, weiß aber ohne Agentenhilfe nicht durchzukommen. Die Dinge schreien um Abhilfe, aber leider soll diese von deutschen Regierungen kommen . . . Um halb 4 Uhr hörte ich im Theater Herrn Hellmuth[-Bräm] die Introduktion des Kardinals in der [„Templer und] Jüdin" singen, das Ineinanderziehen der Töne war nicht zu loben, besser machte sich Stimme und Manier in den Buffoarien des „Waffenschmieds" und des Leporello. Tüchtig, deutlich, freilich nicht ganz im feinsten Geschmack, aber sehr empfehlenswert. Der Tenor Weidemann sang die Tannhäuser-Erzählung mit tüchtiger Stimme, gutem Ansatz, guter Aussprache, aber das Tichatscheck'sche Stoßen der Noten ist zu allgemein und monoton, der weichere Tonansatz zu

selten. Der Mann ist von untersetzter Gestalt, fleischig, nicht ganz so groß als ich, aber ein regelmäßiges Gesicht. Daß er zahlreiche Familie hat, empfiehlt ihn mehr dem Mitgefühl als dem Theaterengagement . . . Es ist 6 Uhr, die Oper („lustige Weiber") beginnt um halb 7 Uhr. Der berühmte Bassist Formes singt Falstaff.

Freitag, 23. Gestern abend habe ich die Oper zu meiner geringen Erbauung gehört. Mit Frau Pettenkofer ist's doch nichts. Die Stimme ist ausgeweitet, aber ohne rechten Klang, in kurzen Noten gar. Sie spielt mit Talent und Laune, aber übertrieben und unfein. Der Baritonist Jansen ist bemerkenswert, auch der persönlich unscheinbare Tenor Khalß sang nicht übel, eine hohe und freie Stimme. Der berühmte Karl Formes hat eine gewaltige Stimme, aber liebt es, zu Zeiten zu tief zu singen. Er spielt den Falstaff nicht ohne Talent und mit dreisten Nuancierungen, aber höchst geschmacklos und hausknechtsmäßig ordinär. Er gehört zu den Spaßmachern, die, wie Hamlet sagt, „selbst lachen, um einen Haufen alberner Zuschauer zum Lachen zu reizen", er macht es geschickter als unser [Franz] Mayerhofer, lacht recht possenhaft durch alle Vokale und hält sich ganz gut den Bauch, wenn er beim „huhuhuhu" angekommen ist, aber mir war nicht wohl dabei. Das Publikum, das hier so gut wie gar nicht applaudiert, — selbst eine Hymne auf den Regenten, die vor der Oper dessen Geburtstag feierte, nicht, — war enchantiert von diesen Hanswurstereien. Ich ging gegen 9 Uhr, fand bei Felix schon alles still, ihn selbst im Begriff zu Bett zu gehen, wir hatten uns in der Verabredung für den Abend wohl mißverstanden . . . Nun will ich mich zur Taufe umziehen, die um 1 Uhr stattfindet, vielleicht finde ich vorher noch ein Stündchen, mit Elise zu plaudern.

Bromberg, 25. März 1860, Sonntag früh.

... Wir waren zur Taufe ganz in der Verwandtschaft allein in Felix' Salon. Der Pastor Müller sagte nichts Falsches, obschon er poetisch zu sein bemüht war, nur sprach er zu lange, wie alle Prediger, so daß ich um die stehende Elise sorgte, und selbst der kleine, geduldige, liebe Täufling anfing zu quarren. Ich hielt das kleine Wesen am längsten und sah in sein noch so bedeutungsloses Gesichtchen hinab und habe allen Segen, den der Himmel für den kleinen Menschen übrig haben mag, auf ihn herabgewünscht. Nun heißt er Richard, und wir haben nun des Namens zwei für unsere sorgenden Herzen ... Danach blieb ich noch eine gute herzliche Stunde mit Felix und Lieschen zusammen und sprach mit ihnen vom Segen der Ehe und Sorgen der Elternschaft. Felix war mit mir zwei Akte in Schillers „Wilhelm Tell", der überaus budenhaft und elend vollführt wurde. Hellmuth als Stauffacher mit tüchtiger Stimme und gesunden Anlagen zu lebendiger Darstellung, aber es ist hohe Zeit, daß er zu ordentlichen Mustern und in einige Zurechtweisung kommt.*) Zu Haus waren wir beim Tee wieder allein, so haben wir doch noch einige trauliche Stunden gewonnen. Elise ist ein liebes Wesen ... So ging der Sonnabend zu Ende, ich hatte noch bis 11 Uhr zu packen und hockte mit aller Liebe zu den Kindern ein gut Teil Sorgen um sie und den Gedanken an wahrscheinliches Nimmerwiedersehen auf.

Früh kam Felix noch zur Abschiedsstunde zu mir. Wir haben nun so vielerlei besprochen, und bis heute fällt mir so vieles ein, was ich noch hätte zur Sprache bringen sollen. Gerstel kam dann auch noch und hing sich als Begleiter zum Bahnhofe an, um mir die Vermittlung einer Anstellung in Hannover ans Herz zu legen. Der arme Mann, wie der sich umherschlägt! Hätte ich ihn doch vor

*) Er ging an das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater nach Berlin.

sieben Jahren ruhig in Stettin gelassen, vermutlich wäre er noch da und sicher. Wie viele Verantwortung übernimmt man, wenn man — im kleinsten Kreise nur — Menschen regiert! Da ich die Reise nach Stettin auch durch ein Nachtlager unterbrechen wollte, so gewann ich Zeit zu einem Abstecher nach Marienburg über die schönen Gitterbrücken über Weichsel und Nogat hin. Es wehte ein heftiger Sturmwind den ganzen Tag. Ich sah das Schloß und seine wiederhergestellten herrlichen Räume, die Kirche und Keller. Wenn einmal das Meißner Schloß restauriert würde, hätten wir doch einen Palastbau, der an Reichtum architektonischer Schönheit dies bewunderte Schloß noch übertreffen würde...

Stettin, 26., mittags.

Von Bromberg nach Stettin, wo ich abends nach 6 Uhr ankam, war mein gestriges Pensum. Ich geriet in einen elenden Gasthof, der von einem ehemaligen Schauspieler, benannt Dupré, mit dem ich 1822 in Frankfurt zusammen war, gehalten wird, und der alt und verschrumpft und schmierig ist wie der Wirt. Man ist jetzt an Gasthofsbehaglichkeit so verwöhnt, daß man übler Laune wird, wenn Zimmer, Bett, Speisen und alles Andere nichts taugen. Ich war im Theater, das sehr elegant ist, und in dem das Lustspiel „Bürgerlich und romantisch“, dieses Bauernfeldsche Nichts, mit sehr hübschem Ton gespielt wurde. Die beiden Liebhaber, Herr [Anton] Hiltl und Herr Seidel sehr gut, der erste elegant und ohne Prätension richtig pointierend, der andere, der Badekommissär, ohne Übertreibung sehr wirksam. Die Damen sehr jung und unausgebildet, aber man sieht doch, daß sie vor dem entschieden Falschen bewahrt sind. Eigentlich waren nur drei, vier Männer ihren Aufgaben gewachsen, und doch war in der ganzen Aufführung Zusammenhang und überein=

stimmender Geist; der Segen einer künstlerischen Leitung. Nachher gab man den „Dorfbarbier“ [Singspiel von Joh. Schenk], sehr schwach, vom Orchester sehr schlecht begleitet, ich ging nach der Hälfte von dannen. — Heut früh besuchte ich den Direktor Hein, er hat eine sterbende Mutter in Frankfurt a. O., ist davon mehr eingenommen als von seiner Finanzklemme, in der er das Theater hinschleppt. Eine Schande für eine solche Stadt, nichts dafür zu tun. Er entläßt sein Personal ebenfalls zum 1. Mai und bietet mir den Liebhaber [Karl Ferdinand] Koberstein an. Ich werde ihn heut als Antonius im „Julius Cäsar“ sehen . . . Ein Gang durch die Stadt zeigte mir die baulichen Fortschritte, auf dem Bohlwerke beim Anblick der Schiffe und des Treibens dabei kamen mir die alten Stimmungen wieder mit dem Atem der Wasserluft, von den Reisen nach Swinemünde und von dem Beginn von Felix' Laufbahn, frohe und hoffnungsvolle Stimmungen von damals, jetzt wehmütigen Widerhalls aus sorgenpflegendem Alter . . .

Dienstag, den 27., in Berlin. 2 Uhr.

Da bin ich Dir wieder ein Stück näher und mehr zu Haus als in diesen nordischen Reisetagen. Du hast diesmal lange auf eine Briefsendung warten müssen und bist gewiß wieder briefkrank, Du liebes, kleines Hämchen. Gestern abend sah ich dann noch [in Stettin] „Julius Cäsar“, nicht glücklich eingerichtet, nicht glücklich szeniert und nicht glücklich dargestellt. Das geht über die Kräfte dieses Theaters und auch wohl dieses Direktors. Im Texte schon waren viele Unrichtigkeiten und Unsorgsamkeiten merklich, die Szenierung war nicht nur dürftig an Mitteln, sondern auch dürftig in der Erfindung; mit den wenigen Choristen hätten sich doch lebendigere und mehr malerische Stellungen ausrichten lassen. In der Marktszene, inmitten einer Art

Katheder für den Redner, davor die Bahre, links und rechts aufgereiht je acht Männer vom Volk, die nun gar nicht lebhaft miteinander spielen konnten usw. Im fünften Akte gefiel mir's, daß Brutus und Cassius bei den Streitreden gegen Anton und Oktavius auf einer Erhöhung, welche sie betraten, stehen blieben, dann aber war der Erfolg der Schlacht sehr unlebendig und umständlich und langweilig vorgestellt. Der junge Koberstein spielte den Antonius freilich noch unreif, aber er zeigte doch Feuer und Auffassung einiger Momente, während er andere verfehlte. Sein Gesicht ist tot, das ist ein Übel, aber beachtenswert ist er nicht nur, sondern ich werde wohl bei ihm stehen bleiben müssen.

Nach dem Theater war Hein noch lange bei mir. Es steht sehr übel um seine finanzielle Lage und um das Theater dort. Wenn diesen Stadttheatern nicht gründlich geholfen wird, so erfüllt sich binnen kurzem in Deutschland der Entwicklungsgang des englischen Theaters.

Hier in Berlin habe ich schon mit dem Direktor der ‚Perseverantia' ein eingehendes Gespräch über die Lebensfähigkeit des Nachweisbureaus gehabt, dann traf ich den jungen Porth wieder auf der Straße. Er ist immer wie bestellt da. Aber das Resultat der Unterredung war nicht das erwünschte. Er will nicht nach Karlsruhe gehen, kann den Gedanken nicht ertragen, sich die besten Rollen nicht aussuchen zu dürfen und die unbeliebten ablehnen zu können, kurz, er will jetzt, da er vom hiesigen Hoftheater verabschiedet worden, sonstwo den Emil Devrient spielen. Vielleicht erspart mir des jungen Mannes offenherzige Anmaßung viel unangenehme Stunden, aber er wäre immerhin die beste Erwerbung gewesen. [Wilhelm] Hensel traf ich, der mit gefärbtem Backenbart ganz frisch aussieht und immer noch seine Wortwitze macht. Dann waren mehrere Stunden der Perseverantiadirektor und der [Theater-]Archivdirektor

hier, die mich zu einer lavierenden Behandlung der Vereins-angelegenheiten in Dresden vermögen wollten. Es sollen da allerlei kleine Interessen geschont werden, während in der Hauptsache der Verein durch und durch faul ist. Da muß entweder geholfen oder gebrochen werden, aber ehrlich und ohne Umschweife.

Nun leb wohl, mein Hämchen, grüße unsere Spital-leute. Ade! Dein Eduard Dt.

Berlin, 28. März 1860.

Es ist wieder einmal Abend geworden nach einem unruhigen Tage, der sogar in Geschäften nicht genug gefördert hat. Ich habe es satt, dies Commis-voyageur-Wesen . . . Allwine besuchte ich, wir hatten über Werder hinlänglich zu sprechen, über den Nachteil, den seine Isolierung und Selbstbespiegelung in Karolinens ausschließlichem Umgange ihm für sich selbst und in Beziehung zu andern Menschen gebracht hat. Dann im Schneegestöber zu Veits, ich dachte, nur sie zu treffen, fand ihn aber auch, und wir waren im alten Gleise. Über meine Stellung zur „Columbus“-Frage war er freilich ganz anderer Meinung, er will den gedruckten „Columbus“ für ein neues Stück gelten lassen, aber er anerkannte doch die Notwendigkeit meines Verhaltens . . . Werder traf ich nicht zu Haus — oder wollte er es nicht sein? Er wußte durch Veit, daß ich kommen werde. Karoline hatte ihre gewohnte Unsichtbarkeitskrankheit. Auerbach suchte ich nun auf, der hier den Winter zubringt, bei Hofe und den Ministern lieb Kind ist und mir viel erzählte, was er alles den Ministern und dem Herzog von Koburg sage usw. Bei alledem ist er doch ein warmherziger, frischer und anregender Mensch, mir war ganz wohl bei ihm, und ich versäumte darüber das erste Stück im Schauspielhause, sah dann noch zwei Akte

von [Ernst] Raupachs „Nasenstüber". Welch eine nüchterne, fadenscheinige, gezwackte Spaßmacherei ist dies Machwerk. Und das gibt man noch, und um so viel nüchterner als damals, da man sich an diesen dürren Professorenhumor gewöhnt hatte, und Gern und [Johann Friedrich Ferdinand] Rüthling frisch waren. Dieser uralte, fossile Gern kokettiert noch immer mit den hagern Gebeinen, er spielt mäßiger, aber auch nüchterner. Aber die Leute lachten noch immer über ihn und riefen ihn heraus nach den Akten, und er schwänzelte an den Lampen vorüber, von einer Seite der Bühne zur andern ... Ins Königliche Theater komme ich vermutlich nicht mehr, ich bin jetzt von dem Charakter des Spieles unterrichtet. Er ist Mittelmäßigkeit im Total. Man memoriert gut, das Spiel geht meistens rasch und flüssig, fällt gut ein usw. Aber man spricht zu rasch, syllabiert nicht gut und spricht unlebendig, gut auswendig gelernt. Es fehlt selbst in dem, was gut gemacht wird, der letzte Punkt der Lebensvollendung, die Pointe; die Wirkungen sind nicht gruppiert, nicht gesammelt noch gegipfelt. Der künstlerische Geist fehlt eben. Dessoir und Döring zeichnen sich darum aus, weil sie mit Plan ihre Wirkungen stellen, aber die stehen nun zu Zeiten sehr merklich, oft schädlich vereinzelt. Es ist schade, daß es so ist, aber es kann gar nicht anders sein. Nun gute Nacht, mein liebes Hämchen, daß es Dir besser geht, und Du nicht sehr lahm bist, freut mich sehr. Aber klein und alt bist Du doch, aber sehr lieb, sehr lieb. Gute Nacht!

Den 29., abends, sah ich im Wallnertheater die ehemals so viel besprochene Posse „Der Aktienbudiker". Ich hatte mehr, d. h. Vollständigeres davon erwartet. Man hat noch keine Schriftsteller hier für eigentliche Volkspossen. Die Rollen sind nicht gut geschrieben, d. h. nicht charakteristisch durchgeführt, nicht einmal der Sprache, d. h. dem

Dialekt nach, und die Darsteller helfen darin nicht nach. Helmerding hatte wieder Züge des größten Talentes. Seine Freude, als er von dem Besitz der 18000 Reichstlr. hört, die Raserei des Reichwerdens, die ihn sofort befällt, die Spekulationsbesprechung, während er innerlich immer aufjauchzt und lacht, einmal schnappt er nach der Hand seines Mitspielers, als wollte er vor Freuden beißen, das war wieder so schnell, so leicht angedeutet und doch so präzis verständlich, wie nur ein Genie so etwas macht; dann die Momente, wo ihm sein Schwindel verdächtig wird, das Durchbrechen des ehrlichen Kerls in ihm, die Rührung und Betroffenheit, da er einen andern Börsenspekulanten kaum vom Selbstmorde zurückhält, alles das vortrefflich, aber dazwischen kommt des ungeschickt faden Possenhaften zu viel. Solche Schwächen in der Komposition haben doch die alten Wiener Possen nicht als diese Vorgänge auf der Landpartie. Auch die Köchin ist inkonsequent gehalten und wurde auch so gespielt, die hübsche Schauspielerin wollte doch zu Zeiten mehr als Köchin vorstellen.

Den 30., mittags. Ich hatte um 12 Uhr reisen wollen, da ließ mich für diese Stunde die Prinzeß von Preußen [spätere Kaiserin Augusta] zitieren. Nun hätte ich bei Veit essen und Werder treffen können, aber ich will das vermeiden, schrieb also früh an Veit, der dann auch noch zu mir gekommen ist, und dem ich nochmals meine Gründe für die Ablehnung des „Columbus“ sagte, ihm den Wortlaut des Statuts zeigte, was ihn dann freilich sehr bedenklich machte. An Allwine schrieb ich auch noch einmal, an Professor [Otto Friedrich] Gruppe, der mich mit einer Fortsetzung des „Demetrius“ beschwert hat. Daß die Leute von diesem nutzlosen Versuche nicht lassen! Eduard Goldschmidt besuchte mich, herzlich in alter Freundschaft, auch bei seinen Beschwerden über Vernachlässigung. Von

wie vielen Todesfällen erzählte er der Seinen, und von so vielen Kindern, die alle herangewachsen sind. Dann kam der alte [Karl Adam] Bader, sehr dick und sehr rot und etwas schwachköpfig geworden, wollte einige Enkelinnen bei mir anbringen. Er hat dreizehn. Wie das Menschenleben dahinströmt, mir rauscht es förmlich in den Ohren. Um zwölf war ich dann im Regentenpalast. Welche Pracht und welcher Reichtum umgibt doch diese Leute! So viele Kunstsachen und Merkwürdigkeiten, alles vollgepackt davon. Sie [Prinzessin Augusta] sprach denn lange und mit Verstand vom Theater, ähnlich wie gestern die Exzellenz von Arnim, von unanständigen Repertoiren, aber auch von der verloren gegangenen Schule in den Darstellungen, und ich ergänzte und brachte sie auf meinen Standpunkt. Unser Theatergesetzvorschlag sei unendlich tröstlich für sie, sie danke mir, daß ich ihr das erzählt, und ich hätte schon so viel, nicht bloß künstlerisch, sondern rein menschlich Gutes gewirkt, und es möge mir doch alles gelingen, und sie würde sich immer freuen, mich wieder zu sehen. Darum war ich denn also sechs Stunden länger in Berlin! . . .

Therese an Eduard. Karlsruhe, den 1. April 1860.

[Regisseur] Fischer hat mir seinen Brief geschickt und ihn zu befördern gebeten. Das tue ich gerne und schicke Dir mit den beiden Einlagen tausend, tausend Grüße! Bald ist die Zeit um, die vierte Woche hat angefangen, und ich kann schon die Tage bis zu Deiner Rückkehr zählen. In diesen letzten Tagen war große Aufregung nicht nur in Karlsruhe, sondern im ganzen badischen Lande. Es waren die letzten Sitzungen der Kammern und der Beschluß über das Konkordat. Wundervoll haben sich die Männer alle benommen, unermüdet mit gleicher Ruhe und gleicher Energie. Die „Badische Landeszeitung“ ist ihrer Farbe durchaus treu

geblieben, obgleich Redakteur Maklot wegen Aufnahme dreier Artikel gegen das Konkordat zu Gefängnisstrafe verurteilt war. Es sind zu der letzten Sitzung, die am 29. April stattfinden sollte, unzählige Fremde hier angekommen, so daß der ‚Erbprinz‘ viele zurückweisen mußte, da sein Haus bis unter das Dach angefüllt war. Der Sitzungssaal war gedrängt voll, und die Verhandlungen dauerten, mit Unterbrechung von nur ³/₄ Stunden, den ganzen Tag, von morgens 8 Uhr bis abends 8 Uhr. Für das Konkordat waren 15 sehr schlechte, gegen das Konkordat 45 der besten Stimmen. Noch während der Verhandlungen liefen aus allen, den kleinsten Ortschaften des Landes Adressen an die Kammer gegen das Konkordat ein. Der Sieg unserer guten Sache war ein glänzender, die Gegenpartei konnte sich noch nicht darein finden und verlangte noch eine Sitzung. Am 30. April versammelten sich die Herren wieder, hörten geduldig viele Anklagen und entsetzliche Dummheiten mit an. Eine Rede von zwei und einer halben Stunde (nachdem nun monatelang alles beraten und besprochen), sollte durchaus überzeugend wirken. Vergebens! Es blieb bei dem Beschluß des vorigen Tages, und die 45 Herren entwarfen eine Adresse, die dem Großherzog überreicht wurde, trotz der eifrigsten und eindringlichsten Bemühung der Gegenpartei. Man war nun zweifelhaft, ob der Großherzog die Sache noch einmal der ersten Kammer vorlegen oder selbst entscheiden werde. Wie ich gestern gehört habe, hat der Großherzog die Herren ersuchen lassen, noch nicht abzureisen und den Schluß dieser so wichtigen Angelegenheit abzuwarten. Daraus entnimmt nun [Heinr. v.] Achenbach, daß er gesonnen ist, entweder das Ministerium oder die Kammer aufzulösen, er glaubt aber bestimmt, das erste! — Ich weiß, wie Dich das interessiert, darum schreibe ich es in aller Eile, wir waren Feuer und Flamme, und ich ging mit Frau Rudolph, die an dem

Nachmittag bei uns gewesen war, bei dem Ständehaus auf und ab, um vielleicht einen der bekannten Herren zu erwischen. — So, nun soll der Brief fort! ... Leb wohl! Du Lieber! Kehre gesund und heiter zu uns zurück, nur noch höchstens sechs Tage. Alle grüßen! Deine Therese.

Eduard an Therese.

Dresden, 1. April 1860, Palmsonntag.

... Ich habe einen sehr hingebenden Brief vom jungen Koberstein gefunden und mich kurz entschlossen, mich für den gebildeten jungen Mann, den Sohn des Literarhistorikers zu entscheiden ...

2. April, früh 7 Uhr. Guten Morgen, Schatz! Gestern war ich nach Schluß meines Schreibens bei [Otto] Ludwig. Was hat man für Mühe, zuerst aus diesen verschiedenen Röcken und Westen und Filzschuhen, wildem, durch- und übereinander stürzendem Haar, struppigem Bart und Brille den Menschen herauszufinden. Ich kam um halb 7 Uhr zu ihm, wollte eine gute Stunde da bleiben, und als wir lange im Mondenschein schon gesessen — er vergaß das Licht anzuzünden, das vor ihn gestellt worden war — und ich es schlagen hörte, war's 9 Uhr. Über die „Fabier" [von Freytag] sprachen wir. Er macht an dem Stücke die gefühlsrichtige Ausstellung, daß es zu viele verschiedene tragische Geschicke vorführe, daß die Doppelhandlung nicht genau genug, d. h. innerlich verschmolzen sei, daß unser Interesse zu vielfach und zu verschiedenartig in Anspruch genommen werde. Es dauert lange, bis er sich deutlich machen kann. Er spricht so unbehilflich, wiederholt Wörter unaufhörlich, hat so vulgäre Ausdrucksweise für abgezogene Dinge, verirrt sich so oft, daß er einhalten muß: „ja, was wollte ich denn eigentlich?", so daß man Aufmerksamkeit und besten Willen braucht, um zu vzrstehen, was er meint. Aber dann

hat man auch etwas davon. Ludwig hat den außerordentlichen Vorzug, nicht auf dem Wege der Gelehrsamkeit zur Ausbildung seines Geistes und Urteils gekommen zu sein, er hat sich nur von dem genährt, was er lernen und wissen wollte, nicht was man ihm aufgenötigt, in seinen Anschauungen ist daher eine ungemein reine und unverfälschte Natur, seine Ansichten von künstlerischem Machwerk und künstlerischer Wirkung sind gesund und praktisch, vielmehr aus geprüften Wahrnehmungen des Eindruckes als aus ästhetischen Systemen hervorgegangen. Es ist etwas Primitives in seinem ganzen Urteil, was es höchst wertvoll macht. Seine Vereinsamung hat bei seinem bedeutenden Naturell etwas in unserer Zeit höchst Seltenes hervorgebracht. Er hat sich in letzter Zeit sehr in Shakespeare vertieft und manches gefunden, was noch nicht gesagt worden: Über seine Art, die Doppelhandlung im Helden zu vereinen, über die Sammlung der Sympathie auf den Helden und dadurch die geschärfte Einheit des Interesses. Vor allem über das echt Schauspielerische in allen Erfindungen, Anordnungen und Ausführungen. Er findet meine aufgestellte Ansicht davon überaus fruchtbar. Von Shakespeares Sentenzen sagt er im Vergleich zu Schillers und Goethes — die er mit Kronschmuck verglich, der in den Ornat willkürlich eingesetzt und dann wieder herauszunehmen und in der Schatzkammer aufzubewahren sei — von Shakespeares Sentenzen sagt er: s i e g e b e r d e n s i c h a l l e. Das ist das treffende Wort. Die Sentenzen anderer sind wie Denktafeln, die Shakespeareschen atmen Leben und Situation und Stimmung. Genug, es waren inhaltvolle Stunden. Der Rest des Abends bei Hübners, mit adligen Damen, die im Hause wohnen, und einem Professor R o b i n s o n, einem orientalischen Reisenden. Ich sah die Zeitung mit der Nachricht von unserer Kammerabstimmung. Gelungen also: Gott sei Dank! Hübners sind

sehr altfreundschaftlich. Nun will ich an die Vereinsarbeiten. — Vor dem Ausgehen sprach ich noch den Intendanten von Münchhausen, mit ihm im Theater, Lüttichau gesehen, der auf sein Gut reist, während wir hier tagen. Mit mir war er altfreundlich, zog meine Hand auf einmal an sich und sagte: „in meinem Herzen stehen Sie immer". Dieser seltsame Edelmann, wie ihn Tieck immer nannte. Gall sprach ich dann in Vereinssachen, auch über Ottos Urlaub, der sich schon machen wird. Achenbach kam auch und erzählte, was Dein letzter Brief — ich bekam heute deren zwei — mir von der Konkordatsangelegenheit mitteilte . . .

Dresden, Dienstag, den 3. April 1860, früh.

Wir haben gestern beraten von 5 bis 9 Uhr und sind an dem Stein des Anstoßes, der Agentenfrage, stehengeblieben, weil wir ihn nicht aus dem Wege wälzen konnten. Hülsen war wieder etwas unbedingt und preußisch, man mußte ihm in die Zügel fallen. Woltersdorff vertrat das Interesse der Stadttheater — Saisontheater — langweilig und unpraktisch, aber man muß Geduld damit haben. Achenbach hatte während der Sitzung eine Depesche bekommen, das neue Ministerium anmeldend; wir waren sehr erfreut und tranken nachher auf das Wohl der Kammermajorität und des Großherzogs, des Geretteten.

4. April . . . Sitzung von 10 bis 2 Uhr, wir kamen mit der Statutenrevision und Erklärung der Konsolidierung des Vereins auf dieser Grundlage zustande. Bei Hübner im Atelier, ein großes Ölbild: Magdalene bei der Leiche Christi, doch besser wieder als seine letzten Bilder. Dann sah ich Aquarelle, Entwürfe zu Wandmalereien im Museum. Gut gedacht, nicht sehr neu, aber anmutig in den Entwürfen. In Rietschels Atelier, die Lutherstatue und die sitzende des Wiclef in der Arbeit. Sehr schön, lebendig, energisch.

Das ganze Denkmal sah ich im Modell, herrlich, nur zu ungerecht gegen die Schweizer Reformatoren. Zu Schnorrs gefahren, er hatte mich schon besucht, während der Sitzung nicht gesprochen. Freundlich und gut, das Brautpaar [Ludwig Schnorr und Malvine Garrigues] ist noch nicht da. Bei Hübners zu Tisch von 4 bis 5 Uhr. Dann Kommissionssitzung, das Theatergesetz betreffend. Von 6 bis 1/210 Uhr allgemeine Sitzung. Bei Besprechung des Archivs und bei der über die Normen der ausgedehnteren Vereinsagentur brachte die Schwierigkeit, beiderseitige Geldinteressen zu vereinigen, und die Doppelstellung Hülsens als Präses der ‚Perseverantia' und des Bühnenvereins starke Differenzen in die Debatte, welche Hülsen leider persönlich nahm und mit nicht zu billigender Leidenschaftlichkeit sich benahm. Natürlich war ich stark im Feuer, aber es gelang mir doch die erwünschte Vermittlung nicht. Die Sitzung schloß sehr mißtönig, und ich weiß nicht, wohin die Dinge endlich gehen werden. Über die deutschen Angelegenheiten! Die Unsicherheit, Flauheit, das auf seinem Sinne Bestehen der einen hier, die peremptorischen Gensdarmenmanieren Preußens dagegen, wir haben gestern einen schönen Bundestag gehalten!

Mittwoch, den 4. April, wurden dennoch die Geschäfte bis 2 Uhr beendet. Hülsen, von Gall und mir auf sein verletzendes Benehmen aufmerksam gemacht, entschuldigte es, und man ließ es damit gut sein. Meine Berichte über die Denkschrift zum Theatergesetz und über den gemeingültigen Dienstkontrakt gingen rasch vonstatten, die letzte Redaktion wurde uns übertragen, die Aufkündigung der alten Statuten war beschlossen, das neue Statut gefunden. So ist der Verein in seinen Konsequenzen vorwärts gegangen, und seine Grundsätze stehen fest. Nun wird sich's zeigen, wer mit diesen gehen will. Wir tafelten noch einmal miteinander. Rietz kam, mich zu sehen, brachte mir sein Album. Ich sprach

Carus und seine Tochter. Gutzkow traf ich nicht, aber Stägemanns, zuletzt die Bayer, die auch nicht genug vom Verfall des Dresdener Theaters zu sagen wußte. Wir hatten noch eine Kommissionssitzung zur Redaktion des reformierten Statutes. Gutzkow schrieb mir in seiner Raserei über den Schillerpreis, ich solle die Vorstände zu einer Petition an den jungen Regenten [Wilhelm I.] bewegen: die Preiserteilung zurückzunehmen, oder eine andere Verteilung auf sieben bis neun Autoren genehmigen. Alles verkehrt und unsinnig. Dann packte ich. Max von Weber war bei mir, den Vorständen empfahl ich mich und legte mich aufs Ohr, müde genug.

Donnerstag, den 5. April. Früh abgereist. Von Leipzig mit Professor Schleiden und Freytag bis in Thüringen. Mit Freytag konnte ich darüber nichts Besonderes verhandeln, aber angenehm war das Zusammentreffen. Schleiden schalt auf alles gegen den Kondukteur, der doch die Wagen nicht gemacht hat. [Die Intendanten] Heeringen und Platen und [Friedr. v.] Bose auch mit uns bis Guntershausen, dann mit Bose bis Frankfurt.

Karfreitag, den 6. April, zeitig fort. Unterwegs [schließt Eduard tagebuchartig ab] in Freytags Buche gelesen. Um 11 Uhr zu Haus, bei Therese, bei den Meinen, Georg und Otto da. Das war erquickend.

[Eduard fuhr mit Georg, der Landwirt werden sollte, in den Odenwald, um ein Gut zur Pacht für ihn auszusuchen. Therese schrieb gleich am Tage der Abreise:]

Karlsruhe, den 8. Juni 1860.

Ich kann es nicht lassen, so dumm es eigentlich wohl ist, Dir noch einen Gruß nachzuschicken. Ich habe lange am Fenster gestanden, Dir nachgesehen, aber vergebens! Du hast aus dem Wagen nicht mehr hergewinkt, und das

fehlt mir nun so, daß ich Dir schreiben muß, obgleich Du erst eine Stunde vom Hause fort bist. Ich denke, morgen früh bekömmst Du dies Blatt, und es freut Dich, Du sollst den Tag mit einem Liebeszeichen von mir anfangen. Mir steht Dein ernstes und heut doch so mildes, trauriges Gesicht immer vor Augen und rührt mich so unaussprechlich, daß ich Dir's sagen muß und Dir auch wieder dabei sagen muß, glaube doch, daß ich Dich über alle Maßen lieber habe als *alles in der Welt*, aber Du bist so ein alter Brummbär oft, daß ich mich schrecklich über Dich ärgern kann. So, nun weißt Du's, — ich schäme mich fast, das Blatt zu schicken, aber ich kann es nicht lassen, lies nur, was ich gemeint habe, heraus, nicht die ungeschickten Worte. Leb wohl, sei recht vergnügt, wir wollen es hier auch sein. Bis jetzt scheint noch die Sonne. Leb wohl. Grüße Georg!

Deine Therese.

[Und Eduard antwortete:]

Dank, mein liebes Hämchen, für Deine Zeilen der Zärtlichkeit, sie haben mir sehr wohl getan, obschon ich weiß, daß, wenn ich nicht bei Dir bin, und Dein Trotz und Deine Sprödigkeit gegen mich nicht Deine Hingebung kreuzt, und wenn Du gar Mitleid mit mir hast, ich Deines ganzen Herzens gewiß sein kann. Doch war es ein lieber Einfall von Dir, und er hat seinen vollen Einfluß auf mich geübt. — — —

1861

Eduard fuhr wieder zur Sitzung des Bühnenvereins nach Berlin. Von der ganzen Reise möge indessen nur Eduards erneuter Eindruck von Bogumel Dawisons Spiel als Shylock in Leipzig Platz finden.

Eduard an Therese.

Leipzig, den 22. März 1861, abends 10 Uhr.

Hier bin ich sogleich ins Theater gegangen, wo Dawison den Shylok spielte. Es ist doch ganz erbärmlich niederschlagend, diesen furchtbaren Verfall, ja diese Auflösung und Selbstvernichtung der Menschen-Darstellungskunst erleben zu müssen. Daß in vierzig Jahren solch eine entsetzliche Wandlung der Zustände sich vollenden kann! Solch ein Schauspieler steht in den höchsten Ehren und spielt, wohin er kommt, vor ausgeräumtem Orchester! Es hat sich seit zwanzig Jahren ein eigentümliches Judenspiel auf der deutschen Bühne ausgebildet, ein Schacher mit den äußeren Effekten, eine kalte berechnete Rekommandation der eigenen Person und Ware, aber alle, Jerrmann, Rott und Dessoir, sind doch in solche Äußerlichkeit nicht verlaufen als Dawison. Er geht nur noch auf akustische Effekte aus, eine übertriebene und lästige Deutlichkeit der Rede scheint sein Hauptzweck zu sein, und jeder Effekt wird

zum Komödiantenpathos der Ritterstücke. Er hat alles eingebüßt, was ihn vor zehn Jahren so eigentümlich anziehend machte, den melancholischen Reiz des Häßlichen, das empfindsame Weh, das Feuer der innigen Hingebung, — jetzt ist er ein reicher Bankier geworden, der die Theaterbörse mit breitspuriger Impertinenz dominiert, und dem alles gleichgültig ist, außer sein Profit. In seiner (Shyloks) Verzweiflungsszene ist sein Auftreten kalt, er legt sich erst ins Zeug in der Rede „wenn ihr uns stecht, bluten wir nicht" usw., aber nicht wie eine getretene, verachtete Schlange, die sich aufbäumt in der Wut, sondern wie ein Rüdiger von Rüdenfels, der seine Gegner zu Boden donnern will, mit ausgeworfenem Arme, mit den möglichst gewaltigsten Tönen und zuletzt, bei den Worten: „und es müßte schlimm hergehen, oder ich will es meinen Meistern zuvortun", sich tapfer auf die Brust klopfend, und so geschwenkt und davon gegangen. So war's in der Gerichtsszene auch. Dagegen bei Tubals Bericht matt, die Effekte in leisen gedehnten Tönen suchend, überhaupt Pausen, wo man hastiges Einfallen erwartet, wie beim Unterbrechen von anderer Reden usw., kurzum das Virtuosenspiel, aber weit über das Dagewesene hinaus. Alle seine Vorgänger in dieser Manier, Seydelmann voran, waren immer noch lebenswärmer, charakteristischer. Die deutsche Schauspielkunst geht so unrettbar den Weg der englischen, den Weg der Selbstvernichtung. Da ist keine Rettung abzusehen. — Ich will schlafen gehen, das wird das Gescheiteste sein. Gute Nacht, mein Hämchen!

Den 23., früh. . . . Guten Morgen, mein Herz, ich bin frisch auf. Die gestrige Vorstellung geht mir nicht aus dem Kopf, sie war im ganzen eine mittelmäßig, anständig komödiantische Komödie, wie man sie jetzt überall trifft. Aber Dawison! Ich bringe ihn nicht aus dem Kopf. Wenn

Seydelmanns Virtuosität in übertriebener Charakteristik seiner willkürlichen Anlage der Rollen bestand, Rott doch nach Charakteristik suchte und nur dem eitlen Reize nicht widerstehen konnte, überall den schönen Heldenspieler mit der haarigen Brust und den eleganten Trippelschritten sehen zu lassen und das Heldengebrüll aus den Wiener Pferdekomödien, so hatte er und alle seinesgleichen doch noch einen Rest von Rücksicht für den dichterischen Stoff und die Natur der Sache. Dawison aber treibt jetzt mit der Rolle nur noch Spielerei in seinen eigenen häuslichen Manieren. Er wirft die Rolle, wie ein Jongleur seinen Ball, links, rechts, durch die Beine in die Höh, fängt ihn mit dem Mund, rückwärts fängt er ihn auch, überall Willkür, Grille, Kuriosität, Übermut, und alles aus Kälte und Gleichgültigkeit gegen die Sache. Abscheulich bei solchem Talente und richtigem, scharfem Verstande, der ihn nur zu gut wissen läßt, was er tut. — Worauf er alles kommt! Da ihm zuletzt das Urteil gesprochen wird, nimmt er die verzweiflungsvolle Rede: „nun nehmt mein Leben auch" usw., weinerlich, verzagt, wie ein Knabe, dem man sein Butterbrot genommen hat, dagegen stößt er ein Tiergebrüll aus, da er hört, daß er das Christentum bekennen soll, worein er sich doch gleich darauf fügt. Seydelmann schrie doch auch, wie mein Oheim, die Rede: „ihr nehmt mein Leben, wenn ihr die Mittel nehmt, wodurch ich lebe", in der Raserei über den Verlust des Vermögens, seines ganzen Lebensresultates, heraus und brach bei dem Bekehrungsgebote nur lautlos in die Knie. Darin ist doch Entwicklung der Seelenzustände, Möglichkeit, sich den Shakespearischen Menschen so zu versinnlichen — hier sehen wir nichts als Dawisonsche Jongleurkunststücke. Genug und übergenug! Wir stehen am Ende, nicht unseres Witzes, sondern der Kunst durch den Witz oder die Gewitztheit.



Das alte Paar

1864

Sorgen und Leid zogen immer dichtere Schleier um das Haus. Die beiden ältesten Söhne hatten schwere Zeit in ihrem Berufe, der jüngste, Otto, litt mit unter den Kabalen, die dem Vater galten, seit er an dessen Kunstinstitut angestellt war. Und nun kehrte der dritte Sohn, Richard, von Danzig lungenkrank ins Elternhaus zurück, wo schon die beiden Krankenlager Lorens und Mariens dauernd standen. Eduard, von Berufslasten und -ärgernissen überdies gequält, mußte im Juni auf einige Zeit ausspannen, er suchte Erholung auf dem Aspichhofe, dem Pachtgute seines Sohnes Georg. Später wechselte er sich mit Therese dort aus.

Eduard an Therese.

[Aspichhof,] Mittwoch, 8. Juni, abends.

Ihr lebt trübe Tage, das habe ich aus Euren Berichten entnommen, und daß ich hier auch nicht in Festtagslaune bin, werdet Ihr denken. Ich habe große Neigung, sofort zurückzukommen, aber vielleicht sollte ich doch wohl einige Tage der Luftveränderung haben, und die Luft hier ist Balsam, und dann habe ich hier so ungestörte, stille Vormittage, in denen ich ein Stück vorwärts kommen kann in meiner Arbeit [Geschichte d. d. Schauspielkunst, Band IV]; bin ich mit meinem Pensum zu Ende, und das wird bald sein, so komme ich. — Gestern, als Georg bei Euch war, gab's hier ein ländlich Ereignis. Nach Tisch zog ein Wetter herauf, und gegen vier Uhr brach wieder ein Sturm los,

der mich für Haus und Feld fürchten ließ und die Leute vom Weinberge hereintrieb. Herr Häser [der Verwalter] brachte voll Schrecken die Nachricht, auf dem Rüdel brenne ein großer Baum. Ich betrieb die Ausrüstung aller Taglöhner, Knechte und Arbeitsmädchen mit Löschapparaten und Werkzeugen und empfahl das Kappen der Zweige und des Baumes selbst. Ich blieb allein bei Elise [Georgs junger Frau], mein Hexenschuß machte mich invalid, der Regen strömte, und so versorgte ich alle Fenster im Gehöft, die Sturm und Regen fast erdrückten. Wir sahen drüben den Rauch durch die Kastanien ziehen, sich auf den Wiesen lagern, aufhören, wieder beginnen und konnten den Erfolg der Löscharbeit darnach erraten. Fast eine Stunde währte es, bis die zuerst entlassenen Arbeiterinnen, bis auf die Haut durchnäßt vom Regen, zurückkamen, dann folgten Taglöhner — der Baum war gefällt, glimmte aber noch am Boden. Die Leute bekamen zu trinken, und Häser ging noch einmal zur Brandstätte, ließ den Baum zersägen und spalten, um das fortglimmende Mark des hohlen Stammes ganz löschen zu können. Das Feuer ist augenscheinlich angelegt worden, es hat von unten hinauf gebrannt, und der Rauch war längst schon bemerkt und nicht beachtet worden, bevor der erste Donner sich meldete. Ob nun Leichtsinn oder Bosheit der Anlaß? So gab es also etwas zu erzählen, als Georg kam. Häser wie die Leute haben sich sehr gut benommen. — Heut nachmittag war ich, zugleich mit dem Bürgermeister und einem Gemeinderat, auf der Brandstätte, sie ist ganz auf der Höhe des Rüdels, nahe dem Gutsacker. Dann bin ich den schönen Weg auf dem Rüdel gegangen, den Du kennst, die Wiesen hinüber zum Hubgarten. Es ist kaum ein Dutzend von Gästen da, und die Natur so lieblich und reich überall. Wollen sehen, wie mir der Marsch bekommen wird, ich gehe sehr langsam und ruhe viel, bin jetzt ganz

geeignet, mit Dir Schritt zu halten. Heut abend hat sich Herr Umber [ein Volontär] wieder eingefunden. Das ist ein verwöhntes, reiches Söhnchen, das nichts lernen, nichts arbeiten will; es wird keine Dauer mit ihm sein. Häser, der doch auch Erbe eines schönen Gutes ist, muß um Fleiß und unverdrossene Pflichttreue gerühmt werden. Nun hätte ich Dir noch zu sagen, daß ich an einem der Stücke, die ich hier gelesen, ein ganz ausgezeichnetes dichterisches Talent kennen gelernt. Albert Lindner heißt der Mann, und sein Stück behandelt das erste römische Konsulat mit einer Gedankenreife und Größe, die freilich Shakespeareschen Geistes, nur zu oft auch seines Ausdruckes ist, aber dabei wirkliche, selbständige Kraft zeigt. Leider weiß ich das Stück nicht aufzuführen, wir haben nicht zwei reife Heldenspieler. Das Gedicht hat mich ordentlich berauscht. [„Brutus und Collatinus", kam am 11. Mai 1865 zur Uraufführung in Karlsruhe].

Nun will ich zu Bett gehen und denken, wie Ihr wohl mit dem Tage fertig geworden seid? Wir wollen tragen und geduldig sein. Unser neuestes Unglück [Richards Erkrankung] hat uns so ganz ohne Grund und ohne Schuld getroffen, so vollständig als eine Schickung, daß wir um so stiller dabei sein können, je schwerer sie ist, und je weniger wir mit uns und andern dabei zu hadern versucht sind. Dies ist eine komplette Prüfung, mögen wir sie alle recht bestehen. Unser armer Richard! dem noch nichts gelungen ist, und der so viel gewollt; und nun — Gottes Wege sind wirklich nicht die unsrigen, und unsre Gedanken nicht die seinigen. Wir lernen das recht exakt. Nun, mein Herz, teile meine Grüße an die Unsern aus und mache, daß Richard guten Mut behält. Meine Hoffnungen für ihn siedeln sich immer bestimmter im südlichen Frankreich an, und es kommen doch wohl noch bessere Tage.

Donnerstag früh. Georg nimmt dies Blatt mit nach Bühl, er hat den Waldfrevel beim Gericht anzuzeigen. So viel Müh und Kosten gehen bei solchem Spaß obenein. Lebe wohl, mein liebes, altes Herz! in wenig Tagen bin ich bei Dir. Dein Eduard.

Aus Thereses Antwort.

Karlsruhe, den 9. Juni 1864.

Du hast ganz recht, gerade so sehen wir auch unser jetziges Unglück an, es ist eine Prüfung, bei der wir uns gut benehmen werden, weil — uns wirklich gar nichts anderes übrig bleibt ... Und Du! — schüttle auch, so viel Du kannst, die Sorgen ab und erfrische Dich, denn Du mußt uns alle oben erhalten und kannst es auch ganz allein!

Leb wohl und pflege Dich gut, genieße alles Schöne, habe Freude an dem lieben, prächtigen Ehepaar und denke dabei an Deine alte Therese.

Eduard an Therese.

[Adresse:] Für die Mutter.

Einen Gruß von mir, Du liebe Seele! Ich habe die zwei schönen Tage mit meinen Atemzügen den Deinigen nachgezählt und wünsche Dir mehr solcher Tage und Millionen gedeihlicher Atemzüge der guten Luft. Dann bleib, so lange Du kannst, ich will Dich lieber entbehren, so öde mir auch ohne Dich ist; weiß ich nur, daß Du ein wenig durchlüftest, wir brauchen Dich recht frisch wieder. Einstweilen gehen unsere Tage auch ohne Dich hin, und dort bist Du Dir und den Kindern nötig. Du weißt, wie ich davon denke. Nun leb wohl, der Brief soll fort. Gott behüte Dich, mein liebes, süßes Herz, und komme nicht eher wieder, als bis Du rote Pausbacken hast.

Karlsruhe, 3/7. 64. Dein Eduard.

1866

Als Eduard eben zum Bühnenvereinstage nach Frankfurt a. M. von Hause abfahren wollte, kam ein Hannöverischer Oberst im Auftrage seines Königs, Eduard die erledigte Intendantenstelle des Grafen von Platen anzutragen. Er begleitete Eduard bis Frankfurt.

Eduard an Therese. Frankfurt, den 25. März 1866.

Es ist 7 Uhr, ich bin glücklich hergekommen und habe unterwegs vom embassadeur extraordinaire des großen Welfenfürsten noch allerlei erfragt von der Herrlichkeit, die mir im Welfenreiche blühen soll. Sie ist so groß nicht und dürfte die Opfer nicht lohnen, die dafür zu bringen wären. Es ist eine Ehre, die kalt genossen werden muß. — Nun habe ich eine table d'hôte überstanden, allerdings nach deiner Voraussage mit guter Küche, aber mit noch ausgesuchterer Langweil. Meine ganze Beschäftigung war, einen neuen Kopfputz zweier Engländerinnen zu erforschen und die Verschiedenheit zu beachten, in welcher der Rotwein aus meinem und den Schoppen zweier Nachbarn — die sich offenbar ebenso ennuyierten als ich — verschwand. Dann habe ich in der Sofaecke gesessen und mit dem Stubenmädchen um ein Deckbett parlamentiert, bis dahin aber wird die süddeutsche Kultur noch lange nicht kommen. Man muß eben den landesüblichen Nachtfrost ertragen. Nun will ich versuchen, Herrn von Guaita [Direktor der Theater-

Aktien-Gesellschaft] im Theater zu sprechen und vielleicht etwas von seiner „Afrikanerin“ [von Meyerbeer] zu sehen.

Es ist nah an 11 Uhr, und es war bei der Afrikanerin sehr heiß, aber auch geschmacklos, wie im unentdeckten Innern von Afrika. Das Schiff mit zwei Stockwerken habe ich nun auch gesehen und bin nur mehr in meiner Einrichtung verhärtet. Das Ding sieht allem andern ähnlicher als einem Schiffe, etwa wie ein Pavillon am Alsterbassin in Hamburg, unten cabinets particuliers und auf dem Dache eine Segeldecke und Schiffsapparat zur Spielerei. Und dieser Untergang! links und rechts marschieren Felsen auf die Bühne herein und plötzlich fliegen von beiden Seiten lange Leinwandstreifen herein, die Wasser vorstellen, kindisch und stümperhaft, wie man es am Sitz des hohen Bundestages nicht für möglich hält. Und so geht es fort, die Stadt, der Garten grundmiserabel, wie von Kindern gemalt, und dieser Aufzug, diese Kostüme und diese plumpe Ausführung. Dazu saß Guaita hinter mir und pumpte Lob aus mir heraus und hätte eher Blut bekommen können als Wasser für seinen Lobdurst. — Im Zwischenakt sprach er übrigens von dem Vereinsstatut und der Praxis der Kontrolle, wie man es auch von einem Juristen und Senator nicht vermuten sollte. Das wird schöne Debatten geben. Aber eine Künstlerin ist hier bei dem Theater: Frau Fabbri [-Mulder] die Selika sang. Voll Feinheit und Verstand und zarter Empfindung, auch Leidenschaft. Aber sie ist reizlos und hat schlechten Gang und Haltung. Die Sterbeszene war erschütternd. Auch eine Ehrenerklärung muß ich dem Maler geben, der Mangarillabaum war gut, bescheidener als der unsre, viel passender für die Situation im Kolorit. — Nun schlägt's 11 Uhr im Hofe und von den Türmen, nun lege ich mich zu Bett. Gute Nacht, mein Hämchen!

Dein Eduard Dt.

Frankfurt, den 26. März 1866.

Nach einsam langweiligem, aber sehr gutem Kaffee besuchte ich Dingelstedt, der mich in rehfarbener Pikesche, gesäumt von Karmoisin-Samt und gleichfarbigen Türkenhosen empfing. Ich gedachte mit tiefer Beschämung meines grauen Schlafrockes, in dem ich bei Dir zum Kaffee erscheine, aber ich faßte mir ein Herz, da ich dagegen schwarz gekleidet und frisch rasiert vor ihm erschien. Wir konversierten lange über das Heil des Bühnenvereins, wofür er allerlei nach meiner Meinung unhaltbar erwiesene Vorschläge hat: Errichtung einer Zentralagentur und einer Zeitung. Von den verschiedenen Theaterführungen war auch die Rede, und wie Laube das Burgtheater herabgebracht durch seine moderne, französische Tendenz und die Rivalität mit den Vorstadttheatern. Über Vereinsangelegenheiten wurde dann in Galls Zimmer weiterdebattiert, weiter auch bei unserm Besuch bei Guaita. Wir fürchteten, in nicht beschlußfähiger Anzahl zusammenzukommen, und ich schlug darum vor, uns als beratendes Komitee zu konstituieren, alles fertig zu machen und dann bei den übrigen Vereinsmitgliedern zur Zustimmung umherzuschicken, die uns von der Apathie der Herren ziemlich sicher ist. Dann besah ich mir die neue Schillerstatue, deren Kostümbehandlung sehr steif und leblos ist, wie die Gestaltung des Körpers und seiner Haltung ebenfalls. Dann nahm ich im Café vor Goethes noch unglücklicherer Statue gute Schokolade, denn wir gehen erst um 5 Uhr zu Tisch, und suchte das alte Hasselche [den Hampelmanndarsteller Friedrich Hassel] vergeblich auf.

3/4 10 Uhr. Soeben aus dem Theater zurückgekehrt, wo ich die Lokalposse „d'Bürgercapitain" gesehen. Seit 1822, da ich in Frankfurt war und von dieser Posse hörte, gelang es mir nie, eine Vorstellung zu erlangen. Sie ist

wie eine Photographie der alten Frankfurter Philisterei, ebenso langweilig und salzlos als diese, aber in ihrer Lebenstreue für den Geduldigen doch sehr merkwürdig, ja anziehend. Von unserer ganzen Gesellschaft harrte ich allein aus. Holberg hat eine Ähnlichkeit damit, obwohl bei diesem mehr urkomische Gedanken herrschen. Hassel war vortrefflich in der Hauptrolle. Dies still majestätische Beruhen in der inhaltlosen Kleinlichkeit dieser Alltagsinteressen, das Selbstgefühl des alten, im Stuhl versunkenen Mannes beim Präsidieren des Klatsches seiner Schoppengesellschaft, dieser personifizierte „Brand im Hutzelwald“ [Pfälzer Gedicht von Gottfried Nadler] beim Ausbruch der Feuersbrunst und schließlich das Selbstgespräch, in dem er die Bürgertugend des Freiers seiner Tochter anerkennt, alles von treuester Natur eines trefflichen Genremalers. — Ich hatte nachmittags Besuch von Direktor [Rud.] Cerf vom Berliner Viktoriatheater, ein skandalöser Bursch, der auf Hülsens Parteilichkeit und Despotie schimpfte, und den ich mit Mühe los wurde, um wieder mit Gall, Dingelstedt, Heeringen und Putlitz zu konferieren. Die Ansichten fliegen noch durcheinander wie die Schwalben, wenn's regnen soll, das wird harte Sitzungen geben, wie sollen wir in zwei Tagen mit den Aufgaben fertig werden, die vor uns liegen! Um fünf setzten wir uns dann zu Tisch, ich neben Herrn Geh. Kommerzienrat Woltersdorff, der mich versicherte, daß er jetzt mit klassischen Stücken am sichersten spekuliere. Du lieber Gott, wohin gerät so ein theatralischer Hechelkrämer nicht! Nach Tisch sprach ich mit Dingelstedt wieder von unserem gemeinsamen Interesse am Shakespeare-Kultus, ich sagte ihm von Ottos Arbeiten und seiner Manier, er forderte mich dringend auf, ihn zu veranlassen, eine Darstellung unseres Shakespeare-Zyklus für das nächste Shakespeare-Album [Jahrbuch] zu liefern, er gibt ihm drei und mehr

Bogen Raum und bis in den Juni Zeit dafür. Das dürfte Ottos Neigung entsprechen*).

Dienstag, 27. März, früh 8 Uhr. Guten Morgen, Hämchen! Bevor mich die Tagesarbeit im Kreise dreht, schließe ich und sage Dir Lebwohl bis morgen. Ich habe wenig und unruhig geschlafen, all den Räubergeschichten nachgedacht, welche Heeringen aus guten Quellen von der Kaiserwirtschaft am Hannoverschen Hofe erzählte. Daß ein ordentlicher Mensch, der etwas mehr als seinen Vorteil sucht, dorthin gehen könnte, ist gar nicht zu denken, ich habe schon angefangen, den Brief an die Majestät zu schreiben, den werde ich dem Großherzog zeigen**), bevor ich ihn absende und damit wird die Sache zu Ende sein. Ich muß ihm [dem Großherzog] die Initiative in allem Weiteren überlassen, ich habe mir's genau überlegt. Er soll mich zu guter Letzt nicht für vorteilsüchtig ansehen, da er bisher meine Selbstlosigkeit gepriesen hat. Ich will trachten, hier am Donnerstag fortzukommen, die andern Herren wollen sich Zeit nehmen, sich noch die ganze Woche über von ihrem jährlichen Nichtstun erholen. Ich will diese Welfensache zu Ende bringen, sie auf die lange Bank schieben, ist nach verschiedenen Seiten hin bedenklich. Ade, all meine Lieben.

Eduard Dt.

---

*) Es geschah. Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. II. 277, IV. 369, IX. 321.

**) Geschah in einer Audienz am 31. März, deren Verlauf von dem ideal schönen Verhältnis zwischen Großherzog Friedrich I. und Eduard Devrient Zeugnis ablegt.

1867

Richard, dessen Gesundheitszustand sich gekräftigt, hatte in Konstanz Anstellung als Betriebsinspektor des Bahn- und Dampfschiffverkehrs gefunden. Eduard besuchte ihn dort, mit ihm ein paar Tage zu genießen und dabei dessen künftiges junges Heim einrichten zu helfen.

Eduard an Therese. Konstanz, 9. Juli 1867.

Liebes Herz!

Hier bin ich nun seit gestern nachmittag und sehr erstaunt und befriedigt von dem schönen und stattlichen Orte, der, seit ich ihn nicht gesehen, einen außerordentlichen Aufschwung genommen hat. Richard habe ich wohlauf gefunden und unausgesetzt mit ihm verkehrt . . . Er hat mir ein Eckzimmer in dem besprochenen Gasthofe ausgemacht, ich habe den Blick auf den herrlichen See mit seiner imponierenden Wassermasse, dem Leuchtturm und Richards Dienstlokal. Das Konziliumshaus ist dicht bei mir und die Bahnhöfe. Es ist ganz prächtig hier, und hundertmal schon habe ich Dich hergewünscht. Dir würde das alles ganz besonders gefallen . . . Die an sich schöne und eigentümliche Stadt mit teilweise sehr eleganten Läden usw. gewinnt durch den mächtigen See und das Hin- und Hergetriebe der Dampfschiffe etwas Freieres und Größeres, als es sonst haben würde,

und ist dabei behaglich. Auch Richards Kanzlei, die dicht an dem riesigen Dache liegt, unter dem die Schiffsarbeiten vorgenommen werden, ist eingebuscht und sehr freundlich. Er sieht alles jetzt zufriedener an und bildet sich etwas auf Konstanz ein. Wie schnell verwandelt sich dem Menschen die Welt um ihn, wenn er für sich selbst befriedigt wird! Aus meinem Fenster habe ich zwei Dampfschiffe in Sicht, dicht vor mir ist die zierliche Bade- und Schwimmanstalt, links und rechts sind Wäscherinnen auf in den See hineingebauten Gerüsten beschäftigt, viele Kähne liegen da, Reihen von Fischnetzen sind aufgehängt. Am Leuchtturm liegt Richards Schleppschiff, und trocknen seine Segel, ich höre das Hämmern vom kleinen Werfte, und alles ist schön, zierlich, elegant . . .

[Heute] um 2 Uhr fuhren wir nach der Mainau [Besitzung des Großherzogs von Baden], durch eine hoch und frei gelegene Veranda stiegen wir über eine Freitreppe die Terrasse hinauf und ließen uns vom Schloßverwalter, der, ein ehemaliger Kammerhusar, sehr erfreut war, mich wieder zu sehen, und kein Geld nachher von mir nahm, die zwei oberen Stockwerke des Schlosses zeigen. Es ist überaus opulent und dabei behaglich eingerichtet, mit teils kostbaren Möbeln vollgestopft. Ich kann aber diesen Lustsitz, auch in der jetzigen, sehr kostspieligen Verschönerung, so schön nicht finden, daß es diesen Aufwand rechtfertigte . . . Und nun sind die Ufer am See nicht nur unbedeutend, sondern meist häßlich, nur die in ewigem Dunst liegende Gegend nach den Tiroler und Schweizer Bergen zu verspricht schön zu sein, wenn es einmal klar wird. Nein, ich kann den Geschmack meiner lieben Herrschaften und so vieler Bewunderer der Mainau nicht teilen. Zurück gingen wir durch den Wald und die vielfach gewundene Straße, durch sonnige Felder, kamen um

7 Uhr nach Haus. Der Weg war weiter, als ich ihn im Sinn hatte, die Taxation richtet sich nach den Kräften des Marschierenden, und zwölf Jahre machen einen Unterschied in der Beurteilung. Ich ruhte aus und aß allein zu Nacht, Richard mußte nach seinem Bureau, dann in eine Versammlung zur Beratung der Theaterangelegenheiten, für die ich ihn instruiert habe, und endlich zum Abwarten des 12-Uhr-Zuges.

Heut, den 10. Juli, gingen wir an der Grenze vom Stadt-Gebiet gegen die Schweiz hin, sahen die Grenzbank, halb thurgauisch, halb badisch bemalt, auf der die Exilierten neben ihren Frauen straflos und unverfolgt gesessen. Gingen weiter, um die Stadt zum Hussenstein, dem man doch jetzt hat ein Eisengitter umhergeben müssen, um ihn vor Beschädigung und Besudlung zu schützen. Ein böhmischer Hussit, der hier wohnt, hat das Gitter gestiftet ...

Donnerstag, den 11. Juli. Nach 7 Uhr zu Schiff und auf der deutschen Seite des Sees hingefahren, deren Ufer so uninteressant wie der Mainau gegenüber bleiben. Endlich um 11 Uhr im Hafen zu Lindau, der mit seinem zierlichen Leuchtturm, seinem imponierenden, hochgestellten, kolossalen Löwen an der Einfahrt, dann durch die schönen Gebäude am Ufer und das Denkmal des Königs Max einen schönen Eindruck macht. Wir mußten lange warten, bis mit unzureichender Hilfe an Kranen die Güter [am Bahnhofe] gelöscht waren. Richard grimmt immer vor Neid über alle Passagiere und Güter, welche die drei andern Seemächte auf ihren Schiffen haben. Seine Wirksamkeit scheint sich gut zu machen, ich erzähle Dir mündlich davon. Endlich wurde der See durch die Bregenzer- und Schweizerberge bedeutend, wir landeten um zwölf in Bregenz, das auch durch Neubauten und Hafeneinrichtung sehr gewonnen hat. Wir aßen im ‚Österreichischen Hofe‘, zwei Offiziere der

Kaiserjäger waren am Tisch. Das Korps hat sich auch bei Königgrätz ohne Nutzen ausgezeichnet. Ich denke mir, das muß die Offiziere lebenslang wurmen. Dann machten wir uns eilig auf, durch die Stadt, zum Kapuzinerkloster aufwärts, in die Kirche eingetreten, den Gebhardsberg hinan, dessen Fußweg mir auch nicht so beschwerlich in Erinnerung war. Auf den Bänken unterwegs prächtige Blicke auf die Stadt unter uns, die reiche, blühende Natur, den schönen, bewaldeten Pfänderberg — von dem meine Ischias herstammt — und die wundervolle Fläche des mächtigen Sees. Endlich oben Kaffee genommen, der hier mit gedörrten Feigen gemischt wird und dadurch nicht angenehm, süßlich schmeckt, die Aussicht bewundert und das immer weitere Entschleiern der Schweizerberge; und wieder hinabgepregscht, um mit dem Schiffe um 3 Uhr weiter zu fahren. In der Kajüte fand ich keine Ruhe, saß also wieder mit Richard im Schutz der Kapitäns-Kajüte. Bei Fußach luden wir Güter aus und ein. Das ist ein unbedeutendes Dörfchen, wo zwei Brüder in Ausnutzung des Ausflusses des obern Rheins in den See, ein Speditionsgeschäft gegründet haben, von dem sie einen Hafendamm und Warenschuppen haben bauen können. Welche Betriebsamkeit die Schweizer beseelt, davon gibt dies Ufer, an dem wir nun bis Konstanz hinfuhren, hinlänglich Zeugnis. Der Rorschacher Berg, eine lang gestreckte, allmählich aufsteigende Höhe mit Wiese und Wald bedeckt, wimmelt von Dörfern, Weilern und einzelnen Häusern. Nicht tausend Schritte ohne menschliche Wohnung und alles wohl konditioniert. Rorschach und Romanshorn von Verkehr und Fremden voll. Das deutsche Ufer liegt fern, und seine flachen Höhen lassen den See nur um so größer erscheinen. Und wie schön waren die näheren Berge und die Ahnung der ferneren. Der hohe Säntis entschleierte sich im Verlauf der Fahrt gänzlich

und stand zuletzt, rosa angeglüht, in seiner imponierenden Herrlichkeit da; seine beiden kuppenförmigen Häupter über den gewaltigen Schroffen des Unterbaus erhebend.

13. Juli. Gestern nachmittag habe ich in Treitschke [Hist. und pol. Aufsätze] weiter gelesen, über das deutsche Ordensland Preußen. An ihm sowohl als an Sybel spürt man doch den Einfluß Macaulays [Gesch. Englands] sehr deutlich an der knappen, gehaltvollen Vortragsweise. —

Heute, Sonntag, den 14., war ich nach dem Kaffee am Hafen, Richard stellte mir den Buchhändler Meck vor, der mit ihm im Theaterkomitee ist. Ich schrieb an den Mendelssohniana, das bedeckte Wetter lud zum Stubensitzen ein, mittags wurde es schön, ich las noch in Treitschke, bis Richard mich 5 Uhr abholte, das letzte Viertel des Stadtumfanges kennen zu lernen. Aber diese Manier Treitschkes geht doch zu weit in knappen Andeutungen. Er setzt genaue Kenntnis der geschichtlichen Tatsachen beim Leser voraus, an die er nur zu erinnern brauche. Am Abendtisch besuchte uns Schulrat Seitz und erzählte sehr anziehend von den Dorfschulen, deren er an 200 zu überwachen hat und es mit vieler Selbstverleugnung tut. Er ist von sehr gesunden Ansichten und verfolgt den alten Formalismus des sinnlosen Auswendiglernens. Aber welch eine Arbeit liegt da noch vor!

[Am Nachmittag] habe ich nach dem Kaffee mit Richard Crayonzeichnungen von [Sulpice Paul Chevalier, gen.] Gavarni besehen, die wir im Wirtssaal fanden. Figuren des Pariser Lebens von frappantem und freiem Ausdruck. Die müßte eine Theaterbibliothek besitzen. Der Aufenthalt hier bleibt mir gleich lieb, durch das Zusammensein mit Richard heimisch und behaglich, auch durch meine schöngelegene Wohnung — aber mich verlangt doch herzlich zu Dir zurück. Indessen werde ich die vierzehntägige Nachkur pünktlich aushalten.

Gestern Extrafahrt bis an das Ende des Ueberlinger Sees. Wir fuhren bei zweifelhaftem, ja drohendem Wetter um 1 Uhr ab, und nicht lange währte es, so brach ein Gewitterguß über uns los. Die Damen flohen in die Kajüten, wir steckten uns zu sechsen in die Kapitänskajüte, Richard trieb sich in seinem Regenrock, nach meiner Meinung unnützerweise, draußen umher. Der Husch ging vorüber, die Gruppen stellten sich auf dem Deck wieder her und erhielten von Ueberlingen starken Zuschuß. Wirklich wurden von da an die Ufer bedeutender und anziehender, die der Schattenseite schön bewaldet mit einigen Ruinen und felsigen Einbuchtungen, um 4 Uhr kamen wir nach Bodmann, am Schluß des Sees, wo seit drei Jahren kein Dampfschiff hingekommen. Wir hatten einen lebendigen Kreis, der Lyzeumsdirektor Hoffmann mit seiner stillen, bescheidenen Tochter, Advokat Luschka mit einer hübschen, frischen, dicken Tochter, Schulrat Seitz mit seiner jüngsten, brillanten und lustigen Tochter und einer schon hoch in den Zwanzigern befindlichen, mageren und nervös aussehenden Frl. Rahn, mit feinen, noblen Zügen, schönen schwarzen Augen, eine pikante Person; diese drei hübschen Mädchen, voll von gutem Humor, gaben den Mittelpunkt ab. Es soll noch mehr anziehende Mädchen dieses Kreises geben, mich dauert schon die arme Klara [Richards Braut], sie wird Mühe haben, sich gegen diese schlagfertigen, amüsanten Dinger zu halten. Hin- und Rückfahrt machte sich aber für uns gut, und Richard ist Haupthahn unter diesen Hühnchen. Es gab mir viel zu denken. Dort in Bodmann ging die Gesellschaft nach dem Schlosse hinauf, ich blieb am Walde in schöner Aussicht auf den See sitzen, bis ich das Schiff von Friedrichshafen drüben zurückkommen sah, und wir uns wieder einschifften.

Der Großherzog hatte sich mit dem Schnellzuge an-

gekündigt und kam mit einem einzigen Kammerdiener, um nach der Mainau zu fahren und heute nachmittag schon wieder weiter nach St. Moritz zu reisen. Dies referierte mir Richard heute früh, der darum auch bis Mitternacht warten mußte, ohne bei der Sache beteiligt zu werden, denn der Großherzog will artigerweise gegen die Schweiz mit einem gewöhnlichen Schweizer Kursschiffe über den See setzen, um die Eisenbahn nach Chur aufzunehmen.

4½ Uhr nachmittags. Um 10 Uhr ging ich mit Richard ins Konstanzer Theatergebäude, dessen Fassade mit einem großen Bilde, Halbrelief, prangt, auf dem der Sturz der Arlechine und Pierrots durch Chronos' Fußstoß abgebildet ist, die Musen aus dem Hintergrund drängen. Das soll nun in diesem Hause tatsächlich erwiesen werden. Dazu ist aber der Theatersaal in den dritten Stock hinaufgewiesen, der geräumig genug, aber niedrig ist und nur eine niedrige Bühne zuläßt. Ich revidierte alles und bin der Meinung, daß, wenn die Umfassungsmauern des Hauses noch hundert Jahre versprechen, man das Geld anwenden sollte, das zweite Stockwerk dazuzuziehen, den Zuschauerraum mit einer Galerierampe zu versehen, die Bühne höher zu machen und eine Ober- und Untermaschinerie einzurichten. Dann gäbe der Zuschauerraum auch einen stattlichen Ballsaal ab, der jetzt überaus kleinstädtisch ist. Hat man dazu kein Geld, oder taugt die Umfassungsmauer nichts, so mag man die Malerei der Wände heiterer und die Bänke bequemer machen, bis bessere Zeiten kommen. Ich traf den Bürgermeister, der mir soeben hatte Besuch machen wollen, ein knorriger, tüchtiger Mann, der rastlos für die Stadt und ihr Aufkommen sorgt. Er diente prächtig einem Porträt eines mittelalterlichen Bürgermeisters mit flachem Barett und schwarzer Schaube, nur die Brille müßte er ablegen. Ich sagte ihm kürzlich meine Meinung über das Theater. In

unserm Hotelgarten fand ich den Kapellmeister [Gustav] Schmidt mit Herrn Rehfeld, Schmidt befragte mich um Orchester- und Opernangelegenheiten zu Nutzen der Leipziger Einrichtung. Nach Tisch verplauderte ich mich mit einem Kriegsrat Deimling von Karlsruhe und einem Arzte Wiehl, der bei dem Kriege in Amerika war und sonst noch viel umher. Richard war unruhig, daß der Großherzog doch noch ein eigenes Schiff verlangen dürfte und hatte eines bereithalten lassen, ging zeitig fort, und wirklich, da ich ausgeschlafen und ans Fenster trete, fährt eines unserer Schiffe mit vier bis sechs Menschen hinaus zum Hafen und das Schweizerschiff hinterdrein. Ich ging zum Hafen, erfuhr unterwegs von Deimling, Richard sei mit dem Großherzog abgefahren. Ich bin begierig, den Hergang zu vernehmen. — Heut ist der denkbar schönste Tag, der Säntis in ganzer Breite den ganzen Tag über klar, der See zauberisch schön. Ich sitze am breiten, offenen Fenster und will jetzt versuchen, meine Aussicht zu zeichnen. — Nach 6 Uhr. Es geht nicht, meine Hand zittert zu sehr, auch das Zeichnen gehört zu den abgelebten Dingen. Ich will hinunter an den Hafen. — Auf dem Hafendamme hatte ich eine schöne Aussicht. Nicht nur der Säntis, auch die Tiroler Berge und die im Rheintal zeigten sich nebelgrau, aber in bestimmten Umrissen, auch bedeutende Schneeberge, Graubündner, traten hervor. Das Wasser war voll Lustfahrender und Angelnachen, die Luft mild, im Westen aber sammelten sich graue Wolken um die untergehende Sonne. Richards Schiff blieb zu lange aus, ich ging zu Tisch, und dahin kam er dann. Er war mit dem Großherzoge und dessen Kammerdiener allein auf dem Schiffe, außer der Mannschaft und hat viel mit ihm gesprochen. Er hat sich sogleich nach mir erkundigt, und als ihm Richard erzählte, daß ich schon von der Mainau

zurückgegangen sei, wenn auch mit Anstrengung, hat er ihm aufgetragen, mir zu sagen, daß ich das ja nicht wieder tun möge, sondern wenn ich wieder zur Mainau käme, mir vom Schloßinspektor ein Zimmer geben lassen möchte, er werde von Chur aus den Inspektor instruieren. Das sind so seine Liebenswürdigkeiten. Kriegsrat Deimling saß noch bis 10 Uhr bei uns, Richard ging in die Gesellschaft „der Gerstensack", wo heut musiziert wird, er wollte mich mithaben, aber Tabaksrauch und Nachtwachen ist nicht nachkurmäßig. Nachts gab es ein heilloses Gewitter. Heute, Dienstag den 16., zeigte mir Richard sein oberes Bureauzimmer und die angrenzenden Werkstätten für die Schiffsreparaturen. Ein Schleppschiff ist unter das große Dach gezogen, soll angestrichen werden, ein anderes — „Germania" — liegt dahinter im Wasser, an der Maschine repariert und auch sauber renoviert. Richard ist im Begriff, die Leitung dieser Werkstätten zu übernehmen, der Ingenieur zögert, sie abzugeben. Aber das ist sehr hübsch, daß Richard damit in sein eigentliches Metier eintritt, aber beschäftigt wird er werden! Ich bin überhaupt mit seiner Stellung und Tätigkeit sehr zufrieden und danke Gott recht von Herzen, daß er die Dinge so gelenkt hat.

Nun leb wohl, mein liebes Herz! Es ist 1 Uhr. Richard bringt mir den Brief für Dich, wir wollen nach Tisch nach Ueberlingen fahren. Der Tag ist wieder sehr schön. Grüße die Unsern und behüte Dich Gott!

Dein Eduard Dt.

1873

Seltener und seltener unternahm Eduard allein eine Reise, der Briefwechsel hört nach und nach auf. Im Februar 1870 legte Eduard Devrient die Direktion der Karlsruher Hofbühne nieder. Das Alter trat an ihn heran, seine Schriftzüge werden zitterig. Noch einmal fuhr er hinaus, nach Weimar, um auch den jüngsten Sohn, der den Beruf des Vaters fortsetzen durfte, in seinem Wirken und in seinem Leben aufzusuchen. Die gemeinsame Herausgabe der Shakespeare-Einrichtungen sollte bei dem Zusammensein gefördert werden. Leider war es ihm nicht vergönnt, Otto in einer seiner bedeutenden Rollen, durch die er sich seinen neuen Wirkungskreis gewann, zu sehen. Die Hochzeitsfeier des Erbgroßherzoglichen Paares brachte, zumal Otto in letzter Stunde noch die Dichtung eines Bühnenfestspiels samt ihrer Einstudierung übernommen hatte, mehr zeitraubende Arbeit für seine Regie- als dankbare Vorführungen seiner Schauspielkunst. Beglückt aber fand Eduard den Sohn in dem geistig feingebildeten Kreise Weimars heimisch und anerkannt, sah er die ersten Ansätze zu der wichtigsten dramaturgischen Tat Otto Devrients sich regen, zu dem Gewinnen von Goethes „Faust" in beiden Teilen als eines Ganzen für die deutsche Bühne. Thereses Gegenäußerungen sind empfänglich und bewegt wie in der Jugendzeit; sie ist bis ins Alter die Gleiche geblieben.

Therese an Eduard. Karlsruhe, den 16. August.

Die erste Nacht ist glücklich vorüber! Gestern nachmittag und gegen Abend kam es mir so leer, unbehaglich und beängstigend vor, daß ich meinte, es würde unmöglich sein, eine längere Zeit so zu überdauern. Aber das ging bald vorüber, ich ließ mir die Gurken aus dem Keller holen, trocknete sie, bereitete alles zum Einmachen, da half Tätigkeit und der angenehme Gedanke, wie oft so viel liebe Menschen gern davon essen würden, leicht über die trübe Stimmung fort. Georg [der jetzt in Karlsruhe bei dem Statistischen Bureau angestellt war] kam abends eine halbe Stunde, ging auch ein bißchen zu Marie hinauf und versprach soviel als möglich bei uns zu sein. Als wir alles zur Nacht einrichteten, waren die Mädchen so gut, daß sie uns gewiß ein Unglück wünschten, nur um ihre Treue und Zuverlässigkeit beweisen zu können. Ich war sehr früh wach und stand auf, freute mich über den hellen, sonnigen Morgen, der Dir den Aufenthalt in Fulda recht behaglich machen wird, dann setzte ich mich zum Frühstücken und — jetzt will ich beichten, als ob Du mir schweigsam gegenüber am Tische säßest — ärgerte mich furchtbar. Worüber? — über Paul Heyse [seine briefliche Kritik der Shakespearebearbeitungen], und ich bitte Dich, antworte ihm recht stolz! — er will den Urtext lesen, um zu prüfen — wird er all die alten Quellen, aus denen Ihr geschöpft habt, auch lesen? — In der Vorrede des „Hamlet" könnte er genug finden, wenn er sich herabgelassen hätte! So, nun hast Du die Hämi, wie sie leibt und lebt.

Eduard an Therese. Weimar, 16. August 1873.

Daß ich glücklich angekommen, hat Dir Otto schon gestern abend flüchtig geschrieben ... Im Bahnhofe fand ich Otto, Marie und Hans, die lieben Menschen, froh

und frisch. Wir gingen zur Stadt, des Fahrens hatte ich genug, und Hans machte den wissenschaftlichen Führer, der mir Nahes und Fernes erklärte. Den Weg zu Ottos Hause wie dieses selbst beschreibe ich Dir nächstens, alles ist behaglich, und hübsch beisammen wohnen sie in Gartengrün eingebuscht. Schwer trennte ich mich vom Teetisch und dem Geplauder mit den lieben Kindern und schlief einige Stunden, dann aufgewacht, hielt mich die Unruh der Reise und die Neugier, bei Tage alles zu sehen, wieder stundenlang wach ...

Sonntag, 17. Otto las uns sein Festspiel*) vor, das nun doch gegeben wird, wie er Dir geschrieben ... Das Spiel enthält große poetische Schönheiten, dauernd gültige Aussprüche. Die Anordnung ist noch nicht vollendet, ich bin für eine wichtige Abänderung im letzten Viertel des Gedichtes eingetreten, Otto sitzt jetzt drinnen neben meinem Zimmer an seinem Schreibtische und arbeitet an der Anordnung. — Hans war hier, er wollte mich zu einer Partie Festungsspiel haben, und da er mich schreibend fand, ich auch drei Bogen „Coriolan"-Korrektur vorgefunden, also genug zu arbeiten habe, zog er wieder ab. Ich werde ihn suchen und mich jetzt anbieten ... Dann kamen Schölls, Vater, Frau und Sohn, ein lieber munterer, vielwissender Mann. Darauf habe ich drei Bogen vom ‚Coriolan' korrigiert. Ich lebe noch zu unruhig, um der Annehmlichkeiten recht froh werden zu können. Behüte Euch Gott, halte Dich frisch, mein liebstes Hämchen. Grüße die Kranken und Gesunden von Deinem Eduard Dt.

Therese an Eduard. [Karlsruhe, den 17. August.]

Hurra! Eure beiden lieben Briefe sind da; das war eine Freude! Georgs waren gerade hier, sie hatten alle

*) „Was wir bieten", zur Hochzeitsfeier des Erbgroßherzogs Karl August mit Prinzessin Pauline von Weimar.

mittags mit mir gegessen und konnten nun gleich die guten Nachrichten alle ganz warm bekommen. Es ist zu schön, zu schön, ich muß mir es immer ausdenken, wie Ihr da beieinandersitzt und nun gleich alles so gut besprechen könnt, wie Vater noch grade zur rechten Zeit zu dem Festspiel gekommen ist, und daß Ihr die Freude nun gleich zusammen genießt — ich bin ganz glücklich, aber ganz konfus. Solch ein Familien-Sonntag, so hübsch er ist — greift an, fast so wie Deine Eisenbahnfahrt! Aber wie hast Du es auch getroffen, welch wunderliche Gesellschaft! Nun dafür bist Du jetzt in besserer. Grüße sie nur recht, die lieben Menschen alle, und schreibe alle Tage hübsch ausführlich. Ich muß aufhören, ich bin zu müde, was hätte ich auch noch zu sagen: daß ich in steter Liebe Eurer gedenke und alles mit durchlebe. Von Tanten und Marien die allerbesten, besten Grüße. Deine Therese.

Beikommenden Brief von Hiller kann ich doch nicht zurückbehalten, obgleich mich das Porto ärgert.

Eduard an Therese.

Weimar, Montag, 18. August 1873.

Gestern abend bin ich mit Otto in die Stadt gegangen. Die Stadt macht den Eindruck, als sei sie aus einer Schachtel genommen und aufgestellt, Otto ist zurzeit mit allem zufrieden, und ich werde ihn nicht darin stören. Zu Haus las uns Otto seine Änderung vor. Es wurde noch viel debattiert, wobei Marie wieder viel Auffassungsgabe und Scharfsinn zeigte. Otto bestand darauf, noch in die Nacht hinein zu arbeiten, was ich in jeder Beziehung unzweckmäßig fand, aber die Arbeit drängt allerdings, der Kapellmeister [Eduard Lassen] will seinen Text zum Komponieren haben, der Großherzog lieber gar das ganze fertige Gedicht. Natürlich, nun soll alles geblasen sein ... Otto hat nachmittags schon

eine Dekorationsaufstellung probiert; lebende Bilder und Erscheinungen machen die Aufführung kompliziert und schwierig, zumal auf der kleinen Bühne.

Dienstag, 19., früh 9 Uhr. — Gestern am Abendtische haben wir den Hillerschen Brief gemeinsam gelesen. Er ist eigentlich sehr unnütz, aber wie Hiller mit dem Abbruch seines freundschaftlichen Verkehres mit Felix [Mendelssohn] bei seiner Erzählung sich abfinden will, sehe ich nicht ein. — Auch Heyses Brief lasen wir, und selbst Otto fand ihn nicht arrogant, Du bist nun einmal zu abgeneigt und tust daran nicht recht. Von der Feindseligkeit, die Mendelssohn von Hiller getrennt hat, kamen wir auf die Verdammung aller Rache überhaupt, aber auch auf den Spruch: „Dem Bruder, der an Dir gesündigt hat, sollst Du vergeben 77mal", und auf die Begriffsbestimmung von vergeben. Wie oft habe ich mich schon damit abgequält, mir liegt das in meinem Zwiespalt mit Emil so nah. Willkürlich vergessen kann man nicht; Vergeben aber soll mehr sein als Nichtvergelten; was soll es also sein? Und wie ist es möglich, das zu leisten? Werder hat mit Otto sehr treffend darüber gesprochen, wie der Tod meiner beiden Brüder mein Verhältnis zu ihnen gar nicht könne geändert haben. Es ist so, der Tod gleicht nicht alles aus, unsere Guttaten und Sünden folgen uns nach, d. h. sie bleiben bestehen. Was heißt nun: sie vergeben? . . .

Die „Weimarische Zeitung" habe ich gelesen, den Reinkensschen Hirtenbrief [als Bischof der neubegründeten Altkatholiken] vollständig. Das ist doch ein würdiges Zeitergebnis . . .

Weimar, Mittwoch, 20. August 1873.

Gestern gegen Abend sind wir zu vieren hinab in die Stadt, haben in der Bibliothek Bilder und Büsten von Personen gesehen, die in Ottos Festspiele vorkommen sollen. Dabei

habe ich den außerordentlichsten Eindruck bekommen von zwei an den Pfeilern sich nah gegenüberstehenden Büsten. Es ist die [Trippelsche] italienische Büste von Goethe in seiner schönsten und individuellsten Schönheit, wie ein Gott, der siegend über die Erde schreitet, und von Schiller, eine kleinere Danneckersche, die den Kampf des Geistes und die Not des Lebens auf das Eindringlichste zeigt. — Auf dem Rathause musterte Otto für seinen Zweck noch ein Bild von Bernhard von Weimar im eroberten Breisach [von Mardersteig]. Dann gingen Marie und Hans zurück, Otto und ich zu Frorieps [Witwe und Töchter des Professors Robert F.]. Wieder in ein residenzwürdiges Stadtviertel. Das Haus auf hoher, breiter Terrasse über dem herrschaftlich angelegten Garten, macht einen ebenso wohltuenden Eindruck als die muntere Mutter und die verständige älteste Tochter, die wir trafen . . .

Heut früh hatte Otto eine Konferenz bei Liszt über das Wartburgfestspiel [Text von Scheffel], wozu Liszt die Musik komponiert: sie war, bei seinem [Liszts] unklaren und fahrigen Wesen, ganz resultatlos. Du kannst denken, wie viel diese beiden, so vielfach bedenklichen Unternehmungen, zu besprechen geben . . .

[Aus Thereses Antwort.]

Donnerstag früh. Was Du vom Vergessen und Vergeben schreibst, hat auch mich schon oft beschäftigt, aber ich meine: uns ist darüber gar keine Bestimmung oder Wahl gelassen! Vergessen — liegt nicht in unserer Macht, ich kann gar nicht sagen „ich will vergessen" — es gibt sogar nichts Eigenwilligeres als das Gedächtnis. Tausend Dinge, die uns nützlich und angenehm wären — vergessen wir, und andere drängen sich mit immer gleicher Schärfe und Genauigkeit auf — die wir so gern los sein möchten. Und das Vergeben! — Damit, meine ich, haben wir nun

gar nichts zu tun. Hat jemand ein Unrecht oder eine Schuld an uns begangen, so ist das Vergeben ganz allein Gottes und seines Gewissens Sache. Nun bleibt noch das Vergelten! Du lieber Gott! welcher ordentliche Mensch denkt an Vergeltung? — ich nicht einmal, trotz meiner oft heftigen, drohenden Ausdrücke — die Du gewöhnlich mit Rachegedanken bezeichnest. Ich wüßte nicht, wie man es über das Herz brächte, irgend jemand — selbst wenn er einem ein Leids getan hat — geflissentlich dafür einen Schaden zuzufügen. So! — nun bin ich fertig und will an eine Menge Geschäfte ... Tausend, tausend Grüße Euch Lieben allen. Lebt wohl! „Ich riefe Gute Nacht, bis ich den Morgen säh'".

Therese.

Eduard an Therese. [Weimar,] Freitag, den 22. früh.

Um 10 Uhr ist Otto mit [dem Intendanten Baron von] Loën und dem Maler [Händel] nach der Wartburg gefahren, um die Lokalitäten des Saales zu prüfen und das Vorzunehmende zu besprechen ...

Deine Krankennachrichten sind gut, über Vergeben und Vergessen sind wir ja immer gleicher Meinung gewesen, und daß ich Dir's nie vergeben kann, daß Du mich nie genug geliebt hast.

Sonnabend, 23. August 1873.

Gestern nachmittag suchte ich Liszt auf, dem der Großherzog eine Wohnung beim Hofgärtner geschaffen hat. Er sieht alt und reduziert aus, hatte drei Schüler und Schülerinnen bei sich, wir wechselten einige Reden, und mein Geschäft war aus. Hin und her lief ich in der Hitze, bis ich Genasts Wohnung in einer neu angelegten Straße fand, ihn [Wilhelm, Ministerialdirektor] aber nicht. Es wird hier ebenfalls lebhaft gebaut, aber noch viel unsolider und klütriger als in Karlsruhe, obschon elegant ... Otto kam von der Wart=

burg, ganz entzückt von Schloß und Gegend. Er hatte guten Mut zu seiner Szenierungsarbeit gefunden, eine Menge dazu brauchbarer Requisiten: Möbel, Waffen, Instrumente. Er hatte einen angenehmen Tag gehabt.

Sonntag, den 24. Gestern vormittag habe ich angefangen „Romeo" für die Einrichtung anzusehen, die schwüle Luft machte mich sehr schläfrig, ich kam nicht vorwärts. Zwischen vier und fünf holten uns die Theatermitglieder [Bodo] Borchers und [Jocza] Savits mit ihren Frauen zum Spaziergange ab. Ganz traitable Leute, Borchers geschäftlich gescheit, Savits, ein geborener Serbe, ein begabter Mensch, von Wiener Zuschnitt. Wir gingen bergan in den Fasaneriewald, das „Webicht", überall schöner Baumwuchs, alles gut gehalten. Die Herren besprachen die [Deutsche Bühnen-] Genossenschaftsangelegenheiten mit großem Interesse. Dies ist in Wahrheit ein dauernder Kitt für den Standeszusammenhalt. Jenseits des schönen Waldes stiegen wir nach dem Dorfe Tiefurt hinab an der Ilm. Hier in einem wunderschönen, wieder großartig angelegten Parke, findet man ein sehr mittelmäßiges Haus, das für ein Schloß gilt, und wo der Goethesche Hof oft verweilte, und die kleine Oper von ihm, „die Fischerin", im Freien am Flüßchen, teils bei Fackelschein aufgeführt wurde. Wir erfrischten uns auf einem schönen Aussichtsplatz, der die großen Wiesenstücke und stattlichen Bäume zeigte; Theatergespräche, ziemlich vernünftige, kürzten die Zeit. Die Sonne war schon unter, als wir noch einen Gang durch den Park an der Ilm machten. Starkes Wetterleuchten begleitete unsern Heimweg.

[Heute,] auf dem Wege in die Bildergalerie sahen wir den Kirchhof der Jakobskirche, auf dem Schillers erste Grabstätte und solche von andern Notabilitäten. Das Museum ist in einfachem, schönem Stil und enthält unten schöne Abgüsse, aber auch interessante alte Bilder, am meisten

gilt mir aber Schwinds ‚sieben Raben‘, wennschon ich Prellers Folge der Odyssee-Bilder, welche die ganze Langseite eines Saales einnehmen, vortrefflich finde. Wir trafen dort das Ehepaar von Milde, anständige Leute, mir war dadurch ein Besuch erspart. — — Liszts Gegenbesuch. Er trägt sich ganz wie ein Geistlicher, im langen Oberrock mit breitem Hut. Man sucht in der Unterhaltung um alle Dinge herumzukommen. — Nun haben wir viel zu deliberieren über die „Coriolan"-Korrektur.

Montag, 25ten.

Otto las gestern abend Berichte über die Hofdilettantenspiele auf den Schlössern*) vor, auch Goethes Oper „die Fischerin" ... Du fehlst mir gar zu sehr; man wächst zuletzt so ineinander, daß man, ohne bewußtes Verlangen nach Gedankenaustausch oder persönlicher Nähe, doch das Zusammenleben braucht wie die Luft. Das ist die Macht der Gewohnheit, ich gebe das zu, ohne daß mir der Wert im Preise sänke. Mir kommt vor, als hätte ich in früheren Jahren die Abwesenheit viel besser ertragen. Die Kinder sind überaus liebevoll und aufmerksam gegen mich, vielleicht aber erinnern sie mich umsomehr an unser Zusammenleben in Karlsruhe und also an Dich. —

Dienstag, 26ten.

Wieder steht ein heißer Tag bevor, aber Ottos Geschäfte hindern die projektierte Fahrt nach Belvedere. Ich habe gestern vormittag eine Einleitung zum „Sturm" gemacht, ein großes Kostümbuch durchgesehen. Otto hatte von 5 Uhr ab in seinem Zimmer eine Konferenz über Stiftung eines Witwenfonds, wir warteten von 8 Uhr an auf das Ende, das kam aber erst um 11 Uhr. Sechs Stunden lang konferieren und rechnen, das ist rühmliche Abweichung

*) Ein Aufsatz von Dr. Alphons Peucer aus Weimar's Album zur IV. Säkularfeier der Buchdruckerkunst am 24. Juni 1840. Weimar.

von Schauspielerart. Otto hatte einen gewaltigen Arbeitstag. — Gestern, gegen Abend, machte Frau Marr [Elisabeth Marr-Sangalli] einen ziemlich langen Besuch, die Festspielangelegenheit war hauptsächlicher Gesprächsstoff . . .

Den 27. August 1873.

Ich war ganz einverstanden mit Deiner Absicht, mir selten zu schreiben, und nun ist's mir doch zu selten; mir kommt recht unrecht vor, daß ich mein liebes, kleines Hämchen so im Stich gelassen habe. Darüber will ich Dir doch erzählen, daß wir gestern wieder eine schöne Landpartie gemacht haben. Wir fuhren die schöne Allee am Rande des Parkes nach Belvedere. Die Allee kann sich mit der Lichtentaler messen, hat auch eine geraume Strecke schöne Landhäuser auf der einen Seite, aber mehr als die doppelte Länge, fast immer bergan. Die prachtvollen Baumkronen waren unser Schutz gegen die enorme Hitze. Das Schloß Belvedere, Hauptgebäude mit vier nahen Kavalierhäusern, ist fürstlich gehalten, das dabei liegende Ökonomiegebäude und Wirtshaus leistet Gutes und hat einen hübschen Aussichtsplatz auf die Stadt und den ewigen Ettersberg, der kein Berg ist, sondern nur eine mächtige Feldhöhe. Dann durchschritten wir den Park, der auf der Lehne einer Talseite bis auf die Sohle der Schlucht angelegt ist und immer auf die Waldlehne gegenüber sieht, die uns so in der Täuschung erhält, daß wir uns im Tale eines Waldgebirges befinden. Dazu sind die Wege, Baumgruppen, Wiesenlehnen und zahllose Ruheplätze mit außerordentlichem Geschmack angelegt, es war eine wundervolle Wanderung. Wir ruhten noch ein Stündchen im schönsten Abendschein und fuhren über Oberweimar durch den Park nach Haus . . . Heut am Abendtische las Marie aus Weimarischen Erinnerungen*) interes-

*) Weimar's Album a. a. O. Nr. XIII. Die Abendgesellschaften der Hofrätin Schopenhauer in Weimar, 1806—1830. Von Stephan Schütze.

sante Züge vor, von Goethes pedantischer Oberherrlichkeit in der Gesellschaft, von so vielen literarischen Notabilitäten in den Schopenhauerschen Gesellschaften.

Donnerstag, 28. August.

Ich habe einen Brief von Dir und bin ganz zufrieden, wenigstens Deine Zustände zu kennen, sie sind nicht erbaulich außer durch Deine segensreiche Nützlichkeit. Die meine hier kann ich nicht so hoch anschlagen. Ottos sind voll von Sorgfalt und Aufmerksamkeit für mich, aber ich fühle immer, was ich an Freuden und Pflichten dahinten gelassen habe. An Arbeiten bringe ich nichts als die Korrekturen zustande, von dem Manuskript des V. Bandes der Kunstgeschichte habe ich noch kein Blatt umgeschlagen, und „Romeo und Julia" treibt sich auch auf meinem Tische umher und soll gefördert werden; heut macht's Miene zum Kühlerwerden, dann werde ich arbeiten können. — 4 Uhr. Ich war vormittags bei Schöll und genoß seine Unterhaltung mit großer Befriedigung. Man hat bei ihm so gar keine Gelehrtenschrulle oder nur Eigenheit hinzunehmen, eine edle, schöne Denkweise, für gewöhnlich ohne Prätension, im Unwillen über Falsches oder Gemeines voll Eifer und Energie. Es wurde viel vom Theater, von der Schauspielkunst, von Rachel und Ristori, von der modernen Virtuosität, dann von Goethe gesprochen. Ich fand meine Meinungen bestätigt. Wir werden morgen abend hier im Hause beisammen sein. Gott behüte Euch alle.

Eduard Dt.

Freitag, 29. August 1873.

Gestern am Abendtisch kamen wir von einem Briefe der Frau Rat auf ihren Sohn, und Otto zeigte, zu meinem Erstaunen, eine genauere Kenntnis des zweiten Teiles von „Faust", als ich je vermutet hatte; ja er machte mich mit einer Sammlung unterdrückter Stellen [Paralipomena] bekannt,

die zu dem Schönsten und Bedeutendsten gehören, was Goethe geschrieben . . .

Sonnabend, 30ten.

Den vorletzten Bogen des „Coriolan" habe ich abgefertigt und die Einrichtung von „Romeo" begonnen. Gegen vier Uhr zur Stadt hinab, Besorgungen gemacht und mir fremde Straßen und Plätze besucht. Die Stadt hat Aussicht, einmal schön zu werden, wenn die vielen Hütten aus den geräumigsten Straßen werden verschwunden sein. Zu Hause deliberierten wir noch bis gegen 8 Uhr über die „Coriolan"-Korrektur. Wir plagen uns wenigstens hinlänglich um diese Herausgabe. Abends waren zwei Fräulein Froriep und Schöll mit seiner Frau bei uns, es wurde bei bloßer Teebewirtung und einigen Gläsern Bier hübsch geplaudert, der Wein wurde angeboten, aber verschmäht.

Soeben kommt Dein Brief. Sollte sich in unserem Hause das Wunder einer Wendung von Mariens Zustand vollziehen, es wäre erstaunlich und zur Vollendung unserer fünfzigjährigen Ehe eine Gabe unbegreiflicher Gnade. [Es war eine trügliche Hoffnung, ein Vorzeichen ihrer Auflösung. Sie starb am 30. April 1874.]

Therese an Eduard. Karlsruhe, den 30. August.

Es ist recht kühl geworden, mein Federbett war mir morgens beim Erwachen wieder sehr angenehm, als ich es über die unbedeckte Schulter zog. Wer mir das vor ein paar Tagen gesagt hätte! So muß man sich alles gefallen lassen, glühende Hitze und Trockenheit, kalte Luft und Regen, Sturm, Schnee und Krankheit — alles soll man geduldig hinnehmen und ertragen, rechte Sklaven, und doch wie viel Freiheit und Selbständigkeit: ich finde es heute, wo diese Gedanken mich so beschäftigt haben, recht interessant, ein Mensch zu sein.

Sonntag früh, 31ten.

Ich glaube, der Sommer ist zu Ende, die Luft riecht schon so herbstlich, besonders des Morgens. Man zieht sich wärmer an, da ist es doch auch sehr hübsch und behaglich. Deine lieben Briefe alle, auch den mit der Einlage von Marien, habe ich bekommen und darauf geantwortet: „Ich kann nicht kommen!" so lieb und verlockend auch Mariens Aufforderung ist. Ich denke, der liebe Gott läßt uns noch eine gute Weile leben und dann — dann kommen wir zusammen noch einmal.

Den 1. September. Auch heute früh ist kein Brief gekommen, nun hoffe ich auf den Mittag, ich bin sehr begierig, von Eurer Abendgesellschaft zu hören; gestern mittag schickte Frau Mathy [Witwe des Ministers Karl Mathy], mich zum Nachmittag zu sich zu bitten, da Frau Veit [Witwe von Moritz Veit in Berlin] sich für den Sonntag bei ihr angekündigt. Ich habe lange, lange nicht so schöne Stunden verlebt, als diese waren. So liebenswürdig herzlich, ja zärtlich, gescheit, warm, voll Humor, habe ich Hannchen nie gesehen; es war ganz prächtig, und wie treu liebt sie die alten Freunde, Dich, Werder, Allwine und mich, sie war ganz rührend und hat mir tausend Grüße für Euch aufgetragen. Und nun leb wohl, Du kannst Dir gar nicht denken, wie schön mir immer Dein Bild zwischen den Kindern und Enkeln dort erscheint, ich sehe Euch alle so deutlich, ein Glück, das mir sonst nie geworden ist. Lebt wohl.

Deine Therese.

Eduard an Therese. [Weimar], Sonntag, 31. August.

Allwine, welche wieder zurück ist und schon vorgestern bei uns war, als ich nicht daheim, traf ich gestern nicht, war lange bei Loën, der seine Frau dazu rief, und wo wir von Emil und Karl, von Richard Wagner und dem Bay-

reuther Unternehmen sprachen. Ich meldete mich noch beim Oberhofmarschall und ging mit Otto durch Park und Stadt zum Theater. Wir besahen lange die Doppelstatue und waren sehr befriedigt davon. Am Abendtische las ich aus der Zeitung die Thesen der in Berlin tagenden lutherischen Pastoren vor, und wir bewunderten den pfäffischen Geist, der es dem ultramontanen unserer Tage gleich tut. Nimmt man die äußerste Richtung der herrschenden Partei in Frankreich dazu, so sehen wir die bunteste religiöse Erregung vor uns, die Europa jemals aufgewiesen hatte.

Montag, den 1. September.

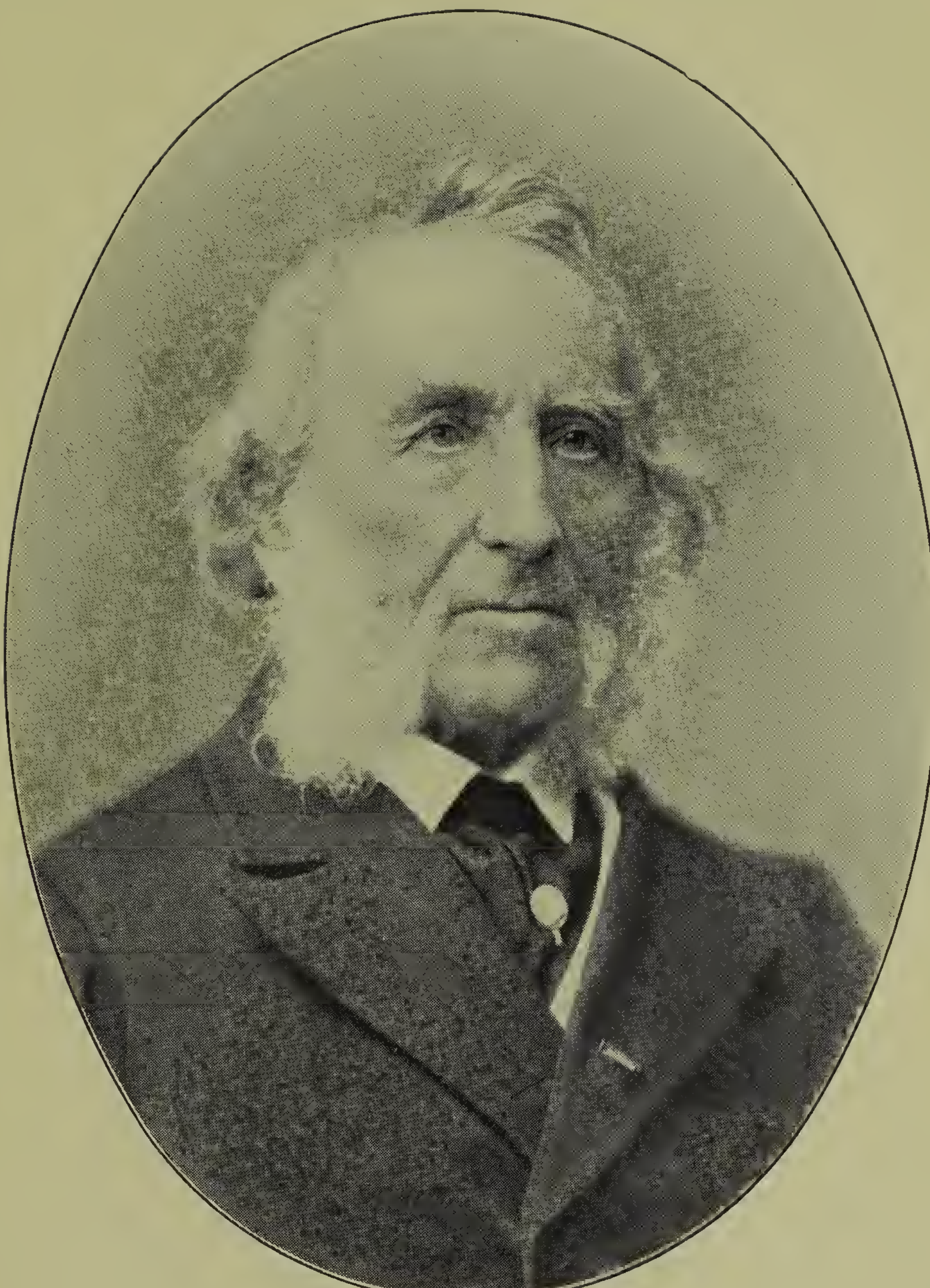
Ich habe gestern nur ein wenig am „Romeo" gearbeitet, nachmittag kam Allwine wieder zu uns. Ihr Gesicht ist voller geworden, sie trägt ihr weißes Haar in einfachen Locken unter einer Haube, sieht sehr vernünftig aus und ist es auch in allen ihren Äußerungen. Es wurde so manches Stück unseres Lebens rekapituliert, Werders Existenz im Fiedlerschen Hause besprochen, vielerlei Angelegenheiten des Theaters, an denen Allwine regen Anteil festgehalten hat. Von Putlitz fürchtet sie, er werde nicht standhalten. Um 7 Uhr brachte ich sie ins Goethehaus hinunter, wo Frau von Schmeling die Wache hält. Otto hatte am Abendtisch noch immer mit dem Festspiel zu tun. Wir lasen auch noch aus dem Weimar-Album*), denn die Abende sind schon lang, und 10 Uhr ist schwer zu erreichen. Wie wird denn mein armes, einsames Hämchen damit fertig?

Weimar, Dienstag, 2. September 1873.

Du bist ja sehr lieb, mein kleines Hämchen! so schreibselig, so herzig! Sei bedankt, den heutigen Brief hätte ich

---

*) Vermutlich nicht dem „Weimar-Album" (Lpz. 1860), sondern wieder aus dem „Weimars Album" s. o.



Eduard Devrient In den Siebzigerjahren

mir nicht vermutet. Und daß der Ton Deiner Briefe so heiter ist, erfreut uns sehr, ich glaube auch nicht, daß Du dabei wesentlich heuchelst, denn die Umstände sind freundlicher Art. Otto ist vor- und nachmittags im Theater auf Proben und Vorbereitungen. Abends las ich gestern wieder etwas aus dem Weimar-Album, dann geriet Otto auf den mangelhaften Organismus von „Faust" I. Teil, er besteht in der Tat aus unzusammenhängenden Eingebungen. Otto behauptet, der II. Teil sei ungleich organischer im Bau.

Mittwoch, 3. September.

Gestern nachmittag drohte der Regen die Sedanfeier zu hindern, sie kam aber schließlich doch zustande. Das endlose Schießen mit Büchsen, Böllern und Kanonen vermehrte sich mit der Dunkelheit, und als wir nach dem Tee einen Altan auf dem Dach des Hauses erstiegen, sahen wir nah bei der Stadt, ein großes Freudenfeuer auf einem Felsenkeller und das Gewimmel von Fackeln und Lampen, Raketen und Leuchtkugeln, sodann am Horizonte rundum die Feuerzeichen. Solche Kundgebungen zeigen den Wert großer Taten für das Volk.

Weimar, Sonnabend, 6. September 1873.

Das gestrige Mittagessen [beim Intendanten von Loën] um 3 Uhr war brillant genug, Liszt und Kapellmeister Lassen waren da und eine Baronin von Maiendorf, Russin, und da diese sämtlich gewohnt sind, Französisch zu sprechen, das Loënsche Haus sehr bereit dazu, so war nur die Rücksicht auf uns beide fähig, Strecken deutscher Konversation anzubahnen. Das machte die Sache nicht angenehm, obschon Liszt lebhaft und unterhaltend war. Ich ging von dort sofort ins Theater, hörte eine Ouver-

türe von Lassen im städtezerstörenden Wagnerstil, die zum kleinbürgerlichen Anfang des Festspieles dienen soll. Das Innere des Theaters ist sehr hübsch, die Darsteller zeigten sich ganz geeignet für ihre Rollen, die Bilder waren gelungen, dennoch muß ich für die Wirkung fürchten, denn die Musik, meistenteils Melodram, ist überall zu lang und überall so laut, daß von der Rede der Darsteller nichts zu hören, geschweige zu verstehen ist. Liszt und sein Adjutant Lassen sind hier sehr selbständige Leute, der letzte hatte es umgangen, mit Otto vorher die musikalischen Wirkungen zu besprechen. Loën, der im Parkett war, um die Wirkungen zu kontrollieren, wollte die Längen der Musik durch Langsamkeit der szenischen Vorgänge decken und fragte bescheidentlich, ob die Musik nicht um etwas schwächer sein könne, er wurde mit n e i n beschieden und mußte sich damit zufrieden geben, wofür er sich denn durch vieles Kommandieren von unten hinauf Luft machte.

Sonntag, den 7. September 1873.

Otto hatte Loën und Lassen willig gefunden, Verabredungen getroffen, worunter die über Abkürzungen jedenfalls helfen werden. Mit Marie und Hans rückte ich um 1 Uhr [zum Einzug des Erbgroßh. Paares] aus, Otto war voraus, er mußte sich mit allen Künstlern vor dem Theater aufstellen. Wir besahen diese Situation, wo — der Doppelstatue gegenüber — die Malerakademie ein großes Bild: die Beschützung der Künste, aufgestellt hatte, Tannenbäumchen standen die Straße entlang, Laubgewinde und Papierlaternen dazwischen, es war ganz hübsch. Bei Schölls fanden wir die Tochter, die Söhne — bei dem ältesten brachte ich meinen Hardeck-Gruß an — Fr. von Milde und unter mehreren jungen Mädchen und alten Damen auch die Frau des Zeitungsredakteurs v. B o j a n o w s k y. Der Einzug war sehr hübsch, das junge

Ehepaar sehr vergnügt — ich erzähle Dir davon. Um 5 Uhr war wieder Probe, die leidlich ging, wie dergleichen gehen kann, was nicht auf die Darsteller, sondern auf Beleuchtung, Dekoration und gespanntes Aufpassen von hundert Menschen gestellt ist. Die Melodrammusik war wieder viel zu laut, und das wird, obschon ich mir die Freiheit nahm, Lassen selbst deshalb zu interpellieren, auch so bleiben. Die Theatermitglieder sind alle sehr freundlich gegen mich, ich habe — bis Otto sich von tausend Nachbesserungen losreißen kann — Konversation auf der Bühne [gehabt]. Nun hatte sich auch noch durch fremde Delegierte eine Konferenz in Genossenschaftsangelegenheiten zusammengefunden, von der sich Otto nicht wollte zurückhalten lassen. Wir gingen also nach Haus, holten Hans zur Stadtbeleuchtung ab. Die Beleuchtung hatte im Park schöne Momente, der endlose Zug von Papierlaternen sah einer kleinen Stadt gar nicht ähnlich, er hatte drei Musikkorps und machte im Schloßhofe großes Hallo, wo das junge Ehepaar salutierte, und der alte Kaiser — wie es schon nachmittag geschehen war, zur Belohnung des Jubels herausgeholt, und wie rasend gebrüllt wurde. Der weiße Bart des Kaisers ist eigentlich der Reichssammelpunkt, wenn er den rasierte, wärs aus mit Deutschland! — Otto kam erst um 12 Uhr [von der Sitzung der Bühnengenossenschaft] nach Haus.

Die Kinder protestieren gegen meine Abreisepläne, behaupten; erst nach dem Festspiele könne unser Zusammenleben beginnen. Ich denke, nur den „alten Magister“ noch abzuwarten, um Otto im neuen Fache, als der alte Spieler, zu sehen, dann komme ich wieder zu Dir, mein liebes, kleines Hämchen; behalte mich lieb

Dein Eduard.

Therese an Eduard. [Karlsruhe], Sonntag früh.

Die Vornehmen werden wirklich nicht bloß von den Menschen verzogen, der liebe Gott verzieht sie auch. Was war das gestern zu dem Einzuge für ein herrlicher Tag, und heute ist es, wenigstens hier, trüb und regnerisch. Ihr könnt denken, wie wir gestern Euch begleitet haben und den angenehmen Tag mit Euch genossen. Nun geht es ins Festspiel, alles Glück und Segen dazu; daß der Kaiser nicht dabei sein wird, tut einem schrecklich leid. Wie gespannt ich auch bin, kannst Du denken, Du weißt ja, wie sympathisch mir Ottos Dichtungen sind. — Einen Brief von ihm habe ich jetzt nicht erwartet, Du bist ja so lieb mitteilend, und auch Marie hat uns ausführlich geschrieben, nur seinen Namen möchte ich einmal frisch wieder von ihm geschrieben sehen; so närrisch ist eine alte Mutter!

Eduard an Therese. Weimar, den 8. September 1873.

Heute also läuft Ottos erste Arbeit im neuen Standorte vom Stapel. Er ist in größter Aufregung, hat gestern in der Dämmerung noch die Standbilder von Herder und Wieland gezeichnet, sich und uns mit einer Abänderung des Bildes von der heiligen Elisabeth geplagt, sich den Ferienbart abgeschnitten und die Schillerstatue vor dem Spiegel geübt und kam halb abgestorben ins Bett. Heut ist er dann wieder auf und fort ins Theater, wohin ich Marie zur letzten Probe um 11 Uhr führe. —

Therese an Eduard. Karlsruhe, den 9. September.

... Daß Du Otto gerade nur in der Rolle des alten Spieler sehen wirst, ist mir gar nicht recht. Mephisto, Franz

Moor — sind doch immer bedeutende dichterische Aufgaben, die sein Geist bezwingen und welche Dir jedenfalls imponieren und gefallen würden, der Spieler ist eine ganz interessante, hübsche Schauspieler-Rolle, die ein Künstler, wie Lange z. B. und viele andere brillant spielen können. Ich fürchte, er wird Dir am Ende nicht ganz gefallen — in dem neuen Fache und vor Deinen kritischen Augen — und das würde Dir und ihm Eure schöne Stimmung verderben. Ich habe zu viel solcher Abende erlebt, um nicht in Angst zu sein.

Gestern abend hatte ich töricht immer auf ein Telegramm gehofft und bin nun, da es ausgeblieben, in Sorge, der Abend sei nicht so günstig ausgefallen, als ich es erwartet. Doch der Brief soll fort, tausend Grüße.

Deine Therese.

Eduard an Therese. Dienstag, den 9. September.

So ist denn der Tag banger Sorge und Arbeit vorüber und das Werk vollkommen geglückt. Die Musik war noch zu lang, aber nicht mehr zu laut, die Worte wurden, Dank dem überaus lobenswerten Vortrag verstanden. Frau [Louise] Hettstedt, welche den Genius spielte, ist eine außerordentlich gute Schauspielerin, aber alle waren gut auf ihren Plätzen. Wir haben gestern nachmittag an Dich und Frau Roman [Ottos Schwiegermutter] Druckexemplare abgesandt, Ihr habt also jetzt eine Anschauung von dem Gedichte und seinen wirklichen Schönheiten — des Genius Rede über die Poesie ist mir sehr lieb — die Bilder und Erscheinungen erkläre ich Dir mündlich. Wir waren sehr glücklich über diesen Ausgang und bis in die Nacht hinein munter, da wir noch die IX. Sinfonie bis 10 Uhr angehört und bei der Beleuchtung der Stadt — vom Theater zum Schlosse — verweilt hatten. Das

ist nun ausgesorgt, nun kommt meine Reisedisposition, die von dem wandelbaren Repertoir abhängig wird. Mich verlangt dringend nach Haus und zu Dir, und doch will ich hier den Zweck nicht ganz verlieren. Lange war ich bei der Marr, die eine sehr gescheite Frau ist und sehr anziehend von Marrs Direktion hier und deren Scheitern an der heillosen Finanzorganisation und deren Praxis sprach. Marrs rohe Ehrlichkeit erzeugte Konflikte, die ihn unmöglich machten. Die Einzelheiten dieser Erzählung, der Blick in die Intriguen mit Liszt, dann Dingelstedts Wirtschaft, alles das war mir außerordentlich merkwürdig und zeigte mir die Unsicherheit des Bodens hier. Die Ehrenhaftigkeit Marrs tritt aber aus all seiner von der Frau unverhehlten Pöbelhaftigkeit doch leuchtend in vollem Kunstenthusiasmus hervor. — Wir machten einen schönen Spaziergang, in hellen Stunden bei Sonnenuntergang, zum Schießhause und der Arbeit an der neuen Eisenbahn nach Jena. Am Abendtische regulierten wir die Korrektur zum „Cäsar".

Mittwoch, den 10ten.

Deinen Brief mit Deiner Sorge um den Ausfall des Festspiels habe ich und werde von den Kindern weidlich ausgescholten, daß ich Dir nicht am neunten in der Frühe Bericht gesandt. Ich rechnete bei Dir auf die Wirkung des gedruckten Büchleins, nun aber drängen die Kinder auf Absendung dieses Blattes, Otto verlangt es auf seinem Wege zur „Götz"-Probe mit hinunter zu nehmen. Ich soll Dir nun sagen, daß von allen Seiten der Ausdruck des entschiedensten Lobes uns zukommt und der Genugtuung, daß Otto für Weimar gewonnen ist.

Nun soll der Brief fort und mit ihm das Bekenntnis meiner Ungeschicklichkeit, daß ich Dir nicht wirklich gestern früh telegraphiert habe und auf Deine Beruhigung durch

die Kenntnis des Gedichtes zu viel gerechnet habe. Die Kinder kennen Dich besser als ich, das ist eine große Schande im goldenen Ehejahre, laß Deine Vergebung sie von mir nehmen! Tausend Grüße! Eduard.

Therese an Eduard. Karlsruhe, den 10. September.

Ich muß Euch gleich von meiner Freude über das Festspiel sagen, die es mir beim Lesen — je öfter je mehr — gemacht hat. Gestern, gegen Abend, als ich von Frau Wendt nach Hause kam, rief mir Lore es gleich entgegen. Mit Hut, Tuch und Gummischuhen setzte ich mich und stürzte mir es so hinein, daß ich wie betrunken davon war und gar nichts recht verstanden hatte. Ich ließ die Lampe anzünden, legte indes meine Sachen ab und setzte mich vernünftig dazu hin. Nun erst verstand ich alles, nun erst, und je öfter ich es las, hat mich der Reichtum der Gedanken in Erstaunen gesetzt, die Schönheit, Wärme und Begeisterung mich mit begeistert und entzückt, ich bin wieder sehr glücklich über diese Arbeit und freue mich, wenn Du sie uns vorlesen und das Nötige dabei erklären wirst. Ach ich kann gar nicht sagen, wie bewegt ich wieder davon bin. Lacht nicht über mein verworrenes Geschreibsel, ich konnte nur nicht warten, Ihr solltet gleich von unserer Freude hören.

Leb wohl und froh — ich bin so in Gedanken bei Euch, daß ich dabei gar nicht hier bin. Das Festspiel und meine Brille trage ich den ganzen Tag mit mir umher.

Deine Therese.

Beeile Deine Abreise ja nicht, man bereut immer, wenn man so etwas — was so leicht nicht wieder kommt — schnell abgebrochen hat.

Eduard an Therese. Weimar, Freitag, 12. September.

Du liebes, kleines Hämchen, wie prägt der Eindruck, den Dir Ottos Festspiel gemacht, wieder Dein ganzes Wesen aus, und wie tief erfreut sind Otto und Marie davon.

Gestern vormittag habe ich mit Schöll und seinen Söhnen bei ihm geplaudert, über Wagners Bayreuther Gründung, und über Virtuosenwesen. Auf der Probe von „Götz" war ich auch und sah, daß Otto mit Ruhe und Freundlichkeit alles ausrichtete, worauf es ankommt.

Weimar, Sonnabend, 13. September 1873.

Gestern abend hatte Otto zuerst einen Besuch eines Autors, eines österreichischen Offiziers, der so interessant von seinen Standquartieren in ungarischen und kroatischen Dörfern erzählte, daß wir darüber verspätet zu Schölls kamen, wo wir unter andern den Gymnasialdirektor Rassow fanden, der mir im Gespräch sehr wohl gefiel, ein energischer Mann und maßvoll. Unterhaltung und Ton der Gesellschaft taten uns sehr wohl . . .

Montag, 15. September.

Otto probierte wieder bis 2 Uhr, mußte dann wieder um 3 Uhr hinunter, der Großherzog will um vier der Probe vom Wartburgfestspiel beiwohnen. Er wird erdrückt von der Arbeit und könnte sich doch erleichtern. Jetzt beschäftigt ihn die Regie von sechs Stücken, worin er drei neue Rollen hat und das binnen vier Tagen. Die Korrekturen [des Shakespeare] bleiben liegen. Er mag heut abend nicht zu Frorieps gehen, will zu Haus arbeiten, das darf aber nicht sein . . .

Dienstag, 16. September 1873.

Gestern abend war es sehr angenehm bei Frorieps. Die korpulente schwäbische Mutter ist jedermann sympathisch;

sie hat auch viele Berliner Erinnerungen an nunmehr ausgestorbene Kreise. Ihr Sohn [August Froriep, jetzt Professor in Tübingen], ein Student der Medizin vor dem letzten Examen, die beiden Töchter, alle von freier Bildung und anspruchsloser Einfachheit. Schölls waren da, er versteht jeden Moment des Gespräches durch Anekdoten zu illustrieren. Eine Vorsteherin des Sofienstiftes [Fräulein v. Peuda] und der Tenor Borchers mit seiner Frau schlossen den Kreis ab. Schade, daß dies angenehme Haus eine halbe Stunde von Ottos Wohnung entfernt ist, er wohnt aber überhaupt zu entlegen.

Um 4 Uhr. Nach einer Korrektur bin ich ins Theater gegangen, habe Proben von dem einaktigen Lustspiel „Im Sturm" gesehen, worin Otto sehr gut spielt, und vom „alten Magister", worin er die Rolle in guter Haltung hat, aber noch einige Drücker wünschen läßt. Der alte Magister [Guido Lehmann] war zu grau und monoton gefärbt. Lehmann ging mit uns und verlangte meine Meinung zu hören. Ich machte ihn denn auf die Momente aufmerksam, die auf den sorglosen Leichtsinn und auf die Affenliebe zu dem Pflegsohn deuten, und daß, wenn der alte Student nicht in ihm stäke, er gar nicht zu dem Duell kommen würde. Es leuchtete ihm ein, wie er sagte, und ich bin begierig, ob er die neue Färbung trifft. Wir hatten kaum Zeit zum Essen, so mußten wir wieder ins Theater, der Großherzog hatte sich für 3 Uhr zu einer Probe von dem Duellstücke angemeldet . . .

Mittwoch, 17. September.

Nachmittags korrigierten wir einen „Cäsar"-Bogen, und ich begleitete Otto auf Geschäftswegen, am Abendtisch hatte er ein elendes Stück von Benedix der Regie wegen durchzunehmen, ich las mit Otto über „die lustige Zeit in Weimar". Welch ein kleiner, dörflicher Kreis war das damals, wie

unbegreiflich nach heutigen Anschauungen, der Aufenthalt der berühmtesten Männer! Und gar Goethes Festhalten daran; aber wie weise war es!

Wir waren im Schillerhause, wo wir, trotz der Einschmuggelung nicht dahin gehöriger Dinge, doch von den Räumen wieder recht andächtig gestimmt wurden. Meine Briefe sind jetzt recht knapp und trocken, ganz im Stil eines Tagebuches, ich habe keine Ruhe mehr zur Ausführlichkeit, und meine Stimmung ist nicht mehr hier zu Haus. Ich will Dir mündlich viel erzählen, habe Geduld mit meinen Berichten. Ich tauge auch geistig nicht mehr zum Reisen, die Anziehungskraft des Fremden dauert nicht. Das Alter verlangt nach Ruhe und nach dem Langgewohnten. Heut will ich etwas vom „Fidelio" hören, morgen die böhmische Schauspielerin [Fräulein Czermak]. Grüße alle unsere Lieben, Georg besonders für seine treulichen Besuche. Noch einmal bekömmst Du einen Brief von Deinem Eduard.

Therese an Eduard. Karlsruhe, den 18. September.

Da sind ja lauter wundervolle Nachrichten, die Eure beiden letzten Briefe brachten. So scheint Otto den rechten Boden gefunden zu haben, wo er wachsen und gedeihen kann. Daß er auch in dem ästhetischen Goethekreis solche Anerkennung findet, ist gerade für [sein Wirken in] Weimar gewiß vom höchsten Werte . . .

Eduard an Therese. Weimar, 19. September 1873.

Bei Frorieps mit den angenehmen Menschen eine Abschiedsstunde verplaudert. Otto mußte nach Eisenach. Nachmittags zum Abschied bei Allwine, abends mit Marie. Ich las ihr von Goethe vor, vor dem ich doch den größten Respekt bekomme.

Sonnabend, den 20ten.

Angefangen zu packen. Otto war 3 ½ Uhr nachts von Eisenach gekommen und heute seit 9 Uhr auf der Probe. Ich nahm bei der [Emilie] Merian ihre Einladung auf heut abend nach dem Theater an, war zum Abschied lange bei Schölls, dann auf der Probe zum letzten Akt des „Magisters“. Um vier zum Abschied bei Loën, der sehr schön von Otto spricht: er habe nicht nur Eifer zur Pflichterfüllung, sondern seine Tätigkeit zeige eine geheiligte Begeisterung. — Ich fahre morgen früh gegen 9 Uhr ab, Freytag holt mich um 10 Uhr in Gotha ab, ich will dort um 2 ½ Uhr wieder weiter bis Fulda, Montag früh über Frankfurt zu Dir, wo ich vermutlich um 2 Uhr ankomme. Endlich, endlich! Grüße alle, wie ich von hier grüße. Ade! Dein Eduard.

1876

Im geistigen Weiterleben mit den Söhnen besteht der Ausklang des Lebens der beiden. Im Februar 1874 versammelte die Goldene Hochzeit Kinder und Enkel aus Nord- und Mittel- und Süddeutschland um sie. Im Sommer besuchten Eduard und Therese gemeinsam noch einmal die Weimaraner. Als Otto 1876 zum Oberregisseur an das Mannheimer Theater berufen, den Eltern wieder näher gekommen war, eilte Therese hinüber, sein neues Heim kennen zu lernen und ihrem Eduard davon zu berichten. Eduards letzter Brief dorthin faßt in aller Knappheit noch einmal die Stimmung des ganzen gemeinsamen Lebens zusammen.

Karlsruhe, September 1876.

Warum Deine Abwesenheit mir unbegreiflich ist, weiß ich nicht zu sagen; aber daß mir fehlt, was mir das Leben behaglich macht und lebenswert, das verschlafe ich nicht und vergesse es nicht; so fleißig Georg und Elise mich besuchen, und die Kinder meine Mahlzeiten teilen. Verändert ist hier nichts im Hause, außer daß die Frau fehlt, ich werde mir einmal nichts daraus machen. Sehr lieb ist mir, daß Ottos Haus durch Dich gekannt wird, und daß sein Arbeitsfeld Dir geläufig wird. Du wirst uns zu erzählen haben. Bleib nur da, so lange Du Ruhe hast.

Dein Eduard Dt.

Lenore grüßt Dich natürlich besonders.

Am 4. Oktober 1877 starb Eduard Devrient, Therese überlebte ihn vier Jahre.

Register

märzlichen Deutschland suchen. Das macht den Wert und die Eigenart dieser Selbstbiographie aus, daß sie wesentlich und vor allem Familiengeschichte und Schilderung deutschen Familienlebens ist, daß eine durch und durch familiär angelegte Frauenseele, eine Tochter, eine Gattin und Mutter dieses Buch geschrieben hat, die alles mit Tochter=, Gattinnen= und Mutteraugen ansieht und der das eigene Heim zum Mittelpunkt der Welt wird.

Julius Hart im Tag.

Es ist ein einziger Glücksfall, daß dieses Buch geschrieben wurde und uns erhalten ist, denn es hält für künftige Generationen mit äußerster Treue den Typus der gebildeten Frau jener Tage fest.

Neue Badische Landeszeitung Mannheim.

Es sind Lebenserinnerungen, die die Verfasserin für sich niedergeschrieben hat, ohne an eine künftige Veröffentlichung zu denken, und die sich doch lesen wie ein Roman, den eine Meisterhand wie nach einem wohldurchdachten einheitlichen Plan verfaßte. Das ist das beste Zeugnis für ein solches Buch, wenn es keine künstlerischen Effekte beabsichtigt — und doch die höchste Wirkung erreicht.

Jenaische Zeitung.

In der Tat: Therese Devrients Jugenderinnerungen sind eine der liebenswürdigsten Überraschungen auf dem Gebiete der Memoirenliteratur; man erwartet ein Werk, das hauptsächlich für Gelehrte und Kunstfreunde, für einen engen Kreis von Interessenten ist, und findet Schilderungen, die in allen Kreisen auf Teilnahme rechnen können.

Brücke zur Heimat.

Dies ist eins von den Büchern, bei denen man bedauert, am Ende angelangt zu sein, und die man mit er=

höhtem Genusse das zweite Mal liest. Anmutig und natürlich führt uns hier die Feder einer warm und tief empfindenden Frau mit treffend klarem Urteil ein Lebens- und Kulturbild aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vor Augen, und über all dem, was sie uns so ungekünstelt von Freud und Leid, Großem und Kleinem berichtet, liegt der Zauber ihrer liebenswürdigen, harmonischen Persönlichkeit.

Kreuzzeitung, Berlin.

Mit steigender Teilnahme und wachsender Begeisterung habe ich sie zu Ende gelesen. Dies Buch verdient den Ehrentitel, es sollte bald ein Hausbuch werden. Wie es geschrieben ist, frisch vom Herzen weg, mit offenem Auge und klarem Blick, so muß es auch gelesen werden, so wollen wir es lesen. **Dr. Willy Friedrich im Hamburgischen Correspondenten.**

Ein wunderhübsches Buch für jeden, dem noch Herz und Gemüt, geistige und innere Interessen mehr sind als der ganze Tamtam unserer heutigen äußerlichen Geld- und Scheinkultur. Ein paar Seiten dieses Buches nehmen den Empfänglichen sogleich mit dem ganzen Reiz jener vielgeschmähten vormärzlichen Zeit gefangen, in der gute fühlende Menschen noch eine andere Bedeutung hatten als heute, in der inneres Glück nicht so selten war wie jetzt.

Georg Steinhausen im Archiv für Kulturgeschichte.

Es sind Aufzeichnungen einer ausnehmend glücklich veranlagten Frau, die ihrem Gatten als Erlöserin von manchem Schmerz, als Trösterin bei unausbleiblichen Enttäuschungen, aber auch als frohe mitgenießende Freundin zur Seite stand, die, ganz abgesehen von ihrer Verbindung mit einem bedeutenden Gatten, ein gemütvolles Eigenleben geführt hat, das schon um seiner selbst willen zu liebevoller Betrachtung

einlädt. Sie breitet es lustig und glänzend aus, das zusammengefaltete Leben, in Erzählungen, die durchweg den Charakter sittlichen Ernstes tragen, obwohl nicht selten der Schalk der Erzählerin im Nacken sitzt. **Kölnische Zeitung.**

Therese hat einen höchst interessanten Stoff vorzutragen, sie weiß ihn reizvoll darzubieten, eben weil sie ein Mensch für sich ist. Sie bleibt bis zuletzt ein Weltkind unter den Propheten. Sie spielt nicht die Naive, sie posiert nicht, sie ist natürlich und wirkt in ihrer echten Natürlichkeit.

Ludwig Geiger in Bühne und Welt.

Eine Mutter hat diese Jugenderinnerungen für ihre Kinder niedergeschrieben; aber wir dürfen dem Enkel dankbar sein, daß er sie einem weiteren Leserkreise zugänglich macht. In ihrer Natürlichkeit, die nichts verbirgt, weil sie nichts zu verbergen hat, sprechen sie zu jedem empfänglichen Herzen. Denn wie die Welt umher sich auch gewandelt, so sehr hat unser Gefühlsleben sich nicht vergröbert, hat das Verhältnis von Mann und Frau sich nicht verschoben, daß das, was unsere Voreltern Tugend, Reinheit, Unschuld, Glück und Schönheit nannten, in der Gegenwart nicht mehr verstanden werden sollte. Nein, die beiden Grundmotive dieser Aufzeichnungen, Kunst und Liebe, werden immer die Mächte bleiben, die der Menschheit nicht verloren gehen dürfen.

Julius Rodenberg in der Deutschen Rundschau.

Dieses unermüdliche Ringen und Kämpfen, diese zähe Ausdauer einer zarten Frauenseele inmitten aller Wechselfälle verfolgen zu dürfen, gehört zu den intimsten Reizen dieser Memoiren, deren Lektüre einen ebenso hohen als reinen Genuß gewährt. **Basler Nachrichten.**
